

# Christoph Columbus

## Das Bordbuch der ersten Fahrt



*MaYa-ebook*



1. Ausgabe 2002

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.  
© Alle Rechte bei Norbert Fiks, Leer



ein *MaYa-ebook*  
maya@fiks.de

Weitergabe von unveränderten Kopien dieser Datei  
sind ausdrücklich erwünscht.  
Der Autor bittet aber um eine Benachrichtigung.

# Inhaltsverzeichnis

|   |            |
|---|------------|
| <b>Inhaltsverzeichnis.....</b>  | <b>3</b>   |
| <b>Vorrede.....</b>   | <b>4</b>   |
| <b>3. August - 5. September 1492: Von Palos zur Insel Gomera .....</b>  | <b>7</b>   |
| <b>6. September bis 11. Oktober 1492: Über den Ozean.....</b>   | <b>10</b>  |
| <b>12. Oktober bis 27. Oktober 1492: Ankunft in Amerika.....</b>  | <b>22</b>  |
| <b>28. Oktober bis 11. November 1492: Entdeckung und Erkundung von Kuba .....</b>                                 | <b>42</b>  |
| <b>12. November bis 5. Dezember 1492: Erkundung der Karibik .....</b>   | <b>55</b>  |
| <b>6. bis 24. Dezember 1492: Entdeckung und Erkundung der Insel Hispaniola .....</b>                              | <b>81</b>  |
| <b>25. Dezember 1492 bis 3. Januar 1493: Schiffbruch der "Santa Maria" und Bau des Forts La<br/>Navidad .....</b> | <b>111</b> |
| <b>4. bis 15. Januar 1493: Columbus tritt die Rückreise an .....</b>  | <b>124</b> |
| <b>16. Januar bis 14. Februar 1493: Fahrt über den Atlantik.....</b>  | <b>138</b> |
| <b>15. Februar bis 3. März 1493: Auf den Azoren.....</b>  | <b>149</b> |
| <b>25. Februar bis 3. März 1493: Weiter über den Atlantik.....</b>  | <b>158</b> |
| <b>4. März bis 12. März 1493: Wieder in Europa.....</b>   | <b>161</b> |
| <b>13. bis 15. März 1493: Rückkehr nach Spanien .....</b>   | <b>167</b> |

# Vorrede

Im Namen unseres Herren Jesus Christus

An die allerchristlichsten, allerhöchsten, erlauchteten und mächtigsten Fürsten, den König und die Königin der spanischen Länder und der Inseln des Meeres, unsere Herren.

**I**m gegenwärtigen Jahre 1492, nachdem Eure Hoheiten dem Kriege gegen die Mauren, die noch in Europa herrschten, in der gewaltigen Stadt Granada ein Ende bereitet hatten, also in jener Stadt, wo ich am Zweiten des Monats Januar dieses selben Jahres mit eigenen Augen sah, wie dank der Waffenerfolge die königlichen Standarten Eurer Hoheiten auf den Türmen der Alhambra, welche die Festung der vorgenannten Stadt ist, hochgezogen wurden und wie der maurische König seinen Palast verließ, um die Hände Eurer Hoheiten und des Fürsten, meines Herren, zu küssen; auf Grund der Berichte, die ich Euren Hoheiten über die Länder Indiens und über einen Fürsten, genannt der »Große Khan«, was in unserer Sprache soviel bedeutet als "König der Könige", zu geben in der Lage war, und im Hinblick auf die Nachricht, daß dieser selbst und seine Vorgänger viele Male Boten nach Rom entsendet hatten, um gelehrte Doctores unseres heiligen Glaubens zu ersuchen, sie darin zu unterweisen, der Heilige Vater aber ihnen niemals Gehör geschenkt habe, weshalb so viele Seelen verlorengingen, die dem Götzendienste verfielen und verworfenen Sekten beitraten - in jenem gleichen Monat also erwogen Eure Hoheiten, in Ihrer Eigenschaft als katholische Christen, als Freunde und Verbreiter des heiligen christlichen Glaubens und als Feinde der Sekte Mahomed's und jedes andern Götzdienstes und Sektiererwesens, ernstlich den Gedanken, mich, Christoph Kolumbus, nach den vorgenannten Gegenden Indiens zu entsenden, um jene Fürsten, Völker und Orte aufzusuchen und die Möglichkeiten zu erwägen, wie man sie zu unserem heiligen Glauben bekehren könnte. So wurde mir der Auftrag zuteil, mich nicht auf dem Landweg, wie es bisher üblich gewesen, nach dem Fernen Osten aufzumachen, sondern in westlicher Richtung aufzubrechen, also auf einen Wege, den nach unserm Wissen bis auf den heutigen Tag noch niemand befahren hatte.

Nach Vertreibung aller Hebräer aus Ihren Königreichen und Herrscharen befahlen mir Eure Hoheiten im nämlichen Monat Januar, mit einer hinlänglich starken Armada nach den genannten Gestaden Indiens in See zu stechen. Bei dieser Gelegenheit erwiesen Eure Hoheiten mir viele Bezeugungen Ihrer Gunst, indem Sie mir den Adelsrang und das Recht, mich künftighin als "Don" zu bezeichnen, verliehen, mich ferner zum Großadmiral des ozeanischen Meeres, Vizekönig und ständiger Gouverneur aller Inseln und des Festlandes, die ich entdecken und erobern und die man in Zukunft im Ozean entdecken und erobern würde, erhoben und bestimmten, daß mein Erstgeborener, mit denselben Rechten ausgestattet, mir nachfolgen und dies von Generation zu Generation so bleiben solle.

So fuhr ich am 12. Tage des Monats Mai desselben Jahres 1492, an einem Samstag, von Granada ab und begab mich nach dem Orte Palos, der ein Seehafen ist, allwo ich drei für dieses Unternehmen sehr geeignete Schiffe ausrüstete. Am 3. August dieses Jahres, an einem Freitag, verließ ich diesen Hafen, wohlversehen mit Lebensmitteln und Mannschaften, eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang und nahm Kurs auf die Kanarischen Inseln, die zum Besitz Eurer Hoheiten gehören und im genannten Ozean liegen. Von hier aus wollte ich meine

Fahrt antreten und so weit vordringen, bis ich nach Indien gelangte, um jenen Fürsten die mir von Euren Hoheiten anvertraute Botschaft zu überbringen und mich auf diese Weise meines Auftrages zu erledigen.

Daher habe ich mir vorgenommen, Tag um Tag auf das gewissenhafteste alles, was ich auf dieser Reise tun oder sehen werde, und jeden Vorfall niederzuschreiben, wie wir späterhin sehen werden. Und während ich, meine fürstlichen Herren, des Nachts aufschreiben werde, was sich tagsüber zugetragen hat, und im Laufe des Tages das in der Nacht Vorgefallene aufzeichnen werde, habe ich mir überdies vorgenommen eine neue Seekarte zu zeichnen, auf der ich die geographische Lage des ganzen Ozeans und der Länder dieses Ozeans angeben werde. Außerdem werde ich ein Buch zusammenstellen, worin ich alles nach äquinoktialer Breite und westlicher Länge bildhaft darstellen will.

Um dies alles vollbringen zu können, wird es unbedingt nötig sein, daß ich den Schlaf vergesse und meine ganze Aufmerksamkeit der Navigation zuwende; denn nur so wird es mir möglich sein, meine Aufgabe zu erfüllen. Dies wird unsäglich viel Mühe kosten.

3. August - 5. September 1492:  
Von Palos zur Insel Gomera

Freitag, 3. August 1492

Wir verließen am Freitag, 3. August 1492 um acht Uhr die Saltesbank und fuhren bei oftmaligem Wenden bis zum Sonnenuntergang 60 Seemeilen gegen Süden, was 15 geographischen Meilen entspricht, dann nochmals in Richtung Süd-zu-West, also mit Kurs auf die Kanarischen Inseln.

Samstag, 4. August

Wir fuhren mit Kurs Südwesten zu Süden.

Sonntag, 5. August

In Tag- und Nachtfahrt haben wir mehr als 160 Seemeilen zurückgelegt.

Montag, 6. August

Das Steuerruder der Karavelle "Pinta", die unter dem Befehl des Martin Alonso Pinzon stand, brach oder sprang heraus, was ein gewisser Gomez Rascon dem allgemeinen Verdacht nach getan haben soll, auf Anstiftung des Christoph Quintero, des Eigentümers des Schiffes, der diese Reise nur ungern mitmachte. Vor der Abreise habe ich bemerkt, wie sie gewisse Betrügereien und Machenschaften anzettelten. Dieser Vorfall versetzte mich zwar in große Unruhe angesichts der Unmöglichkeit, der genannten Karavelle zu Hilfe zu eilen, ohne mich selbst in Gefahr zu begeben, jedoch gewährt mir der Gedanke einigermaßen Erleichterung, zu wissen, dass Martin Alonso Pinzon Mut und Geistesgegenwart besitzt. Trotz alledem legten wir in 24 Stunden 116 Seemeilen zurück.

Dienstag, 7. August

Ein zweites Mal ereignete sich eine Steuerhavarie an Bord der "Pinta"; sie wurde ausgebessert, worauf wir Kurs auf die Insel Lanzarote, die zu den Kanarischen Inseln gehört, nahmen. In 24 Stunden brachten wir 100 Seemeilen hinter uns.

Mittwoch, 8. August

Zwischen mir und den Führern der drei Karavellen kam es zu einem Meinungsstreit wegen der Position, auf der sie sich befinden sollten - ich war mit meiner Ansicht der Wahrheit am nächsten. Ich wollte die Insel La Canaria anlaufen, um die Karavella "Pinta" mit Rücksicht auf ihr mangelhaftes Steuerruder, und weil sie leck war, dort zurückzulassen und sie durch ein anderes Schiff zu ersetzen, falls eines aufzutreiben wäre. Allein an diesem Tag gelang es uns nicht, La Canaria anzulaufen.

Donnerstag, 9. August, bis  
Mittwoch, 5. September

Bis zur Sonntagnacht des 12. vermochte ich es nicht, La Gomera anzulaufen, und da die "Pinta" mit Martin Alonso nicht mehr seetüchtig war, hielt man sich auf meinen Befehl hin längs der Küste der Gran Canaria. Später liefen wir diese Insel (oder Teneriffa) an; mit viel Mühe und Fleiß, den ich selbst, Martin Alonso und die andern aufbrachten, gelang es uns, die "Pinta" wieder dichtzumachen. Schließlich legten wir in La Gomera an. Hier sahen



wir aus der gewaltigen Bergkette der Insel Teneriffa hohe Flammen emporlodern. Das lateinische Segel der "Niña" wurde durch ein rundes Segel ersetzt. Alsdann kehrte ich am Sonntag, 2. September, mit der ausgebesserten "Pinta" nach La Gomera zurück.

*Hierauf berichtet der Admiral, dass viele ehrenhafte Spanier, die auf der Insel Ferro wohnten und die sich nun mit Donna Ines Peraca, der Mutter jenes Wilhelm Peraca, der in der Folgezeit der erste Graf von La Gomera war, auf letztgenannter aufhielten, versicherten, Jahr um Jahr im Westen der Kanarischen Inseln ein bestimmtes Land zu sichten; auch andere Bewohner von La Gomera beteuerten, dasselbe gesehen zu haben.*

Ich kann mich wohl entsinnen, daß, als ich mich im Jahre 1484 in Portugal aufgehalten habe, ein Mann von der Insel Madeira beim König dieses Landes erschienen sei, um ihn zu bitten, ihm eine Karavelle zu verschaffen, mit welcher er nach einem Lande fahren könne, das er jahraus jahrein an der nämlichen Stelle liegen sehen habe. Überdies kann ich mich sehr gut erinnern, daß die gleiche Erscheinung auch auf den Azoren beobachtet worden sei. Alle diese Aussagen stimmten hinsichtlich der Größenverhältnisse, der Einzelheiten und der Lage im Ozean des betreffenden Landes vollkommen überein.

Nachdem man Wasser, Holz, Fleisch und alle sonstigen Vorräte an Bord genommen, die jene Männer besorgt hatten, welche ich in La Gomera zurückgelassen hatte, als ich mich nach der Insel Canaria begab, um die Karavella "Pinta" wieder instand zu setzen, ging ich endlich am Donnerstag, 6. September, mit meinen drei Karavellen von der obenerwähnten Insel Gomera aus in See.

6. September bis 11. Oktober 1492:  
Über den Ozean

Donnerstag, 6.  
September

Am Morgen dieses Tages verließ ich den Hafen von La Gomera und ging unter Segel, um meine Überfahrt zu beginnen. Eine uns begegnende Karavelle, die von der Insel Ferro kam, verständigte mich davon, daß in jenen Gewässern drei portugiesische Karavellen kreuzten, in der Absicht, mich abzufangen. Dieses Vorhaben stehe im Zusammenhang mit dem Unwillen des Königs von Portugal, der darüber verärgert war, weil ich mich nach Kastilien begeben habe, um dem König dieses Landes meine Dienste anzutragen.

Den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch herrschte Windstille vor. Am Morgen befand ich mich zwischen La Gomera und Teneriffa.

Freitag, 7.  
September

Den ganzen Freitag und Samstag bis um drei Uhr nachts lagen wir wegen völliger Flaute bei.

Samstag, 8.  
September

Samstag gegen drei Uhr nachts erhob sich ein aus Nordosten kommender Wind, worauf ich in den Kurs Westen setzte. Wir liefen gegen starke See, die uns an der Fahrt hinderte, so daß wir an jenem Tage und der folgenden Nacht nur um 36 Seemeilen vorwärts kamen.

Sonntag, 9.  
September

Wir kamen um 60 Seemeilen weiter. Ich beschloß, weniger einzutragen, als wir tatsächlich zurückgelegt hatten, damit meine Leute nicht den Mut verloren, falls die Reise zu lange dauern sollte. Im Laufe der Nacht brachten wir 120 Seemeilen hinter uns, bei einer Stundengeschwindigkeit von 10 Seemeilen. Die Steuerleute hielten den Kurs schlecht ein, indem sie um einen oder um einen halben Strich nach Nordwesten abschwanken, was ich ihnen des öfteren vorhielt.

Montag, 10.  
September

Wir legten 240 Seemeilen in Tag- und Nachfahrt zurück, mit einer Stundengeschwindigkeit von 10 Seemeilen; allein ich verzeichnete nur 192 Seemeilen, damit die Mannschaft wegen der großen Länge der Fahrt nicht unwillig werde.

Dienstag, 11.  
September

Auf einer Strecke von 80 und mehr Seemeilen setzten wir unsere Fahrt auf dem eingeschlagenen Kurs, also nach Westen, fort. wir sichteten einen großen stumpf eines Mastbaumes, der einem Schiff von 120 Tonnen gehört haben mußte, den wir aber allen Anstrengungen zum Trotz nicht bergen konnten. Nachts durchliefen wir an die weiteren 80 Seemeilen, allein ich verzeichnete aus dem weiter oben angeführten Grunde nur 64 davon.

Mittwoch, 12.  
September

Innerhalb von 24 Stunden legten wir 132 Seemeilen zurück, ich schrieb aber wieder aus dem gleichen Grunde um

einiges weniger auf.

Donnerstag,  
13. September

Im Laufe dieses Tages und der Nacht durchmaßen wir auf unserer Fahrt nach Westen 132 Meilen; ich verzeichnete 12 oder 16 Seemeilen weniger. Wir hatten mit Gegenströmung zu kämpfen. Zu Beginn dieser Nacht wichen die Kompaßnadeln nach Nordwesten ab, morgens zeigten sie mehr nach Nordosten.

Freitag, 14.  
September

Wir setzten unsere Fahrt in westlicher Richtung fort und brachten in 24 Stunden 80 Seemeilen hinter uns; ich berechnete wieder einige Meilen weniger. Die Leute der "Niña" meldeten, einen Reiher und einen anderen Vogel gesichtet zu haben; nun sind dies Vögel, die sich nie mehr als etwa 100 Seemeilen vom Lande entfernen.

Samstag, 15.  
September

An diesem Tage und in der folgenden Nacht legte mein Schiff mehr als 108 Seemeilen zurück, immer nach Westen zu. Bei Anbruch der Nacht sahen wir, wie ein herrlich anzusehender Feuerstreifen in einer Entfernung von 16 oder 20 Seemeilen den Himmel durchfuhr und niederging.

Sonntag, 16.  
September

Stets auf der Fahrt nach Westen begriffen, kamen wir um weitere 156 Seemeilen vorwärts, allein ich schrieb nur 144 davon auf. Der Himmel umwölkte sich und es ging etwas Regen nieder

Von diesem Tage an werden wir immer ein mildes Klima antreffen. Mit wahren Genuß erlebte ich die Schönheit eines jeden Morgens denen fast nichts anderes zu ihrem vollen Zauber fehlte, als der Sang der Nachtigallen

Es war wie ein heiteres Aprilwetter in Andalusien Und hier war es auch, wo wir zum erstenmal große Mengen grünen frischen Grases sichtigten, das sich erst vor kurzem von der Erde losgerissen zu haben schien, weshalb alle der Meinung waren, daß man sich in der Nähe irgendeiner Insel, nicht aber des Festlandes befinden müsse; denn ich bin der Ansicht, daß das Festland noch weiter vor uns liegt.

Montag, 17.  
September

So setzten wir unsere Fahrt in westlicher Richtung fort und zwar kamen wir um mehr als 200 Seemeilen in Tag und Nachtfahrt vorwärts. Wieder vermerkte ich nur 188. Die Strömung beschleunigte unser Vorwärtskommen. Wir sichtigten des öfters viel Gras; immer handelte es sich um Gras, das auf Klippen wuchs und von Westen herkam, weshalb wir meinten, uns in Landnähe zu befinden.

Die Kapitäne stellten die Lage fest und merkten, daß die Kompassse wiederum um einen guten Such deklinierten (abwichen); die Matrosen zeigten sich furchtsam und bekümmert, sagten aber nicht warum. Ich bemerkte es und

trug den Kapitänen auf, bei Tagesanbruch aufs neue den Standort zu bestimmen und die Nadeln mit dem Nordpunkt genau zu kontrollieren. Hierbei stellten sie fest, daß die Nadeln doch richtig waren. Dies rührte nicht daher, daß die Nadeln sich bewegten, wohl aber der Polarstern.

An jenem Montag stießen wir im Morgenrauen auf immer größere Mengen Grases, das von einem Flusse zu kommen schien, und fanden dann einen lebenden Krebs, den ich untersuchte und für ein sicheres Anzeichen ansah, daß Land in der Nähe sei, da man Krebse nie über eine Entfernung von 120 Seemeilen vom Ufer anzutreffen pflegt. Wir stellten auch feste, daß das Seewasser weniger gesalzen war, als zur Zeit unserer Abfahrt von den Kanarischen Inseln, und daß die Luft immer milder wurde, so waren wir alle recht frohgestimmt und die Schiffe liefen um die Wette, wer wohl als erster das Land sichten werde. Wir sahen viele Thunfische, die Mannschaft der "Niña" erlegte auch einen von ihnen.

Dies sind lauter Anzeichen dafür, daß im Westen Land vorhanden sein müsse. Allwo ich zuversichtlich hoffe, daß der allmächtige Herrgott in dessen Händen jeder Sieg liegt, uns recht bald auf Land stoßen lassen wird. Am Morgen sichtete ich einen weißen Vogel, der "paglia in coda" heißt und niemals am Meere zu schlafen pflegt.

Dienstag, 18.  
September

Diesen Tag und die darauffolgende Nacht legten wir mehr als 220 Seemeilen zurück, doch vermerkte ich nur 192. Die ganze Zeit über blieb die See ganz still und ruhig, wie der Fluß von Sevilla.

An diesem Tag fuhr Martin Alonso mit der "Pinta" vor, die geschwind dahinsagelte, nicht ohne mich vorher von seiner Karavelle aus verständigt zu haben, daß er einen großen Schwarm Vögel gegen Westen habe fliegen sehen und daß er also hoffe, im Laufe der Nacht Land zu sichten, weshalb er seine Karavelle mit vollen Segeln laufen ließ. Gegen Norden zu dehnte sich eine trübe Dunstschicht aus, was das Anzeichen nahen Landes ist.

Mittwoch, 19.  
September

Da zumeist Windstille herrschte, durchmaßen wir in Tag und Nachtfahrt bloß 100 Seemeilen, wovon ich nur 88 einschrieb. Gegen zehn Uhr morgens ließ sich ein Pelikan an Bord der "Santa Maria" nieder; des nachts tauchte noch ein zweiter auf. Diese Vögel pflegen sich nie mehr als 80 Seemeilen vom Lande zu entfernen. Einige Regenschauer ohne jeden Wind gingen nieder, was auf Landnähe hindeutet.

Ich wollte mich jedoch nicht mit einem längeren Aufkreuzen aufhalten, um festzustellen, ob dort wirklich Land

vorhanden sei, obzwar ich davon überzeugt war, daß sowohl auf der südlichen wie auf der nördlichen Seite mehrere Inseln liegen mußten, was ja auch den Tatsachen entsprach. Denn mir lag nur daran, bis nach Indien vorzudringen. Das Wetter ist uns günstig; deshalb ist es angezeigt, uns dies alles, wenn es Gott gefallen wird, auf unserer Rückreise anzusehen.

Die Kapitäne machten sich an die Positionsbestimmung; nach der Berechnung jenes der "Niña" befanden wir uns in einer Entfernung von 1760 Seemeilen von den Kanarischen Inseln, während diese vom Kapitän der "Pinta" auf bloß 1680 Seemeilen, und von meinem Kapitän auf rund 1600 Seemeilen abgeschätzt wurde.

Donnerstag,  
20. September

Wir fuhren mit Kurs West-zu-Nord. Wegen der unsteten Brisen mußten wir oft Kurs wechseln, weshalb wir nur 28 oder 32 Seemeilen vorwärts kamen. Zwei Pelikane erreichten das Flaggschiff, später kam noch ein dritter hinzu, was auf Landnahe schliefen ließ. Wir sichteten viel grünes Gras, wenngleich wir am Vortage keines gesehen hatten. Meine Leute fingen mit den Händen einen Vogel, der einer Möwe glich und eben solche Füße hatte; es handelte sich hier um einen auf Flüssen vorkommenden Vogel, nicht aber um einen Seevogel.

Im Morgenrauen ließen sich noch weitere zwei oder drei kleine Landvögel auf das Schiff nieder, die munter zwitscherten und nach Sonnenaufgang verschwanden. Später kam aus West-Nordwest ein Pelikan angefliegen und setzte seinen Flug nach Südosten fort, woraus man entnehmen konnte, daß er von in westnordwestlicher Richtung gelegnem Lande abgeflogen sein mußte, da diese Vögel am Lande schlafen, morgens aber aufs Meer hinaus fliegen, um Nahrung zu suchen, wobei sie sich aber niemals weiter als 80 Seemeilen vom Ufer entfernen.

Freitag, 21.  
September

Den ganzen Tag über herrschte Windstille, erst später kam etwas Wind auf. Wir legten auf unserer Kursrichtung und zum Teil außerhalb ihrer an die 52 Seemeilen zurück. Im frühen Morgenrauen erblickten wir so große Mengen Grases, das, aus Westen kommend, das Meer so dicht bedeckte, daß es den Anschein erweckte, als wäre das Meer eine einzige, ins Stocken geratene grüne Masse. Ein Pelikan wurde gesichtet. Das Meer war spiegelglatt, wie ein ruhiger Strom und die Luft weich und mild. Wir erspähten einen Walfisch, was wieder auf Landnähe hindeutete, denn diese Tiere halten sich stets in der Nähe des Landes auf.

Samstag, 22.  
September

Wir hielten Kurs auf West-Nordwest, wobei wir bald mehr nach der einen, bald mehr nach der andern Seite abwichen. Wir brachten an die 120 Seemeilen hinter uns, fast

ohne jenes Gras anzutreffen. Wir sichteten einige Sturm-  
vögel und andere Vogelarten.

Diesen Gegenwind habe ich unbedingt nötig gehabt, mußte ich doch meine Mannschaften stets zur Weiterfahrt antreiben, da sie der Ansicht waren, daß in diesen Gewässern keine Winde gingen, die geeignet waren, unsere Schiffe nach Spanien zurückzubringen.

Einige Stunden lang war an diesem Tage auf dem Meere weit und breit kein Gras zu sehen, daran aber tauchte es in großer Dichte wieder auf.

Sonntag, 23.  
September

Wir hielten weiter Kurs auf Nordwesten, wobei wir manchmal mehr gegen Norden, dann wieder im richtigen Kurs, also nach Westen, fuhren und 88 Seemeilen zurücklegten. Wir sichteten eine Turteltaube, einen Pelikan, einen andern Flußvogel und mehrere weiße Vögel; das Gras wurde wieder sehr dicht, in ihm fanden wir zahlreiche Krebse.

Da das Meer unbeweglich dalag, begannen meine Leute zu murren; sie äußerten die Ansicht, dass wir keine günstigen Winde zur Heimfahrt nach Spanien haben würden, da wir in diesen Gegenden des Ozeans niemals einen hohen See-  
gang erlebt hatten.

Späterhin jedoch ging die See hoch, ohne daß sich ein Windhauch erhoben hatte.

So kam mir diese tote See sehr zustatten. Ein derartiges Wunder hat sich nur noch zur Zeit der Juden zugetragen, als sich nämlich die Ägypter zur Verfolgung des Moses aufgemacht hatten, der Israel aus der Sklaverei befreite.

Montag, 24.  
September

Die Fahrt ging in westlicher Richtung weiter; in 24 Stunden legten wir 58 Seemeilen zurück, ich verrechnete nur 48 davon. Ein Pelikan kam in Schiffsnähe und viele Sturmvögel wurden gesichtet.

Dienstag, 25.  
September

Wir hatten viel unter Windstille zu leiden; dann kam Wind auf. Bis zum Einbruch der Nacht fuhren wir mit westlichem Kurs.

Ich hatte mit Martin Alonso Pinzon, dem Kapitän der "Pinta", eine längere Beratung, deren Gegenstand eine Karte bildete, die ich ihm drei Tage zuvor an Bord geschickt hatte und auf welcher gewisse Inseln jener Gewässer verzeichnet erschienen, die sich nach dem Dafürhalten Martin Alonsos in dieser Gegend befinden mußten. Ich sagte, dies auch zu glauben. Die Tatsache aber, daß wir bislang noch nicht auf jene Inseln gestoßen sind, muß dem

Umstände zugeschrieben werden, daß die Meeresströmungen die Schiffe unausgesetzt in nordöstlicher Richtung abtrieben und sie daher nicht soweit vorwärtsgekommen waren, als die Kapitäne es wahrhaben wollten. Während wir uns darüber unterhielten, ersuchte ich Martin Alonso, mir die genannte Karte herüber zu senden. Als Pinzon sie mir dann an einer Leine zugeworfen hatte, machte ich mich sofort daran, gemeinsam mit dem Kapitän und meinen Matrosen die Karte zu studieren.

Bei Sonnenuntergang erschien Martin Alonso am Heck seines Schiffes, rief mit freudig bewegter Stimme nach mir und forderte eine Belohnung, da er Land entdeckt habe. Als ich vernahm, daß Pinzon hartnäckig bei seiner Behauptung blieb, warf ich mich auf die Knie, um Gott Dank zu sagen, während Martin Alonso mit seiner Mannschaft das "Gloria in excelsis Deo" zu beten anhub. Ein gleiches tat auch die Mannschaft der "Santa Maria". Die

30 Leute der "Niña" kletterten auf die Masten und Wanten und behaupteten samt und sonders, Land vor sich zu sehen. Auch mir wollte es so vorkommen, als müßte Land da liegen und zwar in einer Entfernung von 100 Seemeilen. Bis in die Nacht hinein wiederholten alle einstimmig, daß dies Land sein müsse.

Da ordnete ich an, von der bisher eingehaltenen westlichen Fahrtrichtung abzuweichen und Kurs nach Südwesten zu nehmen, in welcher Richtung das Land allem Anschein nach gesichtet worden war. So fuhren wir an jenem Tage 18 Seemeilen nach Westen, während der Nacht aber 68 Seemeilen nach Südwesten, also insgesamt 86 Seemeilen. Meinen Leuten gegenüber sprach ich aber nur von 52 Seemeilen, um ihnen die Reise kürzer erscheinen zu lassen. Auf diese Weise führte ich eine doppelte Rechnung: die zahlenmäßig geringere war nur eine vorgetäuschte, während die höhere der Wahrheit entsprach.

Die See blieb ruhig und glatt, so daß viele Matrosen ins Wasser sprangen und schwammen. Sie sahen viele "Dorados" (Goldbrassen) und andere Fische.

Mittwoch, 26.  
September

Wir setzten unsere Fahrt in westlicher Richtung bis nach 12 Uhr mittag fort; dann nahmen wir solange Kurs nach Südwesten, bis wir erkannten, daß das, was wir für Land gehalten hatten, nur ein Stück des Himmels war.

In Tag- und Nachtfahrt legten wir 124 Seemeilen zurück, wovon ich meinen Leuten nur 96 vermeldete. Die See war spiegelglatt, die Luft weich und äußerst mild.

Donnerstag,

Wir fuhren weiter nach Westen, in 24 Stunden wurden



27. September



weitere 96 Seemeilen durchmessen; meinen Mannschaften berichtete ich nur von 80 Seemeilen. Zahlreiche Dorados-Fische tauchten auf, wovon einer erlegt wurde.

Freitag, 28.  
September

Kurs Westen beibehalten. Bei schwachen Brisen legten wir 56 Seemeilen zurück, wovon ich nur 52 verrechnete. Wir fanden geringe Mengen jenes Grasses vor und fingen zwei Goldbrassen, an Bord der anderen Schiffe fing man deren mehrere.

Samstag, 29.  
September

Kurs stets nach Westen. 96 Seemeilen wurden durchlaufen, 52 davon der Mannschaft gemeldet. Die Windstille war schuld daran, daß wir des Tages und über Nacht so wenig vorwärts kamen. Wir sichteten einen Vogel, der "rahiorcado" genannt wird und der nichts anderes verzehrt, als was er die Pelikane von ihrer Nahrung wiedergeben läßt. Er ist ein Seevogel, doch schläft er nicht auf dem Wasser und entfernt sich nie über 80 Seemeilen vom Lande weg, sie kommen in großer Zahl auf den Kap-Verde-Inseln vor. Auch zwei Pelikane kramen in Schiffsnahe. Die Luft war so mild und wohltuend, daß zu alledem nur noch der Sang der Nachtigallen fehlte. Das Meer war spiegelglatt wie ein Fluss. Später tauchten drei Pelikane und ein Fregattenvogel auf. Viel Gras kam in Sicht.

Sonntag, 30.  
September

Wir setzten die Fahrt nach Westen fort. Wegen der herrschenden Windstille kamen wir nur um 56 Seemeilen in 24 Stunden vorwärts, doch vermeldete ich nur 44. Vier kleine Vögel ließen sich auf dem Flaggschiff nieder, was sehr dafür sprach, daß Land in der Nähe war, denn so viele Vögel derselben Gattung, die zusammen flogen, konnten sich nicht gut von den andern getrennt oder sich verflogen haben. Zweimal wurden je zwei Pelikane und viel Gras gesichtet.

Ich stellte fest, daß jene Sterne, die die "guardias" (Wächter) genannt werden, bei Anbruch der Nacht in der Nähe des Armes in westlicher Richtung liegen, während sie im Morgendämmern unterhalb des Armes im Nordosten stehen; es scheint, als hätten sie im Laufe der Nacht sich nur um 3 Linien verschoben, was 9 Stunden entsprechen würde; dies bewahrheitet sich in jeder Nacht.

Zu Beginn der Nacht ergeben die Kompaßnadeln eine Deklination um einen Kompaßstrich, während sie bei Anbruch des Morgens genau in der Richtung zum Polarstern liegen, weshalb es einleuchtend ist, daß der Polarstern genau so wie die andern Sterne beweglich ist und daß die Kompaßnadeln stets die Wahrheit verzeichnen.

Montag, 1.  
Oktober

Auf unserer Fahrt nach Westen legten wir weitere 100 Seemeilen zurück; meinen Leuten vermeldete ich nur 80.

Ein großer Regenguß ging nieder . Den Berechnungen des Kapitäns an Bord meines Schiffes zufolge, bei Anbruch des Morgens, hatten wir von der Insel Ferro bis hierher 2312 Seemeilen in westlicher Richtung zurückgelegt; meine verminderte Berechnung, die für meine Mannschaft bestimmt war, ergab 2336 Seemeilen, während die genaue Berechnung, die ich geheimhielt, 2828 Seemeilen ausmachte.

Dienstag, 2.  
Oktober

Während des Tages und der folgenden Nacht kamen wir 156 Seemeilen auf unserer Fahrt nach Westen vorwärts, wovon ich meiner Mannschaft gegenüber nur 120 erwähnte. Das Meer blieb auch weiterhin ruhig. Der Herrgott sei vielmals bedankt.

Das Gras kam nun von Osten und zog nach Westen, in gerade umgekehrter Richtung zur bisher üblichen. Zahlreiche Fische belebten das Meer, einer wurde erlegt; ferner sighteten wir einen weißen Vogel, der einer Möwe glich.

Mittwoch, 3.  
Oktober

Ich kam auf meinem gewohnten Kurs um 188 Seemeilen weiter, wovon ich nur 160 angab. Sturmvögel umflogen das Schiff und viel Gras umgab die Schiffe, das teilweise alt, zum anderen Teil ganz frisch war, und eine Art Früchte trug. Eine andere Vogelart wurde nicht gesichtet und ich meinte, die Inseln, die auf der Karte eingezeichnet waren, bereits hinter uns gelassen zu haben.

Sowohl in der vergangenen Woche als in diesen Tagen, da sich so viele Anzeichen nahen Landes zeigten, wollte ich mich nicht mit langem Hin- und Herkreuzen aufhalten, obwohl ich annahm, daß in dieser Gegend Inseln vorhanden sein mußten; allein ich wollte nicht unnütz Zeit verlieren, war doch das Ziel meiner Fahrt Indien, weshalb es sinnlos gewesen wart, hier langer zu verweilen.

Donnerstag, 4.  
Oktober

Ich rückte um 252 Seemeilen gegen Westen vor, in Nacht- und Tagfahrt; der Mannschaft gab ich nur 184 an.

Mehr als vierzig Sturmvögel ließen sich als ein ganzer Schwarm auf Deck nieder, ebenso zwei Pelikane, von denen ein Schiffsjunge einen mit Steinen bewarf. Ebenso umkreisten ein Fregattenvogel und ein weißer Vogel, der wie eine Möwe aussah, die "Santa Maria".

Freitag, 5.  
Oktober

Mit einer Stundengeschwindigkeit von 11 Seemeilen fuhren wir in der gewohnten Kursrichtung weiter und da im Laufe der Nacht der Wind etwas nachgelassen hatte, legten wir nur 228 Seemeilen zurück, wovon ich nur 180 angab. Die See war unbewegt und glatt. Ich tankte Gott aus ganzem Herzen.

Die Luft war mild und lau, kein Gras kam in Sicht, dafür sehr viele Vögel und Möwen; zahllose Seeschwalben fielen in ihrem Fluge auf das Schiffsdeck.

Samstag, 6.  
Oktober

Wir fuhren 160 Seemeilen weiter gegen Westen, von denen ich nur 132 verrechnete.

Im Verlaufe der Nacht meinte Martin Alonso, daß es angezeigt wäre, nach Südwest-zu-West Kurs zu nehmen. Allein ich hatte den Eindruck Martin Alonso habe dies nur in der Absicht gesagt, die Insel von Cipango zu erreichen, während ich selbst der Ansicht war, daß wir im Falle eines Kurswechsels nicht so schnell an Land kämen und daß es ratsamer wäre, zunächst auf Festland zu stoßen und dann erst die Inseln anzulaufen.

Sonntag, 7.  
Oktober

Wir setzten die Fahrt in westlicher Richtung fort. Während zweier Stunden liefen die Schiffe mit einer Geschwindigkeit von 12, später von 8 Seemeilen in der Stunde; knapp eine Stunde vor Sonnenuntergang hatten sie 92 Seemeilen zurückgelegt, aber ich sagte meinen Leuten, nur 72 Seemeilen durchlaufen zu haben.

Bei Sonnenaufgang sah ich, wie auf der Karavelle "Niña", die als besserer Segler die Spitze innehatte, eine Flagge am Großmasttop gehißt wurde, und vernahm das Krachen einer Bombarde als Signal, daß Land in Sicht gekommen sei; denn so hatte ich es angeordnet. Tatsächlich fuhren alle drei Schiffe mit der größtmöglichen Geschwindigkeit, da jedes Schiff als erstes das Land sichten und so in den Besitz der Belohnung gelangen wollte, die die spanischen Herrscher für denjenigen ausgesetzt hatten, der als erster Land erspähen würde. Desgleichen hatte ich befohlen, daß sowohl bei Sonnenaufgang, als bei Sonnenuntergang die drei Schiffe Seite an Seite fahren sollten, da es zu dieser Zeit wesentlich leichter ist, eine weite Sicht zu haben, dank dem Umstande, daß die Nebelschleier sich verziehen. Da wir nun weder am Tage noch gegen Abend des Landes ansichtig wurden, das die Leute der "Niña" gesichtet zu haben wähnten, und eine Unmenge Vögel von Norden gegen Südwesten flogen, woraus man schließen konnte, daß sie zur Schlafenszeit das Land aufsuchten oder vielleicht vor dem Winter flohen, der in jenen Gegenden, aus denen sie geflogen kamen, anbrechen mußte, und da ich ferner davon unterrichtet war, daß die Portugiesen die meisten in ihrem Besitz befindlichen Inseln dank dem Vogelflug entdeckt hatten, so gab ich meine Zustimmung, die westliche Kursrichtung aufzugeben und Kurs auf West-Südwest zu nehmen. Zwei Tage lang sollte man diese Fahrtrichtung innehalten.

Eine Stunde vor Sonnenuntergang schlug die Armada die

neue Kursrichtung ein, legte aber Tip ganze Nacht hindurch nicht mehr als 20 Seemeilen zurück; da sie tagsüber an die 92 durchlaufen hatte, so waren es insgesamt 112 Seemeilen.

Montag, 8.  
Oktober

Wir fuhren in Richtung West-Südwesten und brachten in Tag- und Nachtfahrt nicht ganze 48 Seemeilen hinter uns; wir liefen des nachts stellenweise mit einer Stundengeschwindigkeit von 15 Seemeilen. Die See war ruhig und friedlich, wie der Strom Sevillas. Gott sei Dank ist die Luft äußerst mild, wie im Monat April in Sevilla; es ist eine wahre Lust, sie einzuatmen, so angenehm ist ihr Duft.

Wieder erblickten wir jenes Gras, von dem früher die Rede war, doch war es ganz frisch, und zahlreiche Vögel des Feldes, die nach Südwesten flogen (einen davon fingen wir ein), ferner Krähen, Enten und einen Pelikan.

Dienstag, 9.  
Oktober

Wir fuhren weiter gegen Südwesten, wobei die Schiffe 20 Seemeilen zurücklegten. Der Wind sprang um, weshalb ich nunmehr Kurs West-zu-Nordwest fuhr auf einer Strecke von 16 Seemeilen; insgesamt legten wir 44 Seemeilen bei Tage und 90 des Nachts zurück - den Mannschaften gab ich nur 68 Seemeilen an. Die ganze Nacht über vernahmen wir das Vorbeiziehen von kleinen Vögeln.

Mittwoch, 10.  
Oktober

Ich blieb weiterhin auf west-süd-westlichem Kurs. Wir fuhren mit einer Stundengeschwindigkeit von 10 Seemeilen, stellenweise mit 12, dann wieder mit nur 7 Seemeilen. In Tag- und Nachtfahrt leisten wir 236 Seemeilen zurück, allein ich verrechnete nur 176 Seemeilen.

Zu diesem Zeitpunkte beklagten sich meine Leute über die lange Reisedauer, die ihnen unerträglich zu sein schien. Ich wußte sie jedoch aufzumuntern, so gut ich eben konnte, und stellte ihnen den Verdienst, den sie sich auf diese Weise verschaffen konnten, in nahe Aussicht. Dem fügte ich hinzu daß es zwecklos wäre, darüber in Streit zu geraten, da ich nun einmal entschlossen sei, nach Indien zu gelangen und die Reise solange fortzusetzen, bis ich mit Gottes Hilfe dahin gelangt sein werde.

Donnerstag, 11.  
Oktober

Ich blieb weiterhin auf west-südwestlichem Kurs. Wir hatten stark unter hohem Seegang zu leiden, mehr als jemals auf unserer ganzen Fahrt. Wir erblickten einige Sturmvögel und ein grünes Schilfrohr, das an der Bordwand des Schiffes vorbei strich. Die Leute der Karavelle "Pinta" erspähten ein Rohr und einen Stock, fischten dann noch einen zweiten Stock heraus, der anscheinend mit einem scharfen Eisen bearbeitet worden war; sie griffen noch ein Rohrstück auf und sahen ein kleines Brett und eine Grasart, die von der üblichen verschieden war und auf

dem Lande wuchs. Auch die Mannschaft der "Niña" sichtete Anzeichen nahen Landes und den Ast eines Dornbusches, der rote Früchte trug. Diese Vorboten versetzten alle in gehobene, freudvolle Stimmung.

An diesem Tage legten wir bis zum Sonnenuntergang 108 Seemeilen zurück. Nach Sonnenuntergang kehrte ich wieder zur Westrichtung zurück. Wir kamen mit einer Stundengeschwindigkeit von 12 Seemeilen vorwärts und bis 2 Uhr morgens hatten wir 90 Seemeilen durchlaufen. Da die Karavelle "Pinta" schneller war als die anderen beiden Schiffe und mir vorgefahren war, so entdeckte man an Bord der "Pinta" zuerst das Land und gab auch die angeordneten Signale.

Als erster erspähte dieses Land ein Matrose, der Rodrigo da Triana hieß, wiewohl ich um 10 Uhr nachts vom Aufbau des Hinterschiffes aus ein Licht bemerkt hatte. Ob zwar das schimmernde Licht so undeutlich war, dass ich es nicht wagte, es als Land zu bezeichnen, so rief ich dennoch Pietro Gutierrez, den Truchseß des Königs, um ihm zu sagen, daß ich ein Licht zu sehen glaubte, und bat ihn, es sich anzusehen, was jener auch tat und es tatsächlich auch sah. Desgleichen benachrichtigte ich Rodrigo Sanchez di Segovia, den der König und die Königin als Beobachter der Armada zugeteilt hatten. Dieser vermochte aber nichts zu erblicken, da er von seinem Standpunkt aus nichts sehen konnte. Nachdem ich meine Beobachtung gemeldet hatte, sah man das Licht ein-, zweimal auf scheinen; es sah so aus, als würde man eine kleine Wachskerze auf- und niederbewegen, was wohl in den Augen der wenigsten als Anzeichen nahen Landes gegolten hätte - allein ich war fest davon überzeugt, mich in der Nähe des Landes zu befinden.

Als dann die ganze Mannschaft das "Salve Regina" betete, das alle Seeleute auf ihre Art und Weise zu singen pflegen, und dann schweigend verharrte, gab ich meinen Leuten den guten Rat, auf dem Vorschiff gute Wache zu halten und auf das In sightkommen des Landes wohl achtzugeben. Derjenige unter ihnen, der als erster melden würde, Land zu sehen, bekäme sofort eine seidene Jacke zum Geschenk, außer all den Belohnungen, die das Herrscherpaar versprochen hatte, nämlich die Auszahlung eines lebenslänglichen Ruhehaltes von 10 000 Maravedis.

12. Oktober bis 27. Oktober 1492:  
Ankunft in Amerika

Freitag, 12.  
Oktober

Um zwei Uhr morgens kam das Land in Sicht, von dem wir etwa 8 Seemeilen entfernt waren. Wir holten alle Segel ein und fuhren nur mit einem Großsegel, ohne Nebensegel. Dann lagen wir bei und warteten bis zum Anbruch des Tages, der ein Freitag war, an welchem wir zu einer Insel gelangten, die in der Indianersprache "Guanahani" hieß.

Dort erblickten wir alsogleich nackte Eingeborene. Ich begab mich, begleitet von Martin Alonso Pinzón und dessen Bruder Vicente Yáñez, dem Kapitän der "Niña", an Bord eines mit Waffen versehenen Bootes an Land. Dort entfaltete ich die königliche Flagge, während die beiden Schiffskapitäne zwei Fahnen mit einem grünen Kreuz im Felde schwangen, das an Bord aller Schiffe geführt wurde und welches rechts und links von den je mit einer Krone verzierten Buchstaben F und Y umgeben war. Unseren Blicken bot sich eine Landschaft dar, die mit grün leuchtenden Bäumen bepflanzt und reich an Gewässer und allerhand Früchten war.

Ich rief die beiden Kapitäne und auch all die anderen, die an Land gegangen waren, ferner Rodrigo d'Escobedo, den Notar der Armada, und Rodrigo Sánchez von Segovia, zu mir und sagte ihnen, durch ihre persönliche Gegenwart als Augenzeugen davon Kenntnis zu nehmen, daß ich im Namen des Königs und der Königin, meiner Herren, von der genannten Insel Besitz ergreife, und die rechtlichen Unterlagen zu schaffen, wie es sich aus den Urkunden ergibt, die dort schriftlich niedergelegt wurden.

Sofort sammelten sich an jener Stelle zahlreiche Eingeborene der Insel an. In der Erkenntnis, daß es sich um Leute handle, die man weit besser durch Liebe als mit dem Schwerte retten und zu unserem Heiligen Glauben bekehren könne, gedachte ich, sie mir zu Freunden zu machen und schenkte also einigen unter ihnen rote Kappen und Halsketten aus Glas und noch andere Kleinigkeiten von geringem Werte, worüber sie sich ungemein erfreut zeigten. Sie wurden so gute Freunde, daß es eine helle Freude war. Sie erreichten schwimmend unsere Schiffe und brachten uns Papageien, Knäuel von Baumwollfaden, lange Wurfspieße und viele andere Dinge noch, die sie mit dem eintauschten, was wir ihnen gaben, wie Glasperlen und Glöckchen. Sie gaben und nahmen alles von Herzen gern - allein mir schien es, als litten sie Mangel an allen Dingen.

Sie gehen nackt umher, so wie Gott sie erschaffen, Männer wie Frauen, von denen eine noch sehr jung war. Alle jene, die ich erblickte, waren jung an Jahren, denn ich sah niemand, der mehr als 30 Jahre alt war. Dabei sind sie

alle sehr gut gewachsen, haben einen schön geformten gewinnende Gesichtszüge. Sie haben dichtes, struppiges Haar, das fast Pferdeschweifen gleicht, das über der Stirne kurz geschnitten ist bis auf einige Haarsträhnen. die sie nach hinten werfen und in voller Länge tragen, ohne sie jemals zu kürzen. Einige von ihnen bemalen sich mit grauer Farbe (sie gleichen den Bewohnern der Kanarischen Inseln, die weder eine schwarze, noch eine weiße Hautfarbe haben), andere wiederum mit roter, weißer oder einer anderen Farbe; einige bestreichen damit nur ihr Gesicht oder nur die Augengegend oder die Nase noch andere bemalen ihren ganzen Körper.

Sie führen keine Waffe mit sich, die ihnen nicht einmal bekannt sind; ich zeigte ihnen die Schwerter und da sie sie aus Unkenntnis bei der Schneide anfaßten, so schnitten sie sich. Sie besitzen keine Art Eisen. Ihre Spieße sind eine Art Stäbe ohne Eisen, die an der Spitze mit einem Fischzahn oder einem anderen harten Gegenstand versehen sind. Im allgemeinen haben sie einen schönen Wuchs und anmutige Bewegungen.

Manche von ihnen hatten Wundmale an ihren Körpern. Als ich sie unter Zuhilfenahme der Gebärdensprache fragte, was diese zu bedeuten hätten, gaben sie mir zu verstehen, daß ihr Land von den Bewohnern der umliegenden Inseln heimgesucht werde, die sie einfangen wollten und gegen die sie sich zur Wehr setzten. Ich war und bin auch heute noch der Ansicht, daß es Einwohner des Festlandes waren, die herkamen, um sie in die Sklaverei zu verschleppen. Sie müssen gewiß treue und kluge Diener sein, da ich die Erfahrung machte, daß sie in Kürze alles, was ich sagte, zu wiederholen verstanden; überdies glaube ich, daß sie leicht zum Christentum übertreten können, da sie allem Anschein nach keiner Sekte angehören. Wenn es dem Allmächtigen gefällt, werde ich bei meiner Rückfahrt sechs dieser Männer mit mir nehmen, um sie Euren Hoheiten vorzuführen, damit sie die Sprache (Kastiliens) erlernen. Auf dieser Insel traf ich keine Tiere an, bis auf Papeie.

Samstag, 13.  
Oktober

Als der Tag anbrach, wimmelte es am Strande von diesen Männern, die, wie ich sagte, alle jung und von schönem Körperbau waren. Ihr Haar ist nicht kraus, sonder glatt und dicht wie eine Pferdemahe. Ihre Stirn und ihre Kopfform. ist breit, viel breiter als bei allen Rassen, die ich bisher gesehen habe, ihre Augen sind sehr schön und groß. Keiner von ihnen hat eine dunkle Hautfarbe, vielmehr gleicht sie jener der Bewohner der Kanarischen Inseln , was ja auch verständlich ist, da diese Insel sich im Westen befindet und zwar auf demselben Breitengrad wie die Insel Ferro. Ihre Beine sind gerade gewachsen, ihr Bauch nicht



dick und wohlgeformt.

Sie erreichten mein Schiff auf Booten, die für die Verhältnisse des Landes äußerst kunstgerecht aus einem einzigen Baumstamm gefertigt und von denen einige so groß waren, daß darin 40 und auch 45 Leute Platz fanden, während andere so klein waren, daß sie nur einen einzigen Mann aufnahmen. Sie trieben die Boote mit Rudern an, die Ofenschaufeln glichen, und kamen so schnell damit vorwärts, daß es erstaunlich war. Kippt ein Boot um, so schwimmen alle auf dem Wasser, kehren das Boot wieder nach oben und mit hohlen Kürbissen, die sie mit sich führen, entleeren sie die Boote vom Wasser, das eingedrungen war. Sie brachten Knäuel gesponnener Baumwolle, Papageie Spieße und andere Dinge mit sich, die alle aufzählen zu wollen zu weitläufig wäre, und tauschten sie gegen jeden noch so geringfügigen Gegenstand aus, den man ihnen anbot.

Ich beachtete alles mit größter Aufmerksamkeit und trachtete, herauszubekommen, ob in dieser Gegend Gold vorkomme. Dabei bemerkte ich, daß einige von diesen Männern die Nase durchlöchert und durch die Öffnung ein Stück Gold geschoben hatten. Mit Hilfe der Zeichensprache erfuhr ich, daß man gegen Süden fahren müsse, um zu einem König zu gelangen, der große, goldene Gefäße und viele Goldstücke besaß. Ich versuchte nun, sie zu bewegen, mich dahin zu geleiten, doch mußte ich späterhin einsehen, daß sie sich weigerten, dies zu tun. Deshalb beschloß ich, bis zum morgigen Abend hier zu bleiben, um dann nach Südwesten weiterzufahren, wo nach den Aussagen vieler Eingeborener sowohl im Süden, als im Nordwesten und Südwesten Land sein müsse. Sie bedeuteten mir außerdem, daß die Bewohner der im Nordwesten gelegenen Gebiete des öftern bis hierher gelangten, um sie zu bekämpfen. Also entschied ich mich, nach Südwesten vorzudringen, um nach Gold und Edelsteinen zu suchen.

Diese Insel ist sehr groß und ganz eben, ohne jede Spur eines Gebirges, dafür mit grün belaubten Bäumen besetzt, reich an Gewässer und hat in ihrer Mitte eine breite Lagune; sie hat eine so satte grüne Färbung, daß ihr Anblick wohltuend wirkt. Ihre Bewohner sind sehr fügsam und tragen ein so großes Verlangen nach unseren Dingen, daß sie sich jedesmal, wenn sie etwas an Bord unserer Schiffe erhalten zu können glauben, aber zu arm sind, um uns etwas dafür im Tauschwege anzubieten, sofort schwimmend zu uns begeben und mit dem erworbenen Gegenstand an Land zurückkehren. Alles, was sie besitzen, geben sie freudig für jeden noch so tönernen Gegenstand; sie tauschten sogar die Scherben unserer Schüsseln und gebrochenen Glastassen ein; ich selber sah, wie sie 16 Knäuel Baum-

wolle für drei portugiesische "Ceuti" hergaben, die einer "blanca" kastilischer Währung entsprechen; jene Knäuel ergaben fast eine "arroba" gesponnener Baumwolle.

Ich habe den Handel mit diesem Erzeugnis untersagt und verboten, daß irgend jemand sich etwas davon aneigne, indem ich mir das ausschließliche Recht vorbehielt, es für Eure Hoheiten zu erwerben, falls größere Mengen davon vorhanden sein sollten. Sowohl die Baumwolle als das Gold, das die Eingeborenen in der Nase tragen, finden sich auf der Insel vor, allein ich möchte nicht Zeit daran verwenden, es zu sammeln, um meine Aussagen bezeugen zu können, weil ich nicht unnütze Zeit verlieren und versuchen will, ob es mir gelingt, die Insel Cipango zu finden.

Bei Einbruch der Nacht kehrten alle Inselbewohner an Land zurück.

Sonntag, 14.  
Oktober

Als der Tag anbrach, ließ ich das Boot meines Schiffes und die Ruderboote der beiden Karavellen zu Wasser setzen und fuhr an den Küsten der Insel in nord-nordöstlicher Richtung entlang, um die gegenüberliegende östliche Küste zu erforschen und die Siedlungen aufzusuchen, von denen ich alsbald zwei oder drei ansichtig wurde, deren Einwohner in großer Zahl zur Küste herbeiströmten, uns laut zurufend und Gott dankend. Einige schafften Wasser herbei, andere Speisen, während einige von ihnen, als sie merkten, daß ich nicht an Land ging, sich ins Wasser stürzten und uns schwimmend entgegenkamen und uns, so viel wir verstanden, fragten, ob wir geradeswegs vom Himmel kämen. Ein Alter stieg zu mir ins Boot, während andere mit lauter Stimme die ganze Einwohnerschaft, Männer und Frauen, mit den Worten herbeiriefen: "Sehr Euch doch die Männer an, die vom Himmel herabgestiegen sind, und bringt ihnen etwas zu essen und zu trinken."

Eine Unzahl von Männern und Frauen drängten sich am Ufer entlang, von denen jeder etwas mit sich gebracht hatte. Sie warfen sich zu Boden und sagten Gott Dank, indem sie die Hände gen Himmel erhoben und uns unter großem Geschrei zum Landen aufforderten. Allein ich wollte nicht an Land gehen, aus Furcht vor den Klippen und Untiefen, von denen die Insel umgeben war. Zwischen der Insel und den Klippen ist das Meer tief und bildet einen Hafen, der die Schiffe der ganzen Christenheit zu fassen vermag und eine sehr schmale Einfahrt besitzt. Allerdings gibt es innerhalb des Klippengürtels Untiefen; allein das Meer ist dort so ruhig wie das Wasser in einem Brunnen.

In der Absicht, alles in Augenschein zu nehmen, um Euren Hoheiten darüber genauen Bericht erstatten zu können

und um eine Stelle ausfindig zu machen, wo ich eine kleine Festung errichten könnte, ging ich heute auf Erkundung aus und traf eine Halbinsel an, auf der sechs Hütten standen und die in wenigen Tagen Arbeit zu einer Insel umgestaltet werden könnte. Doch halte ich eine derartige Umgestaltung nicht für erforderlich, da ja die Bewohner keine besonderen Kenntnisse von Waffen besitzen, wovon Eure Hoheiten sich bei den sieben Leuten persönlich überzeugen können, die ich ergreifen ließ, um sie nach Spanien mitzubringen, wo sie unsre Sprache erlernen sollen, ehe wir sie wieder zurückbringen. Sollten Eure Hoheiten den Befehl erteilen, alle Inselbewohner nach Kastilien zu schaffen oder aber sie auf ihrer eigenen Insel als Sklaven zu halten, so wäre dieser Befehl leicht durchführbar, da man mit einigen fünfzig Mann alle anderen niederhalten und zu allem zwingen könnte.

Sonntag, 14.  
Oktober

Auf der Halbinsel, von der eben die Rede war, sah ich Gärten, die mit den schönsten Bäumen, welche ich je gesehen habe, dicht bepflanzt waren, ihr Blätterwerk war leuchtend grün wie die Bäume Kastiliens in den Monaten April und Mai, und überdies reichlich Quellwasser. Nachdem wir jenen Ankerplatz genauestens ausgekundschaftet hatten, kehrte ich zu meinem Schiff zurück und segelte weiter. Dabei erspähte ich so viele Inseln, daß ich nicht recht wußte, welcher ich mich zuwenden sollte. Die mitgenommenen Eingeborenen gaben mir zu verstehen, daß es deren unzählige gebe - sie nannten mir an die hundert Inseln. Ich suchte also festzustellen, welche von ihnen die größte sei, und beschloß, auf dieser zu landen, was ich auch tat. Meiner Schätzung nach mußte diese Insel an die 20 Seemeilen von San Salvador entfernt liegen; die anderen Inseln werden auch ungefähr in gleichen Entfernungen davon sich befinden. Alle sind niedrig und berglos, äußerst fruchtbar und dicht bevölkert. Wenngleich es einfache, gute Leute waren, so befehdeten sie sich doch von Insel zu Insel.

Montag, 15.  
Oktober

Ich hatte die ganze Nacht verstreichen lassen, ehe ich das Neuland anlief, aus Furcht, daß in der Nähe der Küsten Untiefen vorkommen könnten. Allein da die Insel eher 28 als 20 Seemeilen von einer anderen Insel, die ich eben verlassen hatte, entfernt war und die Gegenströmung mich am Fortkommen hinderte, so vermochte ich nicht vor Mittag zu landen. Ich stellte fest, daß die Küste, die auf der Seite San Salvadors liegt und von Norden nach Süden verläuft, 20 Seemeilen lang ist, während die andere Küste, der ich entlang fuhr, sich von Osten nach Westen hinzieht und mehr als 40 Seemeilen lang ist. Da ich von hier aus im Westen eine größere Insel liegen sah, ließ ich die Segel aufgeien, um den restlichen Teil des Tages bis zum Anbruch der Nacht auf dem Meere zu verweilen, hätte ich

doch die westliche Spitze der Insel kaum noch erreichen können, der ich den Namen "Santa Maria de la Concepción" gegeben hatte. Fast schon bei Sonnenuntergang ankerte ich bei der vorgenannten Inselfspitze, um zu erkunden, ob es dort Gold gebe, da die Männer, die ich in San Salvador an Bord nehmen ließ, ausgesagt hatten, daß die Eingebornen dieser Gegend an den Füßen und Armen Spangen aus Gold zu tragen pflegten. Obgleich meines Dafürhaltens all diese Aussagen reine Erfindungen waren, um bei einer Landung sich aus dem Staube machen zu können, so wollte ich an keiner Insel vorbeifahren, ohne daselbst zu landen und von ihr Besitz zu ergreifen, trotzdem die Besitzergreifung einer Insel den Besitz aller anderen Inseln in sich schloß. Deshalb warf ich Anker und blieb bis heute Montag dort liegen, an dem ich in der Morgendämmerung mit den bewaffneten Booten mich der Küste näherte und landete. Die Inselbewohner, die recht zahlreich und nackt waren, gehörten der gleichen Rasse und der selben Kulturstufe an wie jene San Salvadors und ließen es ruhig zu, daß wir ihre Insel durchstreiften und gaben uns alles, wonach wir verlangten. Da aber ein starker südöstlicher Wind aufsprang, wollte ich mich nicht länger aufhalten, bestieg mein Boot und fuhr zu meinem Schiff zurück.

Hier angekommen, traf ich ein großes Eingeborenenkanoe an, das längsseits der "Niña" angelegt hatte. Einer der Inselbewohner von San Salvador, der der "Niña" zugeteilt worden war, warf sich ins Meer und schwang sich in das Kanoe. Die Nacht zuvor war ein anderer jener Männer an Land geflohen - jetzt stürzte er sich auch in das Kanoe, das so pfeilgeschwind davonfuhr, daß keines unserer Boote imstande war, es wegen des großen Vorsprunges einzuholen. So erreichte dieses Kanoe trotz allen unseren Bemühungen unversehrt das Ufer, worauf die beiden Flüchtlinge ihm entstiegen und eilends davonliefen, vergeblich verfolgt von einigen unserer Männer, die an Land gegangen waren, um Jagd auf sie zu machen. Wir bemächtigten uns des im Stich gelassenen Kanoes und schafften es an Bord der "Niña", zu welcher in diesem Augenblick ein anderes Eingeborenenkanoe aus einer anderen Richtung herankam. Darin befand sich ein Mann, der ein Knäuel Baumwolle austauschen wollte. Da der Eingeborene nicht dazu zu bewegen war, an Bord der Karavelle zu kommen, warfen sich einige Matrosen ins Wasser und nahmen ihn fest. Ich selber stand am Hinterschiff und hatte alles mit angesehen. Ich ließ mir den Mann vorführen, schenkte ihm eine rote Kappe, einige grüne Glasperlen, die ich ihm um den Arm legte, und zwei Glöckchen, die ich an seinen Ohren befestigte, und erteilte Befehl, ihm sein Kanoe wiederzugeben, das bereits an Bord eines unserer Schiffe gehißt worden war, und ihn wieder frei an Land zu setzen.

Sodann segelte ich in die Richtung auf die andere große Insel, die ich im Westen liegen sah; gleichzeitig ließ ich das andere Kanoe, das die Karavelle "Niña" hinter sich herschleppte, losmachen und freisetzen, Als ich landwärts blickte, gerade in dem Augenblick, als der Eingeborene dort eintraf, den ich in Freiheit gesetzt und mit den erwähnten Gegenständen beschenkt hatte, ohne dafür den mir angebotenen Baumwollknäuel anzunehmen, konnte ich sehen, wie andere Eingeborene ihn umringten. Der Befreite redete auf die anderen ein und bedeutete ihnen, daß er uns Bewunderung entgegenbringe, weil wir gutmütige Leute seien, und daß der Entflohene uns gewiß irgendwie beleidigt haben müsse, weswegen wir ihn hätten mitnehmen wollen. Ich hatte mich diesem Manne gegenüber gerade deshalb so verhalten, ihn befreit und beschenkt, damit er uns schätzen lerne und damit im Falle Eure Hoheiten wieder einmal Leute hierher aussenden sollten, diesen von den Eingeborenen ein guter Empfang bereitet werde. Überdies hatten die Gegenstände, die ich ihm gab, einen Wert von höchstens 4 "maravedis".

Gegen 10 Uhr fuhr ich ab, mit Westwind, der nach Süden drehte, und nahm Kurs auf jene andere sehr große Insel, welche nach den durch Zeichen ausgedrückten Angaben der Männer aus San Salvador, die ich mitgenommen hatte, reich an Gold sein sollte, das die Eingeborenen in Form von Ringen und Spangen um Arme, Beine und Hals wie in den Ohren tragen. Die Insel Santa Maria liegt in der Richtung von Osten nach Westen 36 Seemeilen von hier entfernt; die ihr gegenüberliegende Küste erstreckt sich, wenn ich mich nicht täusche, auf einer Länge von zumindest 112 Seemeilen von Nordwesten nach Südwesten und ist ganz niedrig und flach, wie auf San Salvador und Santa Maria. Der Strand selbst weist keine Felsen auf, allein unter Wasser gibt es auch hier, wie auf den anderen Inseln, gegen das Land zu Klippen, weshalb man beim Landen mit Vorsicht vorgehen muß und nicht zu nah an die Küste heranzufahren darf, obzwar das Wasser stets sehr klar und durchsichtig ist. Zwei Schußlängen einer Bombarde vom Land entfernt ist das Meer so tief, daß man nicht auf Grund kommt.

Diese Inseln haben ein gemäßigtes Klima und eine reiche Vegetation, die sie mit frischem Grün bedeckt und sehr fruchtbar macht. Es gibt hier sicherlich eine Unmenge Dinge, die ich nicht kennen lernte, weil ich nicht Zeit verlieren wollte, um viele andere Inseln anzusteuern, wo ich Gold zu finden hoffte. Da nun das Gold, welches diese Inselbewohner an ihren Armen und Beinen tragen, tatsächlich echtes Gold ist, da ich es mit dem meinigen verglichen habe, und hiermit ein Beweis vorliegt, daß es auf diesen

Inseln vorkommen muß, so wird es mir mit Gottes Hilfe gelingen müssen, den Ort seines Vorkommens ausfindig zu machen.

Während ich mich also auf der Fahrt zwischen der Insel Santa Maria und jener großen zweiten Insel befand, der ich den Namen "Fernandina" gab', stieß ich auf ein Kanoe, in dem sich ein einzelner Mann befand, der von der Insel Santa Maria nach der Insel Fernandina hinübersetzte. In seinem Boote fand ich etwas Brot, ungefähr von der Größe einer Faust, einen mit Wasser gefüllten Kürbis, etwas rote Erde, aus der er einen Brei angerichtet hatte, und einige dürre Blätter, die von den Eingeborenen sehr geschätzt werden müssen, da man mir bereits in San Salvador etwas davon als Geschenk überreicht hatte. Der Mann hatte auch ein selbstverfertigtes Körbchen bei sich, in dem sich eine kleine Glasperlenkette und zwei kastilianische Geldstücke befanden, woraus ich schloß, daß er von der Insel San Salvador komme, unterwegs die Insel Santa Maria berührt habe und nun zur Insel Fernandina fahre. Er legte mit seinem Kanoe bei und bat um die Erlaubnis, an Bord zu kommen, was ich ihm auch gewährte. Ich ließ sein Kanoe an Bord hissen und sein Hab und Gut wohl verwahren und gab Weisung, ihm Brot und Honig zu essen und auch etwas zu trinken zu geben. Später werde ich ihn auf der Insel Fernandina ausschiffen und ihm all seine Habe wiedergeben lassen, damit er allüberall nur Gutes von uns zu berichten habe. Wenn dann Eure Hoheiten einmal, so Gott will, jemanden hierher senden, so wird er eine ehrenvolle Aufnahme finden und von den Eingeborenen alles erhalten, worüber sie verfügen.

Dienstag, 16.  
Oktober

Von der Insel Santa Maria de la Concepción aus steuerte ich mittags nach der Insel Fernandina, die von Westen aus gesehen sehr groß zu sein scheint. Den ganzen Tag über herrschte Windstille, so daß ich nicht mehr zurechtkam, um den Meeresgrund sehen und den Anker an günstiger Stelle werfen zu können; denn da kann man nicht genug vorsichtig sein, sonst läuft man Gefahr, den Anker einzubüßen. Daher ging ich bedächtig zu Werke und legte die ganze Nacht über bis zum Anbruch des Tages bei. Dann erst fuhr ich an eine Siedlung heran, wo ich landete und jenen Eingeborenen antraf, dem ich gestern auf See in einem Kanoe begegnet war. Er hatte soviel Gutes über uns zu berichten gewußt, daß die Eingeborenenkanoes die ganze Nacht über mein Schiff umlagerten, um uns Wasser und all ihre Habseligkeiten anzubieten. Ich ließ an jeden von ihnen eine Kleinigkeit verteilen, wie aufgereichte und lose Glasperlen, kleine Glocken aus Weißblech, die in Kastilien einen "maravedo" kosten, und einige Bänder, was sie alles mit Freude und Genugtuung annahmen, als wären es lauter Dinge von großem Werte. Außerdem ließ ich für

sie Melasse zubereiten, um sie ihnen zu reichen, sobald sie an Bord kamen. Gegen Morgen schickte ich mein Boot an Land, um Wasser zu schöpfen, worauf die guten Leute sich beeilten, meinen Männern gutwilligst die Stelle zu zeigen, wo sich dieses befand und die Fässer an Ort und Stelle zu schaffen, wie sie denn überhaupt ihre Absicht offenbarten, uns in allem zu Gefallen sein zu wollen.

Diese Insel ist sehr ausgedehnt, weshalb ich mich entschloß, sie zu umsegeln, da sich, soweit ich entnehmen konnte, auf ihr oder einer der benachbarten Inseln eine Goldader befinden muß. Sie liegt fast 32 Seemeilen in ost-westlicher Richtung von der Insel Santa Maria entfernt; die Küste, an der ich mich aufhielt, verläuft von Nord-Nordwesten nach Süd-Südwesten. Ich habe diese Küste nicht in ihrer ganzen Ausdehnung, sondern nur auf einer Strecke von fast 80 Seemeilen ausgekundschaftet.

Im Augenblick, da ich diese Zeilen niederschreibe gehe ich mit Südwind in See, um zu versuchen, die Insel zu umschiffen und nach "Samaot" zu gelangen, die die Insel oder der Ort sein soll, wo sich das Gold vorfindet, wie alle jene behaupten, die mein Schiff zu besichtigen kamen, und was bereits die Bewohner von San Salvador und Santa Maria uns bedeutet hatten.

Die Einwohner der Insel Fernandina ähneln den Bewohnern der vorgenannten Inseln sowohl in der Sprache als in ihren Gebräuchen; doch dünken mir letztere etwas kultivierter, vernünftiger und achtsamer zu sein als die ersten, da ich feststellte, daß sie sich für die Baumwolle und die anderen Dinge, die sie an Bord brachten, ein besseres Entgelt zu verschaffen verstanden, als die Eingeborenen der anderen Inseln. Hier sah ich auch Baumwollgewebe, die zu Streifen zugeschnitten waren, und aufgeweckte Männer und Frauen, die an der vorderen Körperseite ein Wolltuch tragen, das ihre Nacktheit einigermaßen verhüllte. Diese Insel ist ganz eben, von Grün überzogen und äußerst fruchtbar. Anscheinend betreiben die Bewohner jedes Jahr den Anbau von Hirse, die sie ernten, ebenso wie anderer Bodenfrüchte. Ich bemerkte zahlreiche Bäume, die von den unseren recht verschieden waren, darunter solche, wo auf ein und demselben Stamm verschiedenartige Zweige wuchsen, was ganz eigenartig anmutet. Zum Beispiel: ein Zweig trug die Blätter des Zuckerrohres, während ein anderer wie der Zweig eines Mastixbaumes aussah, so daß auf ein und demselben Baume fünf oder sechs vollkommen verschiedene Arten zusammentreffen. Keineswegs könnte dies auf eine Aufpfropfung zurückzuführen sein, denn davon ist keine Spur zu merken; auch kümmern sich die Eingeborenen nicht darum.

Was nun die Religion anbelangt, so dünkt es mich, daß sie gar keine eigene Religion besitzen, und da es wohlmeinende Leute sind, so dürfte es nicht zu schwierig sein, aus ihnen Christen zu machen.

Die Fische sind hierzulande derartig von unseren heimatischen Arten verschieden, daß man baß erstaunt ist; einige gleichen Hähnen und glitzern in den leuchtendsten Farben wie himmelblau, gelb, rot und in vielen anderen Farben, die alle bunt durcheinander schimmern und so zarte Tönungen haben, daß jeder sie mit Entzücken und Bewunderung betrachtet. Es gibt auch Walfische. An Land traf ich gar keine Tiere an, bis auf Papageien und Eidechsen, doch berichtete mir ein Schiffsjunge, eine große Natter oder Schlange gesehen zu haben. Ziegen, Schafe oder andere Tiergattungen kamen mir nicht zu Gesicht, wie ich bereits erwähnt habe. Allerdings habe ich mich ganz kurze Zeit, nur einen halben Tag lang, dort aufgehalten, doch hätte mir immerhin ihr Vorhandensein nicht entgehen können. Sobald ich die Rundfahrt um die Insel gemacht habe, werde ich darüber näheres berichten.

Mittwoch, 17.  
Oktober

Gegen Mittag brach ich von der Siedlung auf, wo ich gelandet war, um Wasservorräte zu machen, und schickte mich an, um die ganze Insel Fernandina herumzusegeln. Ich beabsichtigte, süd-südöstlichen Kurs zu halten, da nach Aussage der Indianer, die ich an Bord hatte, und auch anderer, die von ihnen "Samoet" benannte Insel, wo Gold vorkommen soll, in diesen südlichen Gegenden liegen mußte. Allein Martin Alonso Pinzón der Kapitän der Karavelle "Niña", an deren Bord ich drei dieser Indianer geschickt hatte, kam zu mir herüber, um mir zu sagen, daß einer jener Indianer ihm unmißverständlich zu verstehen gegeben habe, es sei wesentlich leichter, die Insel von Nord-Nordwesten her zu umsegeln. Da nun der Wind in der bisher eingeschlagenen Richtung nachließ, in der angegebenen aber sehr günstig war, segelte ich nach Nord-Nordwest. Ungefähr 8 Seemeilen vom äußersten Ende der Insel entfernt stieß ich auf eine wunderbar gelegene Bucht, die, getrennt durch eine dazwischen liegende Insel, zwei ungemein schmale Einfahrten hat. Im Innern aber ist das Wasserbecken so geräumig, daß hundert Schiffe bequem Platz hätten, wenn die Tiefe größer und weniger Klippen vorhanden wären; auch die Einfahrt müßte eine größere Wassertiefe haben. Ich hielt es für angezeigt, diesen Hafenplatz genauestens zu durchloten, weshalb ich außerhalb seiner Anker warf und mit allen Schiffsbooten einfuhr; hier stellten wir fest, daß er nicht ausreichend tief war.

Da ich, als ich seiner ansichtig wurde, der Meinung war, dieses Wasserbecken sei die Mündung eines Flusses, hatte ich den Matrosen angeordnet, Fässer mitzubringen, um



Wasservorrat zu nehmen. Als ich mit ihnen an Land ging, kamen uns alsbald an die acht oder zehn Männer entgegen, die uns auf die nicht weit davon entfernte Siedlung aufmerksam machten. Dahin entsandte ich die teils bewaffneten, teils Fässer tragenden Leute, um Wasser zu holen, was sie auch vollkommen ungestört tun konnten. Da die Quelle ziemlich weit ab lag, wartete ich an die zwei Stunden auf ihre Rückkehr. In der Zwischenzeit streifte ich umher, zwischen Bäumen hindurch, die zum Schönsten gehörten, das ich je erblickt.

Ihr Blätterwerk prangte in so frischem, dichtem Grün, wie in Andalusien zur Maienzeit; dabei waren die Bäume so grundverschieden von jenen unserer Heimat, wie Tag und Nacht. Das gleiche gilt von den Früchten, den Gräsern, den Steinen und von allen Dingen. Allerdings gab es auch Pflanzen, die zu jenen Gattungen gehörten, die bei uns in Kastilien gedeihen; dessen ungeachtet aber sahen sie ganz anders aus. Jene Bäume der mannigfaltigsten Gattungen, die sich in Kastilien nicht vorfinden, waren in so großer Zahl vorhanden, daß man sie nicht aufzählen könnte.

Die Bewohner glichen den Eingeborenen der obenerwähnten Inseln in ihrer ganzen Art und in ihrem Wuchs. Sie waren auch ganz unbekleidet und gaben ihr ganzes Hab und Gut willig her für irgendeinen nichtssagenden Gegenstand, den wir ihnen boten. Ich gewährte, wie einige unserer Schiffsjungen für Glasscherben oder Scherben zerbrochener Schüsseln Spieße eintauschten. Die Matrosen, die das Wasser herbeigeschafft hatten, berichteten mir, daß sie die Behausungen der Eingeborenen sich angesehen und in peinlich sauberem Zustand angetroffen hätten; Betten und Decken, auf denen jene Leute schliefen, sind eine Art Wollnetze. Ihre Behausungen sind zeltartig gebaut und haben hohe und gute Schornsteine doch unter den Siedlungen, die ich gesehen, war keine einzige, die mehr als 12 oder 15 Behausungen gehabt hätte. Wir konnten hier feststellen, daß die verheirateten Frauen Wollhosen trugen im Gegensatz zu den Mädchen, mit Ausnahme von einigen unter ihnen, die an die 18 Jahre alt waren.

Auf dieser Insel sah ich Schäferhunde und kleine Spürhunde. Meine Leute begegneten einem Eingeborenen, der an seiner Nase ein Goldstück von der Größe eines halben "Castellano" befestigt hatte, auf dem einige Schriftzeichen eingeprägt waren. Ich warf ihnen vor, dieses Geldstück nicht im Tauschwege erstanden zu haben, um jeden Preis, den der Besitzer gefordert hätte, da ich gern gewußt hätte, was dieses Geldstück für eine Bewandnis hatte. Allein die Matrosen antworteten, nicht gewagt zu haben, ihm diesen Tauschhandel vorzuschlagen.

Nachdem wir genug Wasser geholt hatten, kehrte ich zu meinem Schiff zurück und segelte nach Nordwesten längs der ganzen Inselfeite bis zur entgegengesetzten Küste, die von Osten nach Westen verläuft. Wiederum erklärten meine Indianer, daß diese Insel weitaus kleiner sei als die Insel Samoet und daß wir gut daran täten, umzukehren, um rascher zu ihr zu gelangen. Hier ließ der Wind nach, um dann von Westen zu kommen, also gerade umgekehrt zu unserer Fahrtrichtung, weshalb ich beidrehte und die ganze vergangene Nacht hindurch bald nach Ost-Südost, bald nach Osten oder nach Südosten fuhr. Ich tat dies deshalb, um nicht in Landnähe zu kommen, da dichter Nebel einsetzte und das Wetter auf Sturm war.

Von Mitternacht bis fast zum Morgengrauen gingen Regengüsse nieder. Noch jetzt ist der Himmel mit Wolken verhangen, die weitere Niederschläge zubringen drohen. Wir sind zur südöstlichsten Spitze der Insel zurückgekehrt wo ich gut zu ankern hoffe, bis es hell genug wird, um zu den anderen Inseln vorzudringen, wie ich es mir vorgenommen hatte. Seitdem ich mich hier in Indien befinde, hat es mehr oder weniger stark Tag um Tag geregnet, Eure Hoheiten können gewiß sein, daß dieses Land zu den fruchtbarsten und in klimatischer Hinsicht gemäßigten Ländern der Erde gehört.

Donnerstag,  
18. Oktober

Bei Tagesanbruch segelte ich je nach dem Winde und umsegelte so gut ich konnte die Insel, so lange es möglich war; dann fuhr ich an die Küste heran, aber ohne zu landen.

Freitag, 19.  
Oktober

In der Morgendämmerung lichtete ich die Anker und ließ die Karavelle "Pinta" nach Osten und Südosten, die Karavelle "Niña" nach Süd-Südwesten fahren, während ich selbst mit meinem Schiff Kurs auf Südosten nahm. Mein Befehl lautete dahin, daß die beiden Schiffe die von mir angegebene Kursrichtung bis 12 Uhr mittags einzuhalten hätten, um sie dann aufzugeben und sich wieder mit mir zu vereinigen.

Nach kaum drei Stunden Fahrt kam im Osten eine Insel in Sicht, auf die wir zusteuerten. Noch vor Mittag erreichten die drei Schiffe ihre nördliche Spitze, wo ihr eine kleine Insel vorgelagert ist, die gegen Norden von Felsenriffen umsäumt wird, während sich zwischen der kleinen und der großen Insel eine Klippe erhebt. Letztere wird von den Leuten aus San Salvador "Saomete" genannt, ich aber gab ihr den Namen "Isabella". Der Wind kam aus Norden und das vorgenannte kleine Inselchen lag in der Richtung der Insel Fernandina, von der aus ich in der Ost-Westrichtung in See gegangen war. Die Küste der Insel Isabella verläuft vom Inselchen aus auf eine Länge von 48 Seemeilen in

westlicher Richtung bis zu einem Vorgebirge, das ich "Capo Bello" genannt habe; letzteres liegt gegen Westen zu und ist wunderbar rund und weit ins Meer hinausragend, von tiefem Wasser umgeben. Die Einfahrt in die Bucht ist zunächst steinig und von geringer Wassertiefe, allein gegen das Land zu liegt ein Sandstrand, der sich übrigens die ganze Küste entlang zieht; hier warf ich heute Freitag nachts die Anker und hielt mich bis zum Morgen dort auf.

Dieser Küstenteil und was ich bisher von der Küste dieser Insel gesehen habe, ist vollkommen flach und eben. Die Insel selbst ist das schönste, was ich bisher gesehen habe; denn mögen auch die anderen von mir entdeckten Erdstriche noch so herrlich gewesen sein, so war diese Insel noch viel wundervoller. Sie ist reich an hohen, grünbelaubten Bäumen und das ganze Gebiet ist höher gelegen als es bei den anderen Inseln der Fall war. Sie hat einige Erhebungen, die man zwar nicht als eigentliche Berge bezeichnen kann, die aber immerhin durch den hervorgerufenen Gegensatz der Ebene einen malerischen Anstrich verleihen. Im Innern besitzt sie anscheinend zahlreiche Quellen. Im Nordosten zeichnet sich ein großes Vorgebirge ab, von hohen Bäumen dicht besetzt, wo ich landen wollte, um einen so wohlgefälligen Ort zu besichtigen; allein ich kam nicht auf den Grund und hätte nur weiter draußen, gegen das offene Meer zu, Anker werfen können. Andererseits war die Windrichtung günstig, um jenes Kap zu erreichen, wo ich mich jetzt befinde und dem ich, wie schon gesagt, den Namen "Capo Bello" gegeben hatte, weil dieses Kap wirklich schön ist.

Aus diesen Gründen ging ich bei diesem Vorgebirge nicht an Und. Überdies versetzte mich auch der Anblick dieses herrlich grünen Landstriches, was man von allen Ländern und Erzeugnissen dieser Inseln mit Fug und Recht behaupten kann, in einen Zustand der Unschlüssigkeit, wohin ich mich begeben sollte, und konnte ich mich an einer so wundersam schönen und von der unseren so verschiedenartigen Vegetation nicht satt sehen. Meines Dafürhaltens gibt es auf diesen Inseln viele Kräuter und Pflanzen, die man in Spanien sehr zu schätzen wissen wird, um daraus Tinkturen zu gewinnen, die man zu Heilzwecken oder als Gewürze verwenden kann, allein sie sind mir unbekannt, was mit viel Kummer macht. Bei meiner Ankunft am Kap spürte ich einen wohligen Duft von Blumen und Pflanzen, welcher mir großes Entzücken bereitete. Morgen früh vor der Abfahrt werde ich an Land gehen, um zu sehen, was dieses Vorgebirge beherbergt. Nach den Aussagen meiner Indianer soll ein König, der viel Gold auf seinem Leibe trägt, in einer Siedlung hausen, die sich tief im Innern befindet; ich möchte soweit gegen das Innere der Insel vordringen, bis ich jene Siedlung und den König fin-

de. Ich würde jenen Herrscher gerne sehen und sprechen, da er nach den Aussagen der Indianer über alle umliegenden Inseln gebietet und ganz in Gold gekleidet ist. Trotzallem schenkte ich dem Gerede dieser Leute nicht so ganz Glauben, teils weil ich sie nicht recht verstehe, teils weil ich der Meinung bin, daß es ihnen, die sehr wenig Gold besitzen, stets viel vorkommen wird, auch wenn der König noch so wenig Gold auf sich trägt.

Was ich als "Capo Bello" bezeichnet habe, scheint eine von Saomet getrennte Insel zu sein; zwischen beiden muß außerdem noch eine andere Insel liegen. Allein es war nicht meine Absicht, alles genau zu erforschen, denn dazu würden nicht einmal fünfzig Jahre ausreichen, sondern so viel als möglich neue Länder zu entdecken, um, wenn es Gott gefiel, im kommenden Monat April wieder vor das Angesicht Eurer Hoheiten treten zu können. Dem muß ich aber hinzufügen, daß ich, falls wir auf Gegenden stoßen sollten, wo Gold und Gewürze reichlich vorhanden sind, mich dort so lange aufhalten werde, als bis ich so viel als nur irgend möglich davon verladen habe. Zu diesem Zwecke setze ich meine Fahrt fort, um jene Gegenden ausfindig zu machen.

Samstag, 20.  
Oktober

Heute, bei vollem Tageslicht, lichtete ich die Anker an der Stelle der Insel Saomet, wo ich die Nacht über geblieben war, also an deren westlicher Spitze, der ich den Namen Lagunen-Kap gegeben, während ich die ganze Insel Isabella genannt hatte. Ich beabsichtigte, nach Nordosten und später, auf der östlichen Seite, nach Südwesten zu fahren, wo sich nach Aussage der mitgeführten Eingeborenen die Residenz des Inselkönigs befinden soll. Allein ringsumher wies das Meer so geringe Tiefen auf, daß ich nicht weiter vorwärts konnte. Ich mußte also einsehen, daß ich einen sehr großen Umweg machen müßte, wenn ich die südwestliche Kursrichtung weiter eingehalten hätte. Deshalb beschloß ich, wieder die nord-nordöstliche Richtung einzuschlagen, wie zuvor, und vom Westen aus die Insel Isabella zu umsegeln. Wir hatten aber so mäßigen Wind, daß ich erst nachts an die Küste herankam. Da es aber sehr gefährlich ist, im Finstern auf diesen Inseln zu landen, weil eine gute Sicht vonnöten ist, um den Anker an richtiger Stelle zu werfen, da der Meeresgrund bald von Sand, bald von Klippen bedeckt ist, lag ich die ganze Sonntagnacht bei. Die beiden andern Karavellen, die noch früh genug das Land erreicht hatten, waren vor Anker gegangen. Nach den üblichen Signalisierungen waren ihre beiden Kapitäne der Ansicht, daß auch ich vor Anker gehen wollte; doch dies war nicht meine Absicht.

Sonntag, 21.  
Oktober

Um 10 Uhr gelangte ich zum Kap der Kleinen Insel und legte mein Schiff Seite an Seite zu den beiden Karavellen. Nach Tisch ging ich an Land. Ich fand keine Siedlung vor,

sondern nur eine alleinstehende Behausung, die öde und verlassen dalag; wahrscheinlich hatten deren Bewohner aus Furcht vor unserm Herannahen die Flucht ergriffen, wobei sie all ihr Hausgerät liegen und stehengelassen hatten. Ich untersagte es meinen Leuten, an irgend etwas Hand zu legen, und, begleitet von meinen Kapitänen und einigen meiner Leute, machte ich mich auf, die Insel zu erforschen. Wenn die andern von mir aufgesuchten Inseln wundervoll grün und fruchtbar gewesen waren, so mußte ich bekennen, daß diese noch weit schöner war mit ihren weithin ausgedehnten, grün schimmernden Wäldern und breiten Lagunen, an deren Rändern und in deren Mitte wundervolle Haine lagen. Hier, wie auch in den übrigen Teilen der Insel, sind die Bäume frisch und dicht nebeneinander, das Gras so grün wie im Monat April in Andalusien und der Vogelsang dem Ohre so wohlklingend, daß man für immer hier bleiben möchte. Papageien fliegen in so dichten Schwärmen, daß sie die Sonne verfinstern, und die großen und kleinen Vögel sind in zahlreichen, von unsern heimatlichen Vögeln verschiedenen Arten vertreten. Auch die Bäume sind vielerlei Art und fruchttragend und verbreiten einen wohligen Duft. Ich bedaure es ungemein, sie nicht zu kennen, bin aber gewiß, daß sie alle nutzbringenden Wert haben. Von ihnen, wie von den Pflanzen, werde ich Musterstücke mitnehmen. Während wir entlang einer jener Lagunen dahinwanderten, stießen wir auf eine Schlange, die wir erlegten und deren Haut ich Euren Hoheiten bringe. Kaum hatte uns das Reptil bemerkt, so warf es sich ins Wasser. Allein da das Wasser nicht allzu tief war, setzten wir ihm nach und töteten es mit Lanzenstichen. Es war sieben Spannen lang; ich glaube, daß es in diesen Lagunen zahlreiche ähnliche Schlangen geben müsse. Es gelang mir, Aloebäume festzustellen, worauf ich beschloß, einige davon abschneiden und morgen an die zehn Zentner an Bord des Schiffes schaffen zu lassen, weil es heißt, daß es ein sehr wertvolles Holz ist.

Auf der Suche nach Trinkwasser gelangten wir zu einer Siedlung, die sich ganz in der Nähe von hier, ungefähr zwei Seemeilen vom Punkte entfernt befand, wo wir vor Anker gegangen waren. Als deren Einwohner unser ansichtig wurden, machten sie sich alle davon und verbargen sich mit ihrem Hab und Gut im Gebirge. Ich duldete es nicht, daß man ihnen irgend etwas wegnehme, und hätte es auch nur den Wert einer Nadel. Später kamen einige Eingeborene zu uns heran. Einer von ihnen faßte sogar einiges Zutrauen, so daß ich ihm einige Glöckchen und Glasperlen gab, worüber er eine kindliche Freude an den Tag legte. Um unsere freundschaftlichen Beziehungen zu vertiefen und sie zu etwas Nützlichem zu verwenden, ließ ich von den Eingeborenen Wasser verlangen. Die Inselbewohner erschienen denn auch, als ich auf mein Schiff zu-

rückgekehrt war, mit ihren mit Wasser gefüllten Kürbissen am Ufer und bekundeten ihre ersichtliche Freude, uns Wasser zu geben. Zum Dank dafür ließ ich ihnen noch eine Glasperlenschnur aushändigen, worauf sie erklärten, daß sie am nächsten Morgen wiederkehren wollten.

Mein Plan war, an diesem Ort alle Fässer unserer Schiffe mit Wasser zu füllen, um bei günstiger Witterung jederzeit abfahren zu können, und die ganze Insel so lange zu durchforschen, bis es mir gelungen sein würde, mit ihrem König zusammenzutreffen, und ihn dazu zu veranlassen, mir das Gold zu geben, in dessen Besitz er sich befinden soll. Hierauf wollte ich nach einer sehr großen Insel absegeln, die meines Erachtens Cipango sein mußte, wenn die Berichte zutreffend sind, die mir meine an Bord befindlichen Indianer darüber geben, die diese Insel "Colba" nennen. Sie wußten zu berichten, daß dort sehr große Schiffe und zahlreiche Seeleute zu finden seien. Daraufhin beabsichtige ich noch, eine andere Insel, "Bofio" genannt, aufzusuchen, die ebenfalls sehr ausgedehnt sein soll. Unterwegs werde ich die dazwischenliegenden Inseln anlaufen und werde mich ganz danach richten, ob ich dort Gold und Gewürze vorfinde oder nicht. Auf jeden Fall aber bin ich fest entschlossen, bis zum Festland vorzudringen und die Stadt Quisai zu erreichen, um dem großen Khan die Briefe Eurer Hoheiten zu überreichen und mit seiner Antwort nach Europa zurückzukehren.

Montag, 22.  
Oktober

Die ganze vergangene Nacht und den heutigen Tag habe ich hier zugewartet, daß der König oder andere Leute dieser Insel mir Gold oder andere Wertgegenstände brächten. Zahlreiche Indianer fanden sich ein, die jenen der andern Inseln gleichen, nackt und in den verschiedensten Farben bemalt sind. Sie brachten Spieße und Baumwollknäuel zu Tauschgeschäften mit sich, die sie mit einigen Matrosen um Glasstücke, Scherben zerbrochener Tassen und irdener Schüsseln tätigten. Einige dieser Indianer trugen an ihrer Nase befestigte Goldstücke, die sie bereitwilligst für eine jener kleinen Schellen oder für Glasperlen hergaben; allein es handelte sich um so geringfügige Mengen, daß es nicht der Rede wert war. Alle zeigten großes Erstaunen über unsern Anblick und meinten, daß wir vom Himmel gekommen seien. Aus einem kleinen See, der sich hier in der Nähe befindet, und den wir als Insel-Kap bezeichneten, schöpften wir Wasser für unsere Schiffe. In diesem See erlegte Martin Alonso Pinzón, Kapitän der "Pinta", eine weitere Schlange, die der gestern getöteten in allem gleich und auch sieben Spannen lang war. Ferner ließ ich so viel Aloe, als man auftreiben konnte, an Bord verladen.

Dienstag, 23.  
Oktober

Heute wollte ich nach der Insel Kuba aufbrechen, die nach den Berichten der Eingeborenen über ihre Größe und ih-

ren Reichtum mit der Insel Cipango identisch sein muß. Deshalb gedenke ich mich nicht länger hier aufzuhalten und werde auch nicht diese Insel umsegeln, um die Hauptsiedlung aufzusuchen, was ich zuvor im Sinne gehabt hatte, und um den König oder Herrn dieser Erde zu sprechen - hatte ich doch selbst feststellen können, daß es hier keine Goldminen gibt. Überdies würde eine Umsegelung der Insel sehr verschiedenartige Winde erfordern, die nun eben nicht aus der gewünschten Richtung kamen. Da ich ferner Gegenden aufsuchen muß, wo die Aussichten Handel zu treiben, am größten sind, bestand kein Grund für mich, hier länger Zeit zu verlieren. Daher will ich weiterfahren und viele Gegenden betreten, bis ich auf ein Land stoßen werde, das reich an mannigfaltigen Erzeugnissen ist, obzwar ich dessen sicher bin, daß die Insel, auf der ich mich befinde, viele Gewürzarten hervorbringt. Zu meinem großen Leidwesen aber kenne ich mich darin nicht aus - sah ich doch tausenderlei verschiedene Baumarten mit ganz verschiedenartigen Früchten, die um diese Jahreszeit hier in vollster Frische gedeihen, wie in Spanien in den Monaten Mai und Juni. Ebenso verschwenderisch ist die Fülle der Gräser und Blumen. Aber in diesem ganzen Reichtum der Vegetation war es uns nur vergönnt, den Aloebaum zu erkennen, wovon ich, wie bereits berichtet, eine entsprechende Menge an Bord der Schiffe habe bringen lassen, um sie Euren Hoheiten vorzulegen.

Bis zu diesem Zeitpunkt war es mir noch nicht möglich, nach Kuba in See zu gehen, da vollkommene Windstille herrscht, während es gestern nur so geschüttet hat, ohne daß es dabei kalt gewesen wäre. Ganz im Gegenteil: tagsüber ist es heiß, und die Nächte sind hier so mild wie die Mainächte Andalusiens.

Mittwoch, 24.  
Oktober

Gestern gegen Mitternacht habe ich vom Insel-Kap aus, das auf der nördlichen Seite der Insel Isabella gelegen ist, die Anker gelichtet, um nach der Insel Kuba zu segeln, von der die Leute, die ich aus San Salvador mit mir führe, zu sagen wissen, daß sie sehr ausgedehnt und handeltreibend sei; sie soll reich an Gold und Gewürzen sein und zahlreiche große Schiffe und viele Kaufleute beherbergen. Nach Angabe der Indianer liegt Kuba in west-südwestlicher Richtung, was zutreffend sein mag, da ich aus ihrer Zeichensprache und den Andeutungen der andern Inselbewohner - deren Sprache mir ja fremd ist - entnehmen muß, daß es sich um die Insel Cipango handle, von der die erstaunlichsten Wunderdinge berichtet werden, und die sich nach den Aufzeichnungen der Landkarten, die ich gesehen habe, in diesen Gewässern befinden muß. So fuhr ich bis zum Tagesanbruch nach West-Südwesten. Gegen Morgengrauen ließ der Wind nach; dafür begann es zu regnen, wie es die ganze Nacht über geregnet hatte. Bis

gegen Mittag kam ich bei mäßigem Wind vorwärts, der aber späterhin sehr zunahm, so daß alle Segel meines Schiffes, vom größten bis zum kleinsten, ganz aufgebläht waren.

So setzte ich meine Fahrt bis zum Einbruch der Nacht fort. Das Grüne Kap der Insel Fernandina, welches im südlichen Teil der westlichen Inselhälfte liegt, blieb ungefähr 28 Seemeilen entfernt gegen Nordwesten zurück. Da nun der Wind recht stürmisch geworden und mir unbekannt war, welche Entfernung ich bis zur vorgenannten Insel Kuba zurückzulegen hatte, ich anderseits sie nicht bei Nacht entdecken wollte, da alle diese Inseln von Untiefen umgeben sind, so daß man nur in einer Entfernung von zwei Bombardenschüssen auf offenem Meer von Anker gehen kann; weil es zudem auch wegen der ungleichen Beschaffenheit des Seegrundes, der bald sandig, bald von Klippen unterbrochen ist, ratsam erscheint, nur bei Tageslicht zu landen, beschloß ich, alle Segel schließen zu lassen, bis auf das Focksegel, und damit allein weiterzufahren.

Inzwischen nahm der Wind an Stärke zu und ließ mich rasch vorwärtskommen, wodurch ich etwas unsicher wurde. Dazu herrschte tiefste Finsternis und Regen prasselte nieder, weshalb ich Befehl gab, auch das Focksegel einzuziehen. So kam es, daß wir die ganze Nacht hindurch nur um acht Seemeilen weitergekommen waren.

Donnerstag,  
25. Oktober

Nach Sonnenaufgang setzte ich meine Fahrt nach West-Südwesten bis neun Uhr fort. Nach einer Strecke von 20 Seemeilen änderten die Schiffe den Kurs und steuerten gegen Westen. Bis ein Uhr nachmittags und weiterhin bis drei Uhr liefen sie mit einer Stundengeschwindigkeit von acht Seemeilen, wobei sie insgesamt 44 Seemeilen zurücklegten.

Da entdeckten wir, in einer Entfernung von 20 Seemeilen, sieben oder acht Inseln, die von Norden nach Süden hintereinander lagen.

Freitag, 26.  
Oktober

Ich erreichte diese Inseln von Süden aus und stieß 20 oder 24 Seemeilen lang auf Untiefen; trotzdem ging ich vor Anker.

Meine an Bord befindlichen Indianer erklärten, daß man von hier aus mit ihren Kanoes anderthalb Tage bis nach Kuba zu fahren habe.

Von da aus setzten wir unsere Fahrt nach Kuba fort, in der Meinung, daß es sich nach den Berichten der Indianer über ihre Größe und ihren Reichtum an Gold und Perlen



Samstag, 27.  
Oktober

um die gesuchte Insel, nämlich um Cipango, handle.

Bei Sonnenaufgang lichteten wir die Anker in der Nähe jener Inseln, die ich "Sandinseln" benannte wegen der geringen Meerestiefe, die sie im Süden bis auf 24 Seemeilen gegen das offene Meer zu hatten. Bis ein Uhr fuhren wir mit einer Stundengeschwindigkeit von acht Seemeilen in süd-südwestlicher Richtung, wobei wir 40 Seemeilen zurücklegten. Bis zum Anbruch der Dunkelheit brachten wir weitere 28 Seemeilen stets in der gleichen Kursrichtung hinter uns.

Noch vor völliger Dunkelheit sichteten wir Land. Über Nacht, in der ein starker Regen niederging, suchten wir einen Zufluchtsort auf. Am Samstag hatten wir bis Sonnenuntergang 68 Seemeilen gegen Süd-Südwesten zurückgelegt.

28.Oktober bis 11. November 1492:  
Entdeckung und Erkundung von Kuba

Sonntag, 28.  
Oktober

Von hier aus drang ich nach Süd-Südwesten vor, um die Insel Kuba an der nächstgelegenen Stelle zu erreichen. Ich fuhr einen herrlichen Fluß hinauf, der keinerlei Gefahren an Untiefen oder sonstiger Art in sich barg; die ganze Uferstrecke, der ich entlang fuhr, hatte ein klares, tiefgehendes Wasser. Die Mündung des Flusses war 12 Armlängen breit, gerade genug, um beim Einfahren gegen den Wind aufkreuzen zu können. Ich ging innerhalb der Mündung vor Anker, einen Bombardenschuß vom Ufer entfernt.

Ich habe keinen schöneren Ort je gesehen. Die beiderseitigen Flußufer waren von blühenden, grünumrankten Bäumen eingesäumt, die ganz anders aussahen als die heimatischen Bäume. Sie waren von Blumen und Früchten der verschiedensten Art behangen, zwischen denen zahllose, gar kleine Vöglein ihr süßes Gezwitzchen vernehmen ließen. Es gab da eine Unmenge Palmen, die einer andern Gattung angehörten als jene von Guinea und Spanien; sie waren mittelgroß, hatten an den untern Enden keine Zellfasern und sehr breite Blätter, mit denen die Eingeborenen die Dächer ihrer Behausungen bedeckten. Der Boden war flach und ebenmäßig.

Ich bestieg die Schaluppe und betrat das Land. Hierauf ging ich auf zwei Hütten zu, von denen ich annahm, daß sie Fischern gehörten. Allein bei meinem Erscheinen ergriffen die Eingeborenen, von Furcht erfaßt, die Flucht.

In einer dieser Hütten fand ich einen Hund, der nicht bellte. In beiden hingen aus Palmfasern hergestellte Netze, Stricke, eine Angel aus Horn, knöcherne Haken und anderes Fischergerät; im Innern gab es mehrere Herde. Meines Erachtens konnten diese Hütten vielen Menschen Obdach gewähren. Ich ordnete an, alles schön liegen und stehen zu lassen, was auch befolgt wurde. Das Gras war so hoch wie in Andalusien in den Monaten April und Mai; darunter fand ich auch viel Portulak (Burzelkraut) und Runkelrüben.

Dann bestieg ich wie der die Schaluppe und fuhr eine gute Strecke den Fluß hinauf. Ich gestehe, beim Anblick dieser blühenden Gärten und grünen Wälder und am Gesang der Vögel eine so innige Freude empfunden zu haben, daß ich es nicht fertigbrachte, mich loszureißen und meinen Weg fortzusetzen. Diese Insel ist wohl die schönste, die Menschenaugen je gesehen, reich an ausgezeichneten Ankerplätzen und tiefen Flüssen. Meiner Ansicht nach dürfte der Ozean das Land niemals über den Strand hinaus überflutet haben, da die Vegetation fast bis an das Meeresufer heranreicht - eine Tatsache, die in Gegenden, wo das Meer sehr

stürmisch sein kann, nicht feststellbar ist: allein schon deshalb nicht, da ich seit meinem Aufenthalt inmitten all dieser Inseln nicht ein einziges Mal einen Wirbelsturm oder Sturm erlebt habe.

Die Insel hat schöne und hohe Berge, die sich allerdings nicht weithin erstrecken; der restliche Teil der Insel weist Erhebungen auf, die an Sizilien gemahnen. Soviel ich aus den durch Zeichen vermittelten Angaben der Indianer, die ich von der Insel Guanahaní mit mir genommen hatte, verstanden zu haben meinte, ist diese Insel sehr wasserreich und wird von zehn großen Flüssen durchzogen; man benötige mehr als zwanzig Tage, um die Insel mit ihren Kanoes zu umfahren.

Gerade als ich mich mit meinen Schiffen dem Lande näherte, tauchten zwei Kanoes auf. Kaum bemerkten die Eingeborenen, die sich darin befanden, daß die Matrosen ihre Boote bestiegen und losruderten, um die Flußtiefe zu messen und den besten Ankerplatz ausfindig zu machen, machten sie sich auf und davon.

Die Indianer wußten zu erzählen, daß auf dieser Insel Goldminen und Perlen zu finden seien. Tatsächlich entdeckte ich eine Stelle, die zur Bildung von Perlen geeignet schien, und ebenso Muscheln, die ein deutliches Anzeichen dafür sind. Ich glaube mich in der Annahme nicht zu täuschen, daß die gewaltigen Schiffe des Großen Khan hier anlegen und daß man von hier aus bis zum Festland nur eine Seefahrt von zehn Tagen zurückzulegen hat.

Ich taufte diesen Fluß mit dem Namen San Salvador.

Montag, 29.  
Oktober

Ich ließ die Anker lichten und fuhr von dieser Bucht gegen Westen, um zur Stadt zu gelangen, wo der König der Erde seinen Wohnsitz hat, wie ich aus den Berichten der Indianer schließen zu müssen glaubte. Ich entdeckte 24 Seemeilen nordwestlich und 40 Seemeilen in östlicher Richtung je ein Vorgebirge. Nach vier weiteren Seemeilen sichtete ich einen Fluß, dessen Mündung nicht so breit war wie jene des andern Flusses; ich gab ihm den Namen "Rio de la Luna".

Wir fuhren in die Nacht hinein, bis wir einen andern Fluss erreichten, der größer als die andern war - wie ich der Gebärdensprache der Indianer entnahm -, in dessen Umgegend ich einige schöne Siedlungen wahrnahm. Diesen Fluß benannte ich "Fluß der Meere".

Ich setzte zwei Boote aus, die eine dieser Siedlungen auskundschaften sollten. In einem jener Boote ließ ich einen der mitgenommenen Indianer mitfahren, die sich bereits

etwas verständlich zu machen wußten und ihrer Zufriedenheit Ausdruck gaben, in Gesellschaft der Christen sein zu können. Allein die Einwohner dieser Siedlung Männer, Frauen und Kinder - ergriffen die Flucht und ließen alles stehen und liegen. Ich untersagte es allen, irgend etwas anzurühren. Meiner Meinung nach waren diese Wohnplätze bedeutend schöner als alle jene, die wir bisher gesehen hatten, und müssen meiner Schätzung nach ein immer besseres Aussehen haben, je mehr wir uns dem Festland nähern. Diese Behausungen waren in Hüttenform gebaut, sehr geräumig und erweckten den Eindruck eines militärischen Feldlagers. Allein sie waren nicht reihenweise angeordnet, so daß sie keine Straßen bildeten, sondern wuchsen bald hier, bald dort aus dem Boden. Im Innern sind sie fein säuberlich ausgekehrt; ihre Einrichtungsgegenstände sind reich verziert. Man fand viele Plastiken, weibliche Gestalten darstellend, und zahlreiche Gesichtsmasken, die wundervoll ausgearbeitet waren. Ich weiß nicht recht, ob die Inselbewohner diese Gegenstände als Zierat oder zu religiösen Kulthandlungen verwendeten. In jenen Behausungen gab es auch Hunde, die niemals bellten; ferner wilde und gezähmte Vögel, erstaunlich gut verfertigte Netze, Waffen und Fischergeräte. Niemand wagte es, etwas davon zu berühren.

Ich bin der Meinung, daß die Bewohner dieses ganzen Küstenstreifens sicher Fischer sind, die ihren Fischfang ins Innere der Insel befördern, die außerordentlich groß und so schön ist, daß ich sie nicht genug bewundern konnte. Ich fand Bäume, die Früchte trugen, welche einen auserlesenen Geschmack hatten, und meinte, daß sich im Innern des Landes Kühe und anderes Vieh vorfinden müssen, da ich auf Knochenreste stieß, die von einem Rinderhaupt zu sein schienen.

Die ganze Nacht hindurch vernahmen wir den Sang vielerlei Vögel und das Zirpen der Grillen, worüber sich alle herzlich freuten. Die von Wohlgerüchen erfüllte Luft war bis in den Tag hinein weder kalt noch warm. Während der Überfahrt von den andern Inseln bis zu dieser Insel hatten wir an großer Hitze zu leiden, während dies hier nicht der Fall ist, da hier ein mildes Klima herrscht, wie im Monat Mai. Die Tatsache, daß wir in andern Gegenden eine große Hitze vorgefunden hatten, ist wohl dem Umstand zuzuschreiben, daß die andern Inseln keine Berge haben und daß der Wind dort von Osten kommt und daher viel Wärme mit sich führt.

Das Wasser dieser Flüsse ist an ihren Mündungen gesalzen. Die Indianer hatten in ihren Behausungen Süßwasser; doch kamen wir nicht darauf, woher sie es schöpften. Die Schiffe können im letztgenannten Fluß sowohl bei der

Einfahrt als bei der Ausfahrt leicht aufkreuzen. Zudem bieten die Flüsse dem Seefahrer verlässliche Anhaltspunkte. Die Tiefe des Flusses beträgt an die sieben oder acht Faden an seinem Eingang und fünf Faden weiter stromaufwärts. Dieses ganze Seegebiet muß meinem Dafürhalten nach immer ruhig und still sein, wie der Fluss von Sevilla; die Wasserbeschaffenheit begünstigt die Perlenbildung. Ich fand große Schnecken, die aber vollkommen geschmacklos waren und in keiner Weise jenen Spaniens glichen.

*Nun beschreibt der Admiral die Lage des Flusses und des Hafensplatzes, von dem weiter oben die Rede war, und dem er den Namen "San Salvador" gegeben hatte. In seiner Umgebung sollen sich schöne, große Berge erheben, wie die "Pena de los Enamorados". Einer von diesen hat an seiner Spitze ein Felsengebilde, das einer zierlichen Moschee gleicht. Der andere Fluß und Hafen, wo sich der Admiral aufhielt, wird im Südosten von zwei runden Bergen umgeben, während west-nordwestlich davon ein flache Landzunge weit ins Meer hinausragt.*

Dienstag, 30.  
Oktober

Ich verließ den "Fluß der Meere" im Nordwesten und entdeckte ein Kap, das dicht von Palmen besetzt ist, und dem ich daher den Namen "Palmenkap" gab. Nach einer Seefahrt von 60 Seemeilen erklärten die Indianer, die sich an Bord der Karavelle "Pinta" befanden, daß hinter jenem Kap ein Fluß liege und daß man von dort aus in viertägiger Seefahrt nach Kuba gelangen könne. Der Kapitän der "Pinta" sprach mir gegenüber die Ansicht aus, daß jenes Kuba, wovon die Eingeborenen sprachen, eine Stadt sei, und daß das Land, an dessen Küsten entlang wir fuhren, ein sehr ausgedehnter Kontinent sei, der sehr weit gegen Norden reiche. Der König dieses Gebietes sei mit dem Großen Khan, den die Indianer "Cami" nannten, ähnlich wie sie seinem Lande oder seiner Stadt den Namen "Saba" oder andere Namen gaben, in einen Krieg verwickelt.

Ich beschloß nun, zu jenem Flusse hinzufahren und dem König jenes Gebietes ein Geschenk mit dem Begleitschreiben der katholischen Könige zu übersenden, Mit diesem Auftrag betraute ich einen Matrosen, der mit dem gleichen Auftrag bereits in Guinea gewesen war, und gab ihm zur Begleitung einige Indianer aus Guanahaní mit, die sich bereit erklärt hatten, sich diesem Sendboten unter der Bedingung anzuschließen, daß sie nach der Rückkehr von dieser Reise nach ihren Inseln zurückgeschickt würden.

Nach meiner Schätzung liegt der Ort, an dem ich mich gegenwärtig befinde, 42 Grad nördlich des Äquators. Ich werde alles daransetzen, um den Großen Khan aufzusuchen, der meiner Mutmaßung nach sich in diesen Gegen-

den oder in der Stadt Cataio aufhalten muß, die jenem Herrscher gehört und sehr groß ist, wie man mir vor meiner Abreise aus Spanien versichert hat. Das ganze Land ist eben und herrlich gelegen; das Meer ist dort sehr tief.

Mittwoch, 31.  
Oktober

Die ganze Nacht auf Mittwoch kreuzte ich auf und ab und gelangte zu einem Fluß, in den ich allerdings nicht einfahren konnte, da an seiner Mündung das Wasser nicht hinlänglich tief war; die Indianer meinten zwar, daß die Schiffe genau so wie ihre Kanoes leicht einfahren könnten. So fuhren wir weiter bis zu einem Vorgebirge, das weit ins Meer hinausragte und allseits von Untiefen umgeben war. Dann gelang es mir, eine Bucht zu entdecken, in die die kleinen Schiffe eindringen konnten, ohne daß ich selbst in diese Bucht hineingelangen konnte, da der Wind nun vollkommen nach Norden umgesprungen war und die Küste in nord-nordwestlicher und südöstlicher Richtung verlief. In der Folge sah ich ein zweites Vorgebirge, das sich noch weiter ins Meer hinaus erstreckte. Deshalb und angesichts der Tatsache, daß das Aussehen des Himmels einen heftigen Wind ankündigte, sah ich mich gezwungen, zum "Fluß der Meere" zurückzukehren.

Donnerstag, 1.  
November

Bei Sonnenaufgang ließ ich die Boote an Land fahren in der Richtung auf die dort befindlichen Siedlungen; allein sie stellten fest, daß alle ihre Einwohner geflohen waren. Nach einiger Zeit tauchte ein einzelner Mann auf. Ich befahl, diesen Eingeborenen unbehelligt zu lassen, damit er zutraulich werde, und ließ die Boote sich vom Ufer entfernen.

Nach Tisch wollte ich einen meiner Indianer an Land schicken. Als dieser jenen Eingeborenen erblickte, rief er ihm von weitem laut zu, sich nicht zu fürchten, da wir gute Leute seien, die niemandem ein Leid zufügten, und keineswegs Untertanen des Großen Khan; im Gegenteil: wir hätten die Bewohner der vielen Inseln, die wir aufgesucht hatten, reichlich beschenkt. Hierauf sprang der Indianer ins Wasser und schwamm ans Ufer. Zwei Eingeborene, die dort erschienen waren, nahmen ihn beim Arm und geleiteten ihn zu einer ihrer Behausungen, wo sie ihn ausfragten und die gewünschten Auskünfte erhielten. Als die örtlich ansässigen Indianer sich davon überzeugt hatten, daß ihnen niemand etwas Böses zufügen wollte, beruhigten sie sich, gewannen Zutrauen und bestiegen in großer Zahl sechzehn Kanoes, in denen sie gesponnene Baumwolle und andere Kleinigkeiten mit sich brachten. Ich untersagte es aber, irgend etwas davon anzurühren, damit allen klar würde, daß ich einzig und allein auf der Suche nach Gold war, das die Eingeborenen "nuçay" nannten. So herrschte den ganzen Tag über ein Kommen und Gehen von Eingeborenen, die zu den Schiffen herangefahren kamen und

wieder an Und zurückkehrten. Auch zahlreiche meiner Leute begaben sich an Land, ohne daß ihnen etwas zugestoßen wäre. Ich konnte zwar feststellen, daß die Eingeborenen Gold auf ihrem Körper trugen; doch es ist mir nicht entgangen, daß einer von ihnen ein bearbeitetes Stück Silber in seiner Nase befestigt hatte, woraus ich schloß, daß in jener Gegend Silber vorkommen muß.

Die Eingeborenen gaben mit ihrer Zeichensprache zu verstehen, daß noch vor Ablauf von drei Tagen zahlreiche Kaufleute aus dem Innern des Landes eintreffen würden, um jene Erzeugnisse zu erstehen, die wir mit uns gebracht hätten, und daß sie vom Herrscher dieses Landes Kunde bringen würden (soviel man ihren Gebärden entnehmen konnte, wohnte jener König vier Tagreisen entfernt). Denn sie hätten einige der ihren in die ganze Gegend ausgesandt, um meine Ankunft weiterzumelden. Diese Leute gehören zu der gleichen Art Menschen, mit denselben Gebräuchen, wie die andern Eingeborenen, die wir bisher angetroffen haben. Soweit mir ersichtlich ist, haben sie keine Religion. Bis zum heutigen Tag sah ich die Indianer, die ich mit mir führe, nicht ein einziges Mal ein Gebet verrichten, außer das "Salve Regina" und "Ave Maria", die sie mit erhobenen Händen beten, wie man es ihnen beigebracht hatte, und sich dabei auch bekreuzigen.

Diese Indianer sprechen alle ein und dieselbe Sprache; sie sind alle untereinander befreundet und ebenso vollkommen nackt. Ich glaube, daß alle diese Länder nichts als Inseln sind, die mit dem Großen Khan, den sie "Cavila" nennen, während sie das Land selbst mit dem Ausdruck "Basan" bezeichnen, in Fehde liegen.

Der Fluß ist äußerst tief, so daß die Schiffe in seinem Mündungsgebiet unmittelbar an Land anlegen könnten. Süßwasser findet man nur vier Seemeilen von der Mündung entfernt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dies Festland sei und daß ich mich vor Zayto und Quisay befinde, in einer Entfernung von ungefähr 400 Seemeilen von beiden Orten. Dies ergibt sich auch aus dem Verhalten des Meeres, dessen Strömungen hier ganz andersartig verlaufen als bisher. Gestern, als ich gegen Nordwesten segelte, fand ich, daß es sehr kalt war.

Freitag, 2. November

Ich beschloß, zwei Spanier an Land zu schicken, und zwar einen gewissen Rodrigo de Xeres, wohnhaft in Ayamonte, und einen zweiten Spanier namens Luis de Torres, einen bekehrten Juden und ehemaligen Bedienten des Gouverneurs von Murcia, der angeblich die hebräische und kaldische Sprache beherrschen und auch etwas Arabisch verstehen soll. Ihnen gab ich zwei Indianer mit; einen davon wählte ich unter jenen aus, die ich in Guanahaní ein-



geschifft hatte, während der andere zu den Bewohnern der Siedlungen in der Nähe des Flusses zählte. Ich gab ihnen allen Glasperlenketten mit, damit sie in der Lage wären, im Tauschweg sich Lebensmittel zu beschaffen, falls sie Mangel daran hätten. Nach sechs Tagen sollten sie wiederkehren. Ferner gab ich ihnen Gewürzmuster mit, damit sie nachforschen können, ob ähnliche Gewürze vorhanden wären. Außerdem unterwies ich sie, auf welche Art sie den Aufenthaltsort des Königs jenes Landes erkunden und was sie ihm nach erfolgter Begegnung im Namen der Beherrscher Kastiliens ausrichten sollten: Letztere hätten mich entsendet, um ihm ein eigenhändiges Schreiben und ein Geschenk zu überreichen, sich nach seinem Befinden zu erkundigen, freundschaftliche Beziehungen anzubahnen und ihm alle ihre guten Dienste, die ihm erwünscht wären, anzubieten, und so fort. Überdies empfahl ich diesen meinen Botschaftern auf das wärmste, genaue Angaben und Erkundigungen über bestimmte Provinzen, Häfen und Flüsse, von denen ich vernommen hatte, einzuziehen und festzustellen, wieweit entfernt sie von meinem Ankerplatz lagen, und anderes mehr.

An Ort und Stelle berechnete ich im Laufe der Nacht mit dem Quadranten die Höhe des Polarsterns und kam zu dem Ergebnis, daß wir uns am 42. Breitengrad befinden. Nach meinen Berechnungen haben wir von der Insel Ferro bis zu jenem Punkte 4568 Seemeilen zurückgelegt und liegen nun dem Festland gegenüber vor Anker.

Im Verlauf des Morgens bestieg ich meine Schaluppe. Da jener Fluß an seiner Mündung einen großen See bildet, der einen vortrefflichen Hafen abgibt mit tiefem Wasser und ohne alle Felsbildungen, mit einem Strand, der wie dazu geschaffen war, die Schiffe an Land einer Ausbesserung zu unterziehen, und überdies reich an Holz war, bog ich in diesen Fluß ein und fuhr an die zwei Seemeilen stromaufwärts. Dort fand ich Süßwasser und bestieg einen Hügel, um mir das Land genauer zu besehen. Allein wegen der sich weithin erstreckenden dichten Laubwälder vermochte ich nichts zu sehen. Da ich einen starken Wohlgeruch verspürte, nahm ich ohne weiteres an, daß hier Kräuter und Pflanzen vorhanden sein müssen.

Alles, was sich meinem Blicke bot, war so herrlich anzusehen, daß ich des Bewunderns nicht müde wurde. Bezaubernd ist der muntere Sang großer und kleiner Vögel.

Im Laufe des Tages umgaben zahlreiche Eingeborenenkanoes die Schiffe, um mit aus Baumwolle verfertigten Gegenständen und Netzen, in denen sie schliefen, also Hän gematten, Tauschhandel zu treiben.

Sonntag, 4.  
November

Bei Tagesanbruch begab ich mich mit meiner Schaluppe an Land, um auf einige jener Vögel, die ich tags zuvor gesehen hatte, Jagd zu machen. Bei meiner Rückkehr suchte mich Martin Alonso Pinzón auf und brachte mir zwei kleine Stücke Zimtrinde mit. Er berichtete mir, ein Portugiese, der an Bord der "Pinta" war, habe beobachtet, wie ein Indianer große Mengen davon an Bord gebracht habe; doch habe er es nicht gewagt davon etwas zu erstehen, aus Furcht, sich eine Bestrafung zuzuziehen, die ich allen jenen angedroht hätte, die sich in einen Tauschhandel einließen. Martin Alonso gab ferner an, daß jener Indianer rote Beeren gezeigt habe, die die Größe von Nüssen hätten. Auch der zweite Bootsmann der "Pinta" wußte zu berichten, Zimtrohrpflanzen ausfindig gemacht zu haben. Sofort begab ich mich zur bezeichneten Stelle, stellte jedoch fest, daß es sich nicht um Zimtrohr handelte. Ich zeigte einigen jener Indianer die aus Kastilien mitgebrachten Musterproben von Zimt und Pfeffer. Jene gaben vor, diese Gewürze zu kennen; mit Zeichen gaben sie zu verstehen, daß nicht weit von hier in südöstlicher Richtung große Mengen jener Gewürze zu finden seien. Ich zeigte ihnen auch Gold und Perlen, worauf einige Eingeborene vorgerückten Alters zur Antwort gaben, daß an einem Ort mit Namen "Bohío" Gold in Überfülle vorhanden sei und daß die Bewohner jener Gegend an Armen und Beinen, um den Hals und an den Ohren Gold trügen; dort gebe es auch Perlen. Außerdem glaube ich, aus ihren Reden verstanden zu haben, daß in diesem Land größere Schiffe und Waren zu finden seien; dies alles sei im Südosten anzutreffen. Noch weiter entfernt treffe man Männer an, die nur einäugig seien, und Solche, die eine Hundeschnauze hätten, welche sich von Menschenfleisch nährten und jeden Menschen, dessen sie habhaft würden, sofort enthaupteten, um sein Blut zu trinken und ihn zu entmannen.

Ich begab mich daraufhin wieder auf mein Schiff und beschloß, auf die Rückkehr der beiden Männer zu warten, die ich auf die Suche des Großen Khan geschickt hatte. Falls sie ohne die gewünschten guten Nachrichten wiederkehren, werde ich mich aufmachen, um nach andern Ländern zu forschen.

Diese Leute sind sehr fügsam und schüchtern und, wie ich bereits erwähnt habe, vollkommen nackt. Sie kennen weder Waffen noch Gesetze. Die Erde ist von großer Fruchtbarkeit und bringt eine große Menge von "Mames" hervor, eine Art Rüben, die nach Kastanien schmecken; ferner Bohnen, die den unsrigen nicht gleichen, und vor allem viel Baumwolle, die nicht erst gepflanzt wird, sondern in den zwischen den Bergen liegenden Tälern in Form großer Pflanzen wild wächst. Meines Erachtens ernten sie die Baumwolle zu jeder Jahreszeit, da ich an ein und dersel-

ben Pflanze offene Baumwollkapseln neben solchen gesehen habe, die sich gerade öffneten oder in Blüte standen. Im Lande gedeihen überdies tausenderlei verschiedene Fruchtarten, die ich unmöglich alle beschreiben kann. Dies alles aber muß großen Nutzwert haben.

Montag, 5. November

Am Morgen ließ ich die "Santa Maria" und die beiden andern Schiffe an Land ziehen, und zwar nicht alle drei gleichzeitig, sondern in der Art und Weise, daß jeweils zwei Schiffe Seite an Seite im Wasser verblieben, um die Sicherheit der Mannschaften zu gewährleisten, obwohl nach meinem Dafürhalten jene Eingeborenen ganz harmlos sind und man ohne jede Besorgnis alle drei Schiffe gleichzeitig hätte an Land ziehen können, um sie frisch zu teeren und auszubessern.

Während dieser Zeit meldete sich der zweite Bootsmann der "Niña" bei mir und verlangte nach einer Belohnung, da er Mastix entdeckt habe (Harz des Mastixbaumes); doch könne er keine Probe davon vorweisen, da er sie unterwegs verloren habe. Ich versprach ihm die gewünschte Belohnung und beauftragte Rodrigo Sánchez und Meister Diego, die Pflanzen in Augenschein zu nehmen, von denen jenes Harz abgebrochen war. Bei ihrer Rückkehr brachten sie tatsächlich eine Kleinigkeit von jenem Harze mit die ich zusammen mit einigen Zweigen jener Pflanze aufbewahrte, um sie dem König und der Königin vorzulegen. Tatsächlich hat es sich um Mastixharz gehandelt; doch muß man dieses zur rechten Jahreszeit einbringen. An jenem Ort ist so viel Mastixharz zu finden, daß man einen jährlichen Ertrag von tausend Zentner haben kann.

Ich fand dort auch große Mengen eines Holzes, das mir Aloe zu sein schien. Jener Seehafen ist einer der besten der Welt, mit einem hervorragenden Klima und einer friedlichen Bevölkerung, und da er von einem felsigen Vorgebirge von beträchtlicher Höhe überragt wird, kann man hier ein kleines Fort errichten, damit die Kaufleute hier eine sichere Unterkunft und einen Schutz vor jedwelchem feindlichen Staate finden können, falls der Hafen sich zu einem richtigen Stapelplatz entwickeln sollte. Der allmächtige Herr, in dessen Hände alle Siege gelegt sind, möge all das in Erfüllung gehen lassen, was seinen Plänen dienlich ist!

Ein Indianer gab mir mit Gebärden zu verstehen, daß das Mastixharz gut sei gegen Magenschmerzen.

Dienstag, 6. November

In der gestrigen Nacht sind die zwei Männer, die ich zur Auskundschaftung der im Innern gelegenen Gegend ausgesandt hatte, zurückgekehrt. Sie berichteten mir, nach Zurücklegung von 48 Seemeilen zu einer Siedlung gelangt

zu sein, die an die 50 Hütten umfaßte und etwa tausend Bewohner zählen mochte, da erwiesenermaßen in ein und derselben Behausung mehrere Leute zusammen wohnten. Diese Hütten glichen geräumigen Zelten eines militärischen Feldlagers. Sie seien von den Eingeborenen der Sitte gemäß mit großer Feierlichkeit empfangen worden; Männer und Frauen seien ihnen entgegengeeilt, um sie sehen zu können, und hätten sie in den besten Behausungen untergebracht. Die Indianer hätten ihr großes Erstaunen zum Ausdruck gebracht und zu verstehen gegeben, daß sie glaubten, die Neuankömmlinge seien geradewegs vom Himmel gekommen, wobei sie sie betasteten, ihnen die Hände und Füße küßten und ihnen ihre Speisen anboten.

Die beiden Spanier berichteten weiter, daß bei ihrer Ankunft in jener Siedlung die Häuptlinge sie bis zur vornehmsten Behausung getragen und ihnen zwei Stühle angeboten hätten, auf denen sie sich niederließen, während die Eingeborenen rund um sie herum am Boden Platz genommen hätten. Der Indianer, der sie dorthin geleitet hatte, erläuterte den andern Indianern die Lebensweise der Christen und erklärte, daß sie brave Leute seien. Daraufhin hätten sich die Männer zurückgezogen um den Frauen Platz zu machen, die sich gleichfalls im Kreise um die Spanier herum zu Boden niederließen, ihnen Hände und Füße küßten und sie betasteten, um sich zu vergewissern, ob auch sie aus Fleisch und Blut seien. Schließlich hätten sie sie gebeten, mindestens fünf Tage lang bei ihnen Aufenthalt zu nehmen.

Die Spanier zeigten ihnen Zimtrohr, Pfeffer und andere Gewürze, die ich ihnen mitgegeben hatte, worauf die Indianer ihnen bedeuteten, daß in der Umgebung derartige Gewürze reichlich vorhanden seien, und zwar gegen Südosten, daß sie aber nicht wüßten, ob sie an Ort und Stelle vorkämen. Da es ihnen nicht gelang, irgendwelche Angaben über die gesuchte Stadt zu erhalten, machten sich die beiden Botschafter wieder auf den Rückweg. Hätten sie sich einverstanden erklärt, so hätten ihnen mehr als fünfhundert Leute an Männern und Frauen das Geleit gegeben, da sie der Meinung waren, daß die Fremdlinge wieder in den Himmel zurückkehrten.

Trotz all dem schloß sich ihnen einer der Häuptlinge des Ortes samt seinem Sohn und seinem Sklaven an. Ich bereitete ihnen einen herzlichen Empfang und deutete nach den vielen Ländern und Inseln, die sich in jener Gegend befanden. Ich trug mich mit dem Gedanken, jenen Häuptling dem König und der Königin vorzuführen, und wußte es mir nicht zu erklären, welcher Laune folgend, außer aus Furcht, jener Häuptling bei Einbruch der Nacht an Land zurückkehren wollte. Um ihn nicht zu verstimmen und da

das Schiff an den Strand gezogen war, ließ ich ihn ziehen, nicht ohne ihm das Versprechen abgenommen zu haben, bei Tagesanbruch zurückzukehren. Doch er ließ sich niemals wieder blicken.

Ferner erzählten die beiden Spanier, unterwegs ganzen Eingeborenenhaufen begegnet zu sein, die zu ihren Siedlungen zurückkehrten und einen Feuerbrand und bestimmte Kräuter in Händen hielten, um sich ihren Gebräuchen gemäß zu beräuchern. Sie stießen auf keine Siedlung, die mehr als fünf Hütten umfaßt hätte. Überall wurde ihnen der gleiche Empfang zuteil.

Sie sahen zahlreiche Baumarten, Kräuter und wohlriechende Blumen, verschiedenste Vogelarten, die in Spanien unbekannt sind, außerdem auch Rebhühner, Nachtigallen und Gänse, die dort sehr zahlreich sind. Sie bemerkten keine Vierfüßler, abgesehen von Hunden, die nicht bellten.

Der Boden ist äußerst fruchtbar und wird mit "mames" (Bohnen), die den unsern nicht gleichen, und Fennich bebaut. Sie sahen große Mengen Rohbaumwolle, gesponnene und verarbeitete Baumwolle und schätzten, daß in einer einzigen Hütte eine Baumwollmenge vom Gewicht von mehr als 500 "Arrobas" angesammelt werde und daß man jedes Jahr daraus einen Ertrag von 4000 Zentnern gewinnen könne. Ich bin der Ansicht, daß die Baumwolle nicht angepflanzt wird und die Baumwollernte das ganze Jahr hindurch andauert. Es handelt sich um eine sehr feine Baumwollart, die eine sehr große Hülse hat. Die Eingeborenen veräußerten all ihre Habe zu Schleuderpreisen, so daß sie für ein kurzes Band oder für irgendeine Kleinigkeit, die man ihnen bot, einen ganzen Korb voll Baumwolle im Tausche hergaben.

Diese Leute kennen keine Arglist und sind wenig kriegerisch. Männer und Frauen gehen nackt umher, wie sie Gott erschaffen hat. Allerdings tragen die Frauen ein Baumwolltuch um ihre Lenden; aber das ist auch alles. Sie sind sehr ehrfürchtig. Ihre Hautfarbe ist nicht sehr dunkel und heller als jene der Frauen auf den Kanarischen Inseln. Ich bin überzeugt, erlauchteste Fürsten, daß alle diese Leute gute Christen würden, sobald fromme und gläubige Männer ihre Sprache beherrschen werden. Deshalb hoffe ich zu Gott, daß Eure Hoheiten sich baldigst dazu verstehen werden, derartige Männer hierher zu senden, um so große Völker zu bekehren und dem Schoß der Kirche einverleiben zu können, nicht anders wie jene Völker vernichtet worden sind, die sich nicht zur Dreieinigkeit von Vater, Sohn und Heiligem Geist bekennen wollten. Und wenn die Zeit des Erdendaseins Eurer Hoheiten vorüber sein wird - denn wir alle sind sterblich -, dann wird in den Königrei-

chen die größte Ruhe herrschen, da sie von jeder Häresie und jedem bösen Geist erlöst sein werden, während die Seelen Eurer Hoheiten vor ihren Schöpfer treten werden, von dem ich sehnlichst erflehe, daß er Euren Hoheiten ein langes Leben und eine stete Erweiterung Eurer Königreiche und Herrschaften beschere und den festen Willen verleihe, den heiligen christlichen Glauben zu verbreiten, wie Eure Hoheiten es bisher gehalten haben. Amen!

Heute habe ich mein Schiff wieder ins Wasser setzen lassen und rüste mich zur Weiterfahrt, um am kommenden Donnerstag im Namen des Allmächtigen gegen Südwesten, auf der Suche nach Gold, Gewürzen und neuen Ländern abzusegeln.

12. November bis 5. Dezember 1492:  
Erkundung der Karibik

Montag, 12.  
November

In den ersten Morgenstunden verließ ich den "Fluß der Meere" in der Richtung auf eine Insel, die meine Indianer mit allem Nachdruck "Baveque" nannten, auf welcher ihrer Zeichensprache nach die Eingeborenen während der Nacht mit Fackelbeleuchtung das Gold am Meeresstrand auflasen, worauf sie es mit dem Hammer zu Barren schlugen. Um diese Insel zu erreichen, muß man nach Ost-zu-Süd steuern.

Nachdem wir auf einer Strecke von 32 Seemeilen der Küste entlang gefahren waren, entdeckte ich einen Fluß. Nach weiteren 16 Seemeilen stieß ich auf einen zweiten Wasserlauf, der weit größer und beachtlicher zu sein schien als alle bisher entdeckten Flüsse. Zwei Gründe bewogen mich, in keinen der beiden Flüsse einzufahren. Der erste und wichtigste Grund war der, daß das Wetter und die Windverhältnisse für eine Weiterfahrt auf der Suche nach der vorgenannten Insel "Baveque" sprachen. Zum andern hätte ich es von hier aus unterscheiden können, falls sich in der Nähe der Küste eine volkreiche und namhafte Stadt befände. Überdies hätte es kleinerer Schiffe mit geringerem Tiefgang bedurft als meine eigenen, um stromaufwärts zu fahren, und hätte ich zuviel Zeit daran verwenden müssen, wenn ich mich damit aufgehalten hätte, derartige Flüsse zu erforschen, die ein gesondertes Unternehmen erforderten.

Alle diese Küstenstreifen waren besiedelt, vor allem in der Nachbarschaft des Flusses, dem ich den Namen "Rio del Sol" (Sonnenfluß) gab. Ich trug mich am Vortag, also am Sonntag, 11. November, mit dem Gedanken, daß es zweckmäßig wäre, einige der Anwohner der Flußufer mit mir zu nehmen, um sie den spanischen Herrschern vorzuführen, damit sie die spanische Sprache erlernen und daher nach ihrer Rückkehr in die Heimat in der Lage wären, verlässliche Angaben über die Eigentümlichkeiten des Landesinnern zu liefern und auf diese Weise zu Dolmetschern der Christen würden. Gleichzeitig würden sie unsere Sitten und Gebräuche und unsern Glauben annehmen.

Letzteres halte ich deshalb für angebracht, weil ich mich selbst davon habe überzeugen können, daß diese Völkerschaften keinen eigenen Kult besitzen, auch keinen Götzendienst betreiben. Dagegen konnte ich feststellen, daß sie sehr fügsam und ohne jeden Harm sind und über keinerlei Waffen verfügen Sie töten niemand und berauben auch niemand seiner Freiheit; ja, sie sind alle so furchtsam und scheu, daß hundert von ihnen vor einem einzigen der Unsern die Flucht ergreifen, obzwar sie es lieben, mit ihnen zu scherzen. Von Natur aus gläubig, sind sie mit dem Gedanken vertraut, daß es einen Herrgott im Himmel gibt,



und sind felsenfest davon überzeugt, daß wir vom Himmel herabgestiegen sind. Sie wiederholen eifrigst die Gebete, die wir verrichten, und machen das Kreuzeszeichen. Daher müssen Eure Hoheiten den Entschluß fassen, aus ihnen Christenmenschen zu machen. Wenn einmal der Anfang gemacht ist, so werden binnen kurzer Zeit eine Unmenge von Völkern unserm Glauben gewonnen sein, während gleichzeitig Spanien große Gebietsteile und ansehnliche Reichtümer erwerben wird, Letzteres behaupte ich aus der Erwägung, daß in diesen Ländern ohne jeden Zweifel große Goldmengen vorhanden sein müssen. Die Behauptung meiner Indianer, daß es auf diesen Inseln Gegenden gibt, wo sie das Gold gewinnen, mit dem sie dann ihren Hals, ihre Ohren, Arme und Beine schmücken, ist durchaus stichhaltig. Außerdem gibt es hier sicherlich auch Edelsteine, Perlen und zahllose Gewürzarten.

Am "Fluß der Meere", von wo aus ich vorige Nacht aufgebrochen bin, gibt es gewiß eine Unmenge von Mastixharz. Man könnte es noch dadurch vermehren, wenn man Schößlinge einsetzte, die rasch gedeihen und die man von den sie hervorbringenden Pflanzen abschneiden kann. Letztere sind sehr zahlreich und groß und haben Blätter und Früchte wie der Mastixbaum; sie sind aber weit größer, als Plinius sie schildert, was ich selber auf der Insel Chio im griechischen Inselarchipel beobachtet habe. Ich ordnete an, einige jener Pflanzen einzuritzen, um mich zu vergewissern, ob Harz ausfließe, und es aufzufangen. Da es aber während der ganzen Zeit meines Aufenthalts an jenem Fluß regnete, vermochte ich mir nur geringe Mengen zu beschaffen, die ich Euren Hoheiten vorlegen werde. Die geringe Ausbeute könnte auch daher rühren, daß die gegenwärtige Jahreszeit für das Anstechen der Pflanzen nicht günstig ist, was meines Erachtens dann der Fall sein müßte, wenn die Pflanzen fast reife Früchte tragen, in dieser Gegend also gegen Ende des Winters, sobald das Frühjahr heranrückt.

Ferner wird man hierzulande eine ausgiebige Baumwollernte haben, die man nicht erst nach Spanien zu befördern brauchen wird, sondern in den Städten des Großen Khan, die man zweifelsohne entdecken wird, und in den Städten anderer Reiche, die sich glücklich schätzen werden, Euren Hoheiten dienen zu können, sehr vorteilhaft wird verkaufen können. Wir werden überdies in diesen Städten auch andere Erzeugnisse und Waren aus Spanien und den Ländern des Ostens feilbieten können, da die Städte, von denen die Rede ist, uns gegenüber im Westen liegen. Hier kann man auch reichliche Mengen Aloeholz vorfinden, obgleich es keinen besondern Wert hat. Doch ist das Mastixharz sehr wertvoll, da man es nur auf der vorher erwähnten Insel Chio antrifft, wo man - wenn mein Ge-

dächtnis mich nicht trügt - eine Ausbeute im Werte von gut 50 000 Dukaten erzielt. An der Mündung des bereits erwähnten Flusses liegt der beste Hafenplatz, den ich je gesehen. Er ist tief und breit, an geborgener Stelle, die zur Errichtung einer Stadt und eines Forts wie geschaffen ist, wo die Schiffe unmittelbar zu Füßen des Mauerwalls anlegen können. Außerdem ist das Land hochgelegen und hat ein ausgezeichnetes Klima und gutes Trinkwasser.

Gestern legte ein Kanoë bei mir an, in dem sich sechs junge Burschen befanden, von denen fünf an Bord des Schiffes kamen; ich ließ sie festhalten, um sie mit mir nach Spanien zu nehmen. Später schickte ich einige meiner Leute zu einer Behausung, die auf der westlichen Seite des Flusses lag. Sie kehrten in Gesellschaft von sieben teils jungen, teils älteren Frauen und drei Knaben zurück, die ich ebenfalls mit nach Spanien nehmen möchte. Ich tat dies in der Überzeugung, daß die Männer sich in Spanien besser aufführen werden, wenn sie Frauen ihres Landes bei sich hätten, da es sich oft ereignet hat, daß Männer aus Guinea, die nach Portugal gebracht worden waren, um die Landessprache zu erlernen, bei der Rückkehr in ihre Heimat, als die Portugiesen meinten, aus der ihnen zuteil gewordenen guten Behandlung und den ihnen gemachten Geschenken gute Münze schlagen zu können, einmal an Land gesetzt, auf Nimmerwiedersehen verschwanden. Meine Eingeborenen würden dies nicht tun; denn da sie ihre Frauen bei sich haben, werden sie bereitwilligst alles tun, was man ihnen anschaffen wird. Diese Indianerfrauen werden den Unsrigen ihre Sprache beibringen, die auf allen indischen Inseln ein und dieselbe ist; dort verstehen sich alle Eingeborenen untereinander und suchen alle diese Inseln auf ihren Kanoes auf. In Guinea verhält es sich anders: hier sprechen sie tausend verschiedene Sprachen, und die Einwohner einer Gegend verstehen die Sprache der Bewohner eines andern Ortes nicht.

Heute nacht erschien an Bord meines Schiffes der Ehegatte einer jener Frauen und Vater der drei Kinder - ein Knabe und zwei Mädchen -, die ich zurückbehalten hatte, und bat mich, ihm zu gestatten, seine Lieben begleiten zu dürfen. Dies gefiel mir sehr, und alle Indianer zeigten sich darüber befriedigt, was mich darauf schließen läßt, daß sie alle untereinander verwandt sind. Jener Ehegatte wird zwischen 40 und 45 Jahren alt sein.

Es war ziemlich kalt; daher wäre es nicht sehr ratsam gewesen, zur Winterszeit gegen Norden zu segeln, um neue Länder zu entdecken. An diesem Montag legte ich mit meinem Schiff bis Sonnenuntergang 72 Seemeilen in Richtung Ost-zu-Süd zurück, bis ich ein Vorgebirge erreichte, das ich "Kap von Kuba" taufte.

Dienstag, 13.  
November

Die ganze Nacht über kreuzte ich mit meinem Schiff auf und ab oder blieb auf ein und derselben Stelle liegen, um des Morgens eine Schlucht oder einen Einschnitt zwischen zwei Bergen beobachten zu können, den ich noch am Abend erspäht hatte, und der von zwei sehr hohen Bergspitzen überragt wird. Es hatte den Anschein, als ob hier die Erde Kubas jener von Vosio unmittelbar gegenüberläge, was die Indianer, die ich mit mir hatte, mit Zeichen zu verstehen gaben.

Bei hellichtem Tage steuerte ich das Land an und überfuhr eine Landspitze, die mir in der vergangenen Nacht in einer Entfernung von ungefähr acht Seemeilen erschienen war. Ich gelangte zu einer großen Bucht, die 20 Seemeilen gegen Süd-Südwesten gelegen war, von wo ich weitere 20 Seemeilen zurücklegen mußte, um ein Vorgebirge zu erreichen, wo sich zwischen den beiden vorgenannten großen Bergen eine Einbuchtung öffnete, von der ich aber nicht feststellen konnte, ob dort ein Hafenplatz sei oder nicht.

Da ich die mit dem Namen "Veneque" bezeichnete Insel aufsuchen wollte, die sich östlich von meinem Standort befand und dem Hörensagen nach reich an Gold war, und da ich zum andern keine große Siedlung bemerkte, die mich zu einem längeren Aufenthalt bewogen hätte, ich auch keine geeignete Stelle vorfand, um dort vor dem ungewöhnlich stark zunehmenden Wind Zuflucht zu suchen, beschloß ich, wieder in See zu gehen und mit dem Wind, der von Norden kam, in östlicher Richtung weiterzufahren.

So segelte ich mit einer Stundengeschwindigkeit von 8 Seemeilen und legte von zehn Uhr morgens, also vor Beginn der Fahrt, bis Sonnenuntergang 56 Seemeilen östlich vom Kap Kuba zurück. Ich stellte fest, daß vom Kap des vorgenannten Golfes aus bis zum Land von "Bohío", das in Lee gelegen war, ein Abstand von 80 Seemeilen lag. Diese ganze Küste verläuft von Ost-Südosten nach West-Nordwesten

Mittwoch, 14.  
November

Die ganze vergangene Nacht hindurch kreuzte ich vorsichtig auf, da es meines Erachtens unvorsichtig gewesen wäre, zur Nachtzeit zwischen diesen Inseln hindurchzufahren, ohne sie vorher genau ermittelt zu haben. Meine Indianer hatten mir am gestrigen Dienstag zu verstehen gegeben, daß man vom "Fluß der Meere" bis zur Insel Baneque drei Tage Seefahrt zurückzulegen habe selbstredend ist damit eine Seefahrt mit ihren Kanoes gemeint, mit denen man nicht mehr als 28 Seemeilen täglich vorwärts kommt. Andererseits ließ der Wind nach, und da ich nach Osten fahren mußte, konnte ich nur in Richtung Ost-zu-

Süd vorwärtsdringen. Angesichts dieser Tatsache und anderer ungünstiger Umstände sah ich mich gezwungen, bis zum heutigen Morgen in jenen Gegenden zu verbleiben.

In der Morgendämmerung beschloß ich, einen Ankerplatz aufzusuchen, da der Wind nicht mehr aus Norden, sondern aus Nordosten kam; ohne ihn wäre ich gezwungen gewesen, wieder zu den Häfen zurückzukehren, aus denen ich auf der Insel Kuba ausgelaufen war. Im Laufe der Nacht legte ich 24 Seemeilen gegen Ost-zu-Süd zurück und gelangte auf Landhöhe. Ich setzte meine Fahrt in südlicher Richtung fort, indem ich 4 Seemeilen der Küste entlang fuhr. An der Küste sichtete ich viele kleine Inseln, die von Kanälen und Einbuchtungen durchzogen waren; aber da ein starker Wind wehte und die See bewegt war, wagte ich es nicht, zwischen ihnen hindurchzusegeln. Statt dessen fuhr ich der Küste gegen Nord-Nordwesten entlang, auf der Suche nach einer geschützten Stelle, deren es zwar einige gab, die aber nicht genügend Schutz boten. Nach einer Fahrt von 64 Seemeilen stieß ich auf einen Meereseinschnitt, der 1 Seemeile breit und sehr tief war und eine Art Flußmündung darstellte, die einen guten Hafenplatz bot. Beim Einfahren fuhr ich zuerst gegen Süd-Südwesten, dann gegen Süden und schließlich nach Südosten; überall fand ich eine genügende Breite und gute Wassertiefe vor. Einmal angelangt, entdeckte ich eine derartige Unmenge von Inseln, daß ich sie nicht zu zählen vermochte. Sie waren mäßig groß und hochgelegen und dicht von verschiedenerlei Bäumen und zahllosen Palmen besetzt. Angesichts so vieler schöner Inseln erfaßte mich ein großes Staunen. Mein erlauchtes Herrscherpaar kann versichert sein, daß die Berge, die ich bereits am Vortag an jener Küste und auf diesen Inseln beobachtet hatte, meinem Dafürhalten nach die höchsten der Welt und die schönsten und klarsten zu sein schienen, ohne eine Spur von Nebel und Schnee. Zu Füßen dieser Berge ist das Meer äußerst tief. Dies sind wohl jene zahlreichen Inseln, die auf den Landkarten im äußersten Osten eingezeichnet sind. Sie bergen gewiß große Schätze an kostbaren Steinen und Gewürzen. Sie erstrecken sich sehr weit gegen Süden und werden nach allen Seiten hin breiter. Ich benannte sie "Mar de Nuestra Señora", während ich der Bucht, die nächst der See-Einfahrt zu diesen Inseln liegt, den Namen "Puerto del Principe" gab. In diese Bucht fuhr ich nur um eine kurze Strecke ein, gerade hinlänglich genug, um mir davon ein Bild zu machen, mit dem Vorsatz, ein anderes Mal wiederzukehren.

*An dieser Stelle ergeht sich der Admiral in solch wortbe-  
schwungenen Schilderungen über die Fruchtbarkeit, die  
Schönheit und große Höhe jener von ihm in diesem Hafen  
vorgefundenen Inseln, daß er an die Herrscher Spaniens*

*die Bitte richtet, sich über diesen Lobgesang nicht zu verwundern, der einigermaßen übertrieben erscheinen könnte, und versichert sie, daß er nur den hundertsten Teil dessen sage, was die Gegend an Worten verdienen würde. Einige von diesen Inseln erwecken den Eindruck, als würden sie bis zum Himmel reichen, und sehen aus wie die Spitze eines Diamanten, während andere oben abgeflacht sind. Das zu ihren Füßen befindliche Meer ist so tief, daß auch eine sehr große Karacke anlegen könne. Alle diese Inseln sind dicht bewaldet und haben keine Klippen.)*

Donnerstag,  
15. November

Ich faßte den Entschluß, diesen Inselarchipel mit meinen Schiffsschaluppen zu erforschen. Auf einigen dieser Inseln fand ich Mastixharz und eine Unmenge von Aloe, auf andern Pflanzungen jener Wurzeln, aus den die Indianer ihr Brot zubereiten; an vielen Orten sah ich Feuer brennen. Süßwasser fand ich nicht. Wir begegneten keiner Menschenseele, da alle Bewohner die Flucht ergriffen hatten.

Längs der ganzen zurückgelegten Strecke stieß ich auf eine Meerestiefe von 15-16 Faden; der Seegrund war überall sandig, ohne eine Spur von Klippen, also ganz nach Wunsch der Seeleute, denen es wohlbekannt ist, daß Felsen die Ankerseile der Schiffe beschädigen.

Freitag, 16.  
November

Da ich an jedem meiner Landungsplätze ein Kreuz zu errichten pflegte, wollte ich dies auch hier tun und fuhr mit meinem Boot zur Einfahrt jener Buchten. Auf einer Landzunge fand ich zwei Balken von großen Ausmaßen, von denen der eine länger als der andere war, die so kunstgerecht in Kreuzesform übereinander lagen, daß meiner Ansicht nach ein Tischler sie nicht besser hätte zusammenfügen können. Ich verrichtete vor diesem Kreuz eine kurze Andacht und ließ mit diesem Holz ein anderes, sehr großes und hohes Kreuz anfertigen. Dem Ufer entlang gehend, fand ich Schilfrohr, und da ich nicht wußte, wo dieses wuchs, nahm ich an, daß es durch irgendeinen Fluß hierher getrieben und ans Ufer geschwemmt worden war.

Dann begab ich mich zu einer kleinen Bai jenseits des Eingangs zur Bucht gegen Südosten. Hier waren Steine und Klippen zu einer Art Kap übereinander getürmt, zu dessen Füßen das Meer so tief war, daß das größte Segelschiff der Welt hier hätte anlegen können. An einer Stelle des Meeres hätten sechs Schiffe nebeneinander liegen können, ohne vor Anker zu gehen, und würden dort so sicher liegen wie in einem Dock. Ich bin der Meinung, daß man an jener Stelle mit geringen Auslagen eine Festung errichten könnte, falls sich in Zukunft ein reger Handelsverkehr auf jenem von Inseln besäten Meer entwickeln sollte.

Zu meinem Schiff zurückgekehrt, sah ich, wie die Indianer, die ich mit mir genommen hatte, damit beschäftigt waren, nach großen Muscheln zu fischen, die in diesen Gewässern leben. Daraufhin befahl ich meinen Männern, unter Wasser zu tauchen, um nachzuforschen, ob Perlenmuscheln vorhanden seien. Die Matrosen fanden tatsächlich viele Austern, allein ohne Perlen. Dies hängt wohl damit zusammen, daß die Jahreszeit ihrer Erzeugung, die meiner Ansicht nach auf die Monate Mai und Juni fallen mußte, vorbei ist.

Meine Matrosen fingen ein Tier, das das Aussehen eines Dachses hatte, und fischten mit ihren Netzen u. a. einen Fisch heraus, der einem Schweine glich: gewiß war es kein Thunfisch, da er gänzlich von Schuppen bedeckt war und außer dem Schwanz und den Augen keine Weichteile hatte. Unter dem Schuppenpanzer hatte er eine Öffnung zum Austritt seiner Exkreme. Ich ließ den Fisch in Salz legen, um ihn zu gegebener Zeit dem König und der Königin zeigen zu können.

Samstag, 17.  
November

Zu früher Morgenstunde begab ich mich in mein Boot, um jene Inseln zu besichtigen, auf denen ich noch nicht gelandet war, die sich in südwestlicher Richtung befinden. Ich sah deren recht zahlreiche, die sehr fruchtbar und lieblich anzusehen waren; von Insel zu Insel war das Meer immer sehr tief. Einige von diesen Inseln waren von Wasserläufen durchzogen, von denen ich annahm, daß sie ihr Entstehen Süßwasserquellen verdanken, die auf den Gipfeln der Berge entspringen.

In einiger Entfernung stieß ich auf einen kleinen, klaren Wasserlauf, der in seinem Sandbett munter dahinflöß. Ringsumher breitete sich eine anmutige Wiesendecke aus, von zahlreichen Palmen besetzt, die weit hochragender waren als alle andern vorher gesehenen. Daneben standen große Nußbäume, die den indischen Nußbäumen glichen. Ferner sah ich dicke Mäuse, die ebenfalls jenen in Indien vorkommenden Mäusen gleichen, und Krebse von außergewöhnlichem Ausmaß. Zahlreiche Vögel flogen vor mir auf. Ich verspürte einen starken Moschusgeruch, woraus ich schloß, daß in diesen Gegenden auch Moschustiere leben müssen.

Von den sechs jungen Indianern, die ich am "Fluß der Meere" ergriffen und an Bord der Karavelle "Niña" genommen hatte, haben heute die zwei ältesten das Weite gesucht.

Sonntag, 18.  
November

Auch heute schiffte ich mich mit vielen meiner Leute auf die Schaluppen ein, um das große, wunderbare Kreuz, das ich aus den zwei erwähnten Balken hatte gefertigen las-

sen, an gut sichtbarer Stelle, wo keine Bäume waren, am Eingang zum "Puerto del Principe" aufzurichten.

In diesen Gegenden sind die Unterschiede zwischen Ebbe und Flut weitaus größer als in jeder andern Bucht, die ich bis jetzt entdeckt hatte - eine Tatsache, die nicht wundernehmen darf, wenn man die Unzahl von Inseln berücksichtigt, von denen das Meer hier besät ist. Die Gezeiten verhalten sich in diesen Gegenden ganz anders, als es in unsern Gewässern der Fall ist, da in der Bucht, wo ich mich eben aufhalte, Ebbe geherrscht hat, als der Mond sich in Südwest-zu-Süd befunden hatte. Da es ein Sonntag war, wollte ich nicht weiterfahren.

Montag, 19.  
November

Ich verließ die Bucht noch vor Tagesanbruch bei großer Windstille. Später, mehr gegen Süden, nahm der Wind aus Osten etwas zu, weshalb die Armada eine nordnordöstliche Richtung einschlug. Bei Sonnenuntergang zeichnete sich der "Puerto del Principe" am süd-südwestlichen Horizont in einer Entfernung von etwa 28 Seemeilen ab.

Als wir gegen Osten fuhren, sichteten wir die Insel Baneque in einer Entfernung von ungefähr 60 Seemeilen. Die ganze Nacht hindurch fuhren wir gegen Nordosten und brachten nur knappe 60 Seemeilen hinter uns. Bis 10 Uhr morgens des folgenden Dienstag legten wir weitere 12 Seemeilen in Richtung Nordost-zu-Nord, also insgesamt 72 Seemeilen, zurück.

Dienstag, 20.  
November

Im Ost-Südosten tauchte die Insel oder die Inseln von Baneque auf, der Wind kam aus entgegengesetzter Richtung. Als ich merkte, daß die Windrichtung sich nicht änderte und die See überdies bewegter wurde, beschloß ich, nach "Puerto del Principe" zurückzufahren, von wo aus ich aufgebrochen und von dem ich nun 100 Seemeilen entfernt war. Aus zwei Gründen wollte ich nicht die kleine Insel ansteuern, die ich mit dem Namen "Isabella" getauft hatte, von welcher ich nur 48 Seemeilen weit weg war und wo ich noch am gleichen Tage hätte landen können: erstens deshalb nicht, weil ich gegen Süden zwei weitere Inseln gesichtet hatte, die ich auskundschaften wollte, und zum andern, weil ich befürchtete, daß die Indianer die Flucht ergreifen würden, die ich in Guanahaní - der von mir "San Salvador" benannten Insel, die nur 32 Seemeilen von der Insel Isabella entfernt ist - an Bord genommen hatte und die ich unbedingt nach Kastilien bringen muß. Denn diese Indianer gaben sich der Hoffnung hin, daß ich sie zu ihren Behausungen zurückkehren lassen würde, sobald ich das Gold gefunden hätte.

Daher kehrte ich zum "Puerto del Principe" zurück. Allein ich vermochte nicht in den Hafen einzufahren, weil es be-

Mittwoch, 21.  
November

reits dunkelte, als ich dort ankam und die Strömungen mich nach Nordwesten abtrieben. So nahm ich nochmals einen Kurswechsel vor und steuerte gegen Nordosten, bei starkem Wind. Zu Beginn der dritten Nachtwache ließ der Wind etwas nach und sprang um, weshalb ich nach Ost-zu-Nord abschwankte. Der Wind kam aus Süd-Südosten, in der Morgendämmerung hingegen aus Süden, fast aus Südosten. Nach Sonnenaufgang sichtete ich den Hafen "Puerto del Principe", der im Südwesten lag, und stellte fest, daß mich davon eine Entfernung von 48 Seemeilen trennte.

Bei Tageslicht segelte ich mit Südwind weiter. Allein ich kam nur langsam vorwärts, weil Gegenströmung eingesetzt hatte, so daß ich bis zum Abend nur 24 Seemeilen zurücklegte. Später sprang der Wind nach Osten um, weshalb ich nun Süd-zu-Süd steuerte. Bei Sonnenuntergang stellte ich fest, weitere 12 Seemeilen durchlaufen zu haben.

Jetzt befanden wir uns auf 42° Nordbreite, wie im Puerto dos Mares; doch bezweifle ich die Genauigkeit des Quadranten, die ich, einmal an Land gelangt, zu überprüfen gedenke. Dennoch war ich der Ansicht nicht allzuweit von jener Breite entfernt zu sein.

*Tatsächlich war sein Zweifel begründet, da es ausgeschlossen war, daß er so weit nach Norden vorgedrungen war, da diese Inseln auf dem 30. Breitengrad liegen. Trotzdem neigte er zu der Annahme, daß der Quadrant doch richtig angab, da er eine Nordbreite, jener von Kastilien gleich, angab. Allein wäre dies zutreffend gewesen, dann würde sich der Admiral auf der Höhe und in der Nähe von Florida befunden haben. Wo sollten aber in diesem Falle die Inseln hingekommen sein, von denen er behauptet, sie vor sich gehabt zu haben?*

*Der Admiral fügt hinzu, daß die große Hitze, die er hier antraf, ihn noch mehr dazu veranlaßte, diesem Zweifel Ausdruck zu geben. Allein es ist offenkundig, daß er auf Kälte und nicht auf Hitze gestoßen wäre, wenn er sich an den Küsten Floridas befunden hätte. Andererseits ist es gleichermaßen klar, daß es am 42. Breitengrad auf keinem Teil der Erde heiß sein kann, es sei denn, daß dies durch irgendeinen zufälligen Grund hervorgerufen würde - "ein Fall, von dem ich nicht weiß, daß er je vor gekommen wäre".*

*Aus diesen hohen Temperaturen, unter denen der Admiral dort gelitten haben will, zieht er den Schluß, daß in diesem Teil Indiens ausgedehnte Goldlager vorkommen müßten.*



*Am heutigen Tage trennte sich Martin Alonso Pinzón mit seiner Karavelle "Pinta" von den an dem zwei Schiffen, nicht nur ohne irgendeinen diesbezüglichen Befehl erhalten zu haben, sondern gegen den ausdrücklichen Willen des Admirals. Dieser berichtet, daß Pinzón nur aus Gewinnsucht so gehandelt habe, in der Meinung, viel Gold zu finden, wenn er den Angaben eines jener Indianer Folge leistete, die der Admiral an Bord der "Pinta" hatte einschiffen lassen. So fuhr Pinzón auf und davon, ohne auf den übrigen Teil der Armada Rücksicht zu nehmen und ohne daß ihn das schlechte Wetter zu einem Kurswechsel gezwungen hätte, einzig und allein seinem eigenen Willensentschluß folgend. An dieser Stelle schreibt der Admiral: "Und noch viele andere häßliche Dinge hat er mir gesagt und angetan.")*

Donnerstag,  
22. November

In der Nacht zum Donnerstag steuerte die Armada Südzu-Ost, unter mäßigem Ostwind. In der Morgenwache hatten sie Nord-Nordost-Wind; trotzdem behielt ich den Kurs bei, um das Land zu erforschen, das ich in jener Richtung wahrgenommen hatte. Allein bei Sonnenaufgang fand ich mich wegen ungünstiger Strömungen so weit davon entfernt wie am Vortag. Jenes Land aber war noch an die 40 Seemeilen entfernt.

Im Laufe der Nacht steuerte Martin Alonso auch weiterhin östliche Kurse, um die Insel Vaneque zu erreichen, wo nach Aussage der Indianer der "Pinta" reichlich Gold vorhanden sein sollte. Dabei segelte er noch in Sehweite der Santa Maria, ungefähr 16 Seemeilen von ihm entfernt. Die ganze Nacht hindurch hielt ich auf das Land zu, ließ einige Segel schließen und die Hecklaterne anzünden, da es mir vorkam, als ob Pinzón auf mich zusteuerte; jener hätte dies leicht tun können, wenn er es gewollt hätte, da die Nacht klar war und ein dazu günstiger Wind blies.

Freitag, 23.  
November

Den ganzen Tag segelte ich auf das Land zu, den südlichen Kurs beibehaltend, bei schwachem Ost-Nordost und einer Strömung, die das Herankommen an Land so erschwerte, daß wir uns bei Sonnenuntergang ebensoweit davon entfernt befanden wie am Morgen. jenseits des zuerst gesichteten Vorgebirges zeigte sich nun weiteres, noch östlicheres Land, das die an Bord befindlichen Indianer "Bohío" nannten. Sie berichteten, daß dieses Land sehr groß sei und dort Menschen lebten, die ein Auge mitten in der Stirne hätten, und andere, die sie als Kannibalen bezeichneten, und vor denen sie scheinbar große Angst hatten. Als sie gewahr wurden, daß ich mich anschickte, jenes Land anzulaufen, verloren sie vor Schreck fast die Sprache, da sie erklärten, daß die Kannibalen sehr gut bewaffnet seien, sie ergreifen und verzehren würden.

Ich glaube, daß an den Behauptungen der Indianer doch etwas Wahres sein muß und jene Eingeborenen, gerade weil sie Waffen tragen, nicht unvernünftige Wesen sein können. jene Kannibalen werden wohl einige Indianer gefangengenommen haben, deren Anverwandte sich dann, als sie sahen, daß ihre Angehörigen nicht mehr heirnkehrten, eingebildet haben, daß dieselben aufgefressen worden seien. Schließlich hatten ja auch einige Indianer das gleiche von uns Christen vermutet, als wir das erste Mal bei ihnen erschienen.

Samstag, 24.  
November

Ich fuhr die ganze Nacht hindurch und befand mich um 3 Uhr morgens in Landnähe bei der "Isla Plana" (Flache Insel), also an der gleichen Stelle, wo ich mich eine Woche zuvor befunden hatte, als ich auf der Fahrt nach der Insel Baneque unterwegs war. Doch wagte ich es nicht, zu nahe heranzufahren, da mir die Brandung in jener zwischen Bergen gelegenen Bucht zu stark zu sein schien.

Endlich gelangte ich ins "Mar de Nuestra Señora" , das von zahlreichen Inseln besät war, und stieß ins Innere der Reede vor, die den Abschluß dieser Einfahrt in den Archipel bildet. Hätte ich früher von diesem sicheren Ankerplatz Kenntnis gehabt und mich nicht damit aufgehalten, die vorerwähnten Inseln zu erforschen, dann hätte ich es nicht nötig gehabt, mich anderweitig umzusehen; immerhin glaube ich nicht, daß es unnütz verlorene Zeit gewesen sei, jene Inseln erforscht zu haben. Als wir uns der Küste genähert hatten, schickte ich mein Boot aus, um zu loten. Man stellte eine ausgedehnte Untiefe fest mit 6 Faden Wasser; allein der Ankerplatz war 20 Faden tief, mit klippenreinem, sandigem Grund.

Hierauf lief man ein, indem man zuerst nach Südwesten, dann nach Westen steuerte, jene Insel nördlich liegen lassend, die zusammen mit einer nachbarlichen eine Art Bucht bildet, die sämtliche Schiffe Spaniens, vor Anker und sonst unvertaut, vollkommen windgeschützt aufzunehmen imstande wäre. Diese Einfahrt von Südwesten, welche man mit Kurs Süd-Südwesten befährt, hat im Westen eine breite und tiefe Ausfahrt, so daß jeder, der von Norden käme, mit Leichtigkeit zwischen diesen Inseln hindurchfahren könnte, um sie in Augenschein zu nehmen, ohne dabei die direkte Fahrtrichtung zu ändern.

Die genannten Inseln liegen zu Füßen eines großen Gebirgszuges, der von Osten nach Westen verläuft. Die Insel, bei der wir ankerten, ist die längste von all den unzähligen Inseln, die sich längs jener Küste befinden. Nach außen zu, längs des genannten Gebirges, wird sie von einem Felsenriff eingesäumt, das sich bis zum Eingang der Bucht erstreckt. Dies alles liegt im Südwesten. Aber auch längs der

"Flachen Insel" erstreckt sich ein Felsenriff, das allerdings kleiner ist als der erstere. Aus dem Gesagten geht hervor, daß sich zwischen der einen und der andern Insel ein Meeresarm von großer Ausdehnung und Tiefe befindet.

Im Innern der Reede angelangt, sahen wir in südöstlicher Richtung einen großen, schönen Flußlauf, dessen Wasser, das reichlicher floß als bei jedem andern Fluß, den wir bisher entdeckt hatten, bis zu seiner Mündung ins Meer trinkbar war. Dort lag eine Sandbank; fuhr man aber stromaufwärts, so stieß man wieder auf Tiefen von 8-9 Faden. Seine Ufer sind, wie es auch bei andern Flüssen der Fall ist von Palmen und Wäldern umsäumt.

Sonntag, 25.  
November

Noch vor Sonnenaufgang bestieg ich meine Schaluppe, um ein Kap aufzusuchen, das sich südöstlich der "Flachen Insel" befand, in einer Entfernung von ungefähr 6 Seemeilen, weil ich der Ansicht war, daß dort ein guter Bach fließen müsse. Nachdem ich von Südosten um das Kap herumgerudert und dabei etwa zwei Armbrustschußweiten zurückgelegt hatte, entdeckte ich einen stärkeren Bach mit klarstem Wasser, der unter Getöse von der Höhe eines Berges niederstürzte. Dort angelangt, sah ich im Wasser einige goldgelb geaderte Steine leuchten. Da erinnerte ich mich, daß sich an der Mündung des Tajo, in der Nähe des Meeres, Gold vorfinde, und deshalb schien es mir, daß dies sicherlich auch hier der Fall sein müsse. Ich ließ einige von diesen Steinen auflesen, um sie dem Herrscherpaar zu überbringen.

Während diese Arbeit verrichtet wurde, fingen einige junge Seeleute an, laut zu rufen, daß sie Nadelbäume sähen. Als ich daraufhin gegen das Gebirge hinsah, bemerkte ich große, wunderschöne Nadelbäume, von denen ich ohne Übertreibung behaupten kann, daß sie kerzengerade und von unheimlicher Dicke und Höhe waren. Dabei erfreute mich der Gedanke, daß man also auch hierzulande Balken, Bretter und Mastbäume verfertigen könne, um Schiffe zu bauen, die an Größe jenen Spaniens nicht nachstehen würden. Ferner gewährte ich Eichen und Meerkirschbäume, einen schönen Fluß und das nötige Zubehör, um ein Sägewerk zu bauen, das mit Wasserkraft betrieben werden konnte. Die hohen schönen Berge brachten ein Klima mit sich, das gemäßigter war als jedes andere von uns bisher angetroffene.

Am Strand bemerkte ich viele Gesteine von eisenbrauner Färbung, die der Fluß dorthin angeschwemmt hatte, und noch eine andere Gesteinsart, die nach Ansicht einiger Seeleute aus Silberminen stammte. Hier beschaffte ich mir auch einen Stamm und einen Sparren, um den Hintermast der "Niña" zu erneuern.

Jenseits der Flußmündung gelangt man zu einer breiten und tiefen Bucht, die zu Füßen eines Kaps gegen Südosten zu liegt, worin hundert unvertaute Schiffe leicht Platz fänden. Die Reede schien mir unvergleichlich; desgleichen die hochragenden Berge, von denen ausgiebige, klare Wasserläufe zu Tale flossen. Allüberall, den Küsten entlang, wuchsen Nadelwälder, bis wohin das Auge reichte, erstreckten sich dichte schöne Wälder der verschiedensten Baumgattungen. Weiterrudernd, kam ich noch an weiteren zwei oder drei Flüssen vorbei. (Der Bericht, den er über die Eindrücke dieser Gegend für das Herrscherpaar Spaniens verfaßt, ist auf die höchsten Töne des Lobes abgestimmt. Er äußert darin seine innige Freude und sein Wohlgefallen, alle diese Dinge, insbesondere die Nadelwälder, bewundert haben zu können, da man mit ihrer Hilfe nach Herzenslust Schiffe bauen könne, wenn man nur die nötigen Werkzeuge herbeischaffe, mit Ausnahme des Holzes und des Peches, die beide in Überfülle vorhanden seien. Er sagt, mit seinen Schilderungen in keiner Weise zu übertreiben, wenn er die Behauptung aufstelle, daß es dem Herrn gefallen habe, ihm stets eine bessere Sache nach der andern zu zeigen. Er sei bei seinen Entdeckungen von Orten zu Orten gelangt, die immer Besseres und Schöneres geboten hätten; dies gelte sowohl von den Ländereien, Wäldern, Früchten und Blumen als von der Bevölkerung, den Häfen und den Wasserverhältnissen. Wenn er selbst, der diese Wunderdinge von Angesicht habe sehen können, so voller Bewunderung sei, so werden diejenigen, die von diesen Dingen berichten hören werden, von noch größerem Staunen erfaßt sein. Allein nur wer sie gesehen haben wird, werde ihnen Glauben zu schenken vermögen.)

Montag, 26.  
November

Bei Tagesanbruch lichteten wir die Anker im Hafen von Santa Caterina, hinter der "Flachen Insel", wo wir uns befunden hatten, und segelten mit schwachem südwestlichem Wind längs der Küste auf das "Cabo del Becco" zu, das im Südosten lag. Da während der Fahrt der Wind nachließ, erreichten wir unser Ziel ziemlich spät. Dort angelangt, bemerkte ich Südost-zu-Ost ein anderes Kap, das ungefähr 60 Seemeilen entfernt war. Jenseits desselben sichtete ich noch ein weiteres Kap, das Südost-zu-Süd etwa 20 Seemeilen vom Schiff entfernt lag; ihm gab ich den Namen "Cabo de la Campana", konnte es aber nicht mehr bei Tageslicht erreichen, da der Wind wieder abgeflaut war.

Während des ganzen Tages hatte man 32 Seemeilen zurückgelegt. Längs dieser verhältnismäßig kurzen Wegstrecke konnte ich neun ansehnliche Reeden und fünf Flüsse verzeichnen, die alle von den Matrosen sehr be-

wundert wurden. Ich war in der Lage, dies alles zu beobachten, da ich die Schiffe ganz nahe am Lande vorbeifahren ließ. Diese Gegend wird von hohen Gebirgsrücken durchzogen, die weder öde noch felsig und durch schöne Täler zugänglich sind. Sowohl Täler wie Berge sind dicht von hohen, rüstigen Bäumen besetzt, deren Anblick eine wahre Freude war und von Ferne gesehen zum größten Teile Nadelhölzer zu sein schienen. Jenseits des "Cabo del Becco" gegen Südosten liegen zwei kleine Inseln, von denen jede einen Umfang von acht Seemeilen haben dürfte, und die drei treffliche Reeden und zwei Flußmündungen aufweisen.

Der ganzen Küste entlang gewährte ich vom Meere aus keine einzige Siedlung. Allein trotzdem ist es nicht von der Hand zu weisen, daß es solche gegeben habe; denn wo immer wir auch an Land kamen, überall fanden wir Anzeichen, daß es bewohnt war. Das Land, welches ich heute südöstlich vom "Cabo de la Campana" gesichtet habe, dürfte jene Insel sein, die von den Indianern "Bohío" genannt wird; in dieser Annahme bestärkte mich die Tatsache, daß das vorgenannte Kap von jenem Lande weit ablag.

Alle Indianer, denen ich bisher begegnet, machen aus ihrer Furcht vor den Bewohnern von Caniba oder Canima kein Hehl. Sie behaupten, daß jene auf Bohío ansässig seien, das meiner Ansicht nach sehr groß sein muß. Diese Canibaleute sollen die Indianer aus ihren Ländern und Behausungen fortschleppen, da sie feige und wehrlos sind. Meine an Bord befindlichen Indianer pflegen nicht in den Küstengegenden zu hausen, da die Insel Bohío allzu nahe liegt. Sobald sich die Armada anschickte, Bohío anzusteuern, ergriff die Indianer banges Entsetzen, aufgefressen zu werden. Dazu beteuerten sie, daß die Canibaleute ein einziges Auge und ein Hundegesicht hätten.

Ich war der Meinung, daß die Indianer die Unwahrheit sprachen, und hegte den Verdacht, daß die gefürchteten Menschenfresser nichts anderes als Untertanen des Großen Khan waren, die sie in Gefangenschaft schleppten.

Dienstag, 27.  
November

Gestern gegen Sonnenuntergang gelangte ich in die Nähe des "Cabo de la Campana". War auch der Himmel klar, der Wind flau und hatte ich überdies fünf oder sechs gute Reeden in Lee, so wollte ich dennoch nicht an das Land heranfahren, um vor Anker zu gehen. Statt dessen lag ich die ganze Nacht über bei, jederzeit bereit, die Fahrt fortzusetzen, um das gesteckte Ziel ohne Verschub zu erreichen, verweilte ich doch hier und dort länger als beabsichtigt, weil es mir eine reine Freude und einen Genuß bereitete, die Schönheit und Unberührtheit jener Gegenden zu be-

wundern. Da die Gezeiten und Strömungen uns im Laufe der Nacht um mehr als 20 bis 24 Seemeilen südöstlich von jener Stelle, an der wir uns bei Einbruch der Nacht befunden und die mir unweit vom "Cabo de la Campana", dünkte, abgetrieben hatten und es überdies so ausgesehen hatte, als öffnete sich gleich jenseits des Kaps ein Meereseinschnitt, der das Land in zwei Teile teilte und in dessen Mitte sich eine Insel befand, so beschloß ich, zurückzufahren.

Unter südwestlichem Winde erreichte ich die Stelle, wo ich die vermeintliche Einfahrt in den Meereseinschnitt wahrgenommen hatte. Hier konnte ich feststellen, daß es sich um eine geräumige Bucht handelte, die im äußersten Südosten von einem Vorgebirge geschlossen wurde, aus welchem sich ein hoher, viereckiger Berg erhob, der von weitem das Vorhandensein einer Insel vorgetäuscht hatte.

Der Wind sprang nach Norden um, worauf ich wieder den Kurs SO aufnahm, um der Küste entlang zu fahren und alles beobachten zu können. So entdeckte ich unterhalb des "Cabo de la Campana" eine geräumige Reede und einen großen Fluß. Alle paar Seemeilen konnte ich einen neuen Flußlauf ausnehmen und entdeckte auf diese Weise insgesamt acht Flüsse. Die Entfernung vom "Cabo de la Campana" bis zum letzten der acht Flüsse beträgt 20 Seemeilen und zwar in Richtung SO, Die meisten von ihnen haben breite, klare Mündungen, ohne Sand- oder Felsenbänke, die daher vortrefflich geeignet waren, um auch Schiffen großen Tiefgangs Zuflucht zu gewähren. Im weiten Verlauf meiner Fahrt an diesen Küstenstrichen entdeckte ich südöstlich des letzten Flußlaufes, von denen oben die Rede war, eine große Siedlung, die ausgedehnteste, die wir bisher vorgefunden. Ich sah, wie eine ganze Horde nackter Eingeborener laut schreiend und ihre Spieße schwingend, zum Ufer gelaufen kam. Da ich Lust hatte, mit ihnen zu sprechen, gab ich Befehl, die Segel zu schließen und vor Anker zugehen. Alsdann sandte ich die Schuppen meines Schiffes und der Karavelle "Niña" an Land, wobei ich sie in einer Ordnung fahren ließ, dank welcher die Matrosen und die Indianer sich gegenseitig nichts anhaben konnten. Gleichzeitig hatte ich meinen Leuten angeordnet, die Indianer mit den mitgeführten Kleinigkeiten zu beschenken.

Anfangs gaben die Indianer deutlich zu verstehen, daß sie keineswegs gesonnen seien, die Weißen landen zu lassen, und ihnen Widerstand entgegenzusetzen würden. Allein als sie sahen, daß die Boote immer näher an Land herankamen, und daß deren Insassen alles andere als Furcht vor ihnen hatten, zogen sie sich vom Meeresufer zurück. Daraufhin setzten die Christen drei ihrer Leute an Land ab, in

der Annahme, daß die Wilden dann Zutrauen fassen würden, wenn bloß zwei oder drei Matrosen an Land kämen. Letztere riefen ihnen auch gleich in der Eingeborenen-sprache zu, von der sie inzwischen von den mitgenommenen Indianern einige Ausdrücke erlernt hatten, sich vor ihnen nicht zu ängstigen; doch die Eingeborenen liefen samt und sonders davon, ohne einen einzigen der ihren zurückzulassen. Die drei Christen drangen daraufhin weiter vor, bis zu den Hütten der Eingeborenen, die in derselben Weise aus Stroh geformt waren wie jene, die sie zuvor gesehen hatten; allein sie fanden keine Menschenseele, noch irgendeinen Gegenstand oder Hausgerät, weshalb sie zu den Schiffen zurückkehrten.

Um die Mittagszeit setzte man wieder die Segel, um ein schönes Vorgebirge zu erreichen, das im Osten in einer Entfernung von ungefähr 32 Seemeilen sich ins Meer hinaus erstreckte. Nachdem ich zwei Seemeilen innerhalb derselben Bucht zurückgelegt hatte, entdeckte ich in Richtung Süd eine sehr eigenartige Reede, während sich im Südosten in wunderschöner Umgegend eine weite, fruchtbare Ebene ausdehnte, die, zwischen Bergen liegend, von kleinen Hügeln durchsetzt war. Darin boten sich den Blicken zahlreiche dicht bevölkerte Siedlungen und wohlbebaute Landstriche, weshalb ich mich bewogen fühlte, in jener Reede zu landen, um mit jenen Indianern Gespräche anzuknüpfen und in nähere Beziehungen zu treten. Jene Bucht ist so beschaffen, daß nach all dem Lob, das ich den bereits von mir besuchten Ankerplätzen habe zuteil werden lassen, diese noch weitaus größeres Lob verdient, mit Rücksicht auf die sie umgebenden Ländereien, wegen der Milde des Klimas und der befindlichen Siedlungen.

*Der Admiral ergeht sich nun in märchenhaften Schilderungen über die Lieblichkeit der Gegend und der Pflanzenwelt, der Nadelhölzer und Palmen, die dort gedeihen, und der leichtgewellten Ebene, die sich gegen Süd-Südwesten erstreckt und mit ihren zahlreichen Flußläufen, die von den Bergen herabströmen, zu den schönsten Dingen der Welt zählt.*

Als ich mich mit meinen Booten gegenüber dem Hafeneingang Richtung Süd befand, traf ich einen Fluß an, in den eine Galeere leicht hätte einfahren können. Der Flußeingang ist so gelegen, daß man ihn erst in seiner unmittelbaren Nähe bemerkt; seine Schönheit veranlaßte mich, in ihn einzufahren, soweit es der Tiefgang meines Bootes zuließ und ich eine Tiefe von 5 bis 8 Faden vorfand. Ich fuhr mit den Booten ein gutes Stück auf jenem Fluß stromaufwärts. Die anmutige Frische dieses Flusses, sein klares Wasser, das einen bis auf den Grund schauen ließ, die Vielfalt verschieden geformter Palmen, die zu den schönsten und

höchsten gehörten, die ich je gesehen hatte, zusammen mit unzähligen anderen großen und grünen Bäumen, und die grüne Wiesenfläche, wo Vögel ihren Gesang erschallen ließen - all dies schien eine stille Aufforderung an mich zu richten, mich für immer hier niederzulassen. Erlauchteste Fürsten, dieses Land ist in jeder Beziehung so wunderschön und übertrifft an Anmut und Lieblichkeit jede andere Gegend, wie der Tag die Nacht mit dem Lichte besiegt. Deshalb pflegte ich meinen Leuten zu sagen, daß so viel ich mich auch bemühte, Euren Hoheiten über alles Gesehene einen erschöpfenden Bericht zu geben, weder meine Sprache noch meine Schrift imstande sein würden, Ihnen die Wirklichkeit vor Augen zu führen. Angesichts solcher Schönheit konnte ich mich vor Staunen nicht fassen und fand keine Worte. So schilderte ich die anderen Gegenden mit ihren Bäumen und Früchten, mit ihren Wiesen und Ankerplätzen und allem Erwähnenswerten, so gut ich es eben vermochte, nicht aber wie es gebührend gewesen wäre; denn alle pflichteten mir bei, daß es unmöglich noch eine schönere Gegend geben könne. So will ich lieber schweigen, nicht ohne den Wunsch auszusprechen, daß andere dies alles mit eigenen Augen sehen mögen, die darüber schriftlich berichten wollen. Dann werden diese an sich selbst erfahren, daß, wollte man der Gegend gerecht werden, man mit Worten der Wahrheit herzlich wenig näherkommen wird, als es mir geglückt ist.

*Ferner fügt der Admiral folgendes hinzu:*

Ich möchte mich nicht in längeren Auslassungen darüber ergehen, welche reichen Erträgnisse dieses Land abwerfen könnte. Eines, Erlauchte Fürsten, ist gewiß: In diesen Ländern müssen unermeßliche Naturschätze von großem Nutzwert vorhanden sein; doch halte ich mich an keinem Orte sehr lange auf, da ich so weite Landstrecken als irgend möglich aufsuchen und Euren Hoheiten darüber Bericht erstatten möchte. Außerdem verstehe ich die Sprache der Eingeborenen nicht. die ihrerseits mich nicht verstehen; auch meine Leute machen sich nur schwer verständlich. Die Indianer, die ich mit mir führe, mißdeuten oft den Sinn eines Wortes ins reine Gegenteil. Auch traue ich ihnen nicht ganz, da sie schon mehr als einmal zu fliehen versucht hatten. Schließlich werde ich ja mit Gottes Hilfe so viele dieser Länder als möglich kennenlernen; dann werde ich auch allmählich ihre Sprache erlernen und sie meinen Angehörigen auch beibringen lassen, da ich feststellte, daß die Eingeborenen überall die nämliche Mundart reden.

Dies alles wird mit der Zeit reichen Gewinn abwerfen. Auch wird man dafür Sorge tragen, die Bewohner dieser Länder zum Christentum überzuführen, was nicht allzu-



schwer fallen dürfte, da sie ja keine eigene Religion haben und nicht einmal Götzendienst treiben. Eure Hoheiten werden hier Städte und Festungen errichten lassen und die Bevölkerung bekehren.

Eure Hoheiten mögen versichert sein, daß es auf dem weiten Erdenrund kein zweites Land geben kann, welches diese Gegenden an Fruchtbarkeit Milde der Jahreszeiten und am Überfluß guten und heilsamen Wassers, recht zum Unterschied der Flüsse Guineas, die ganz verpestet sind, übertrifft. Gottseidank hat bisher nicht einer meiner Leute auch nur ein wenig unter Kopfschmerzen zu leiden gehabt oder sich krankheitshalber legen müssen, mit Ausnahme eines Alten, der Blasensteine hat und sein ganzes Leben darunter litt - aber auch er verließ sein Krankenlager nach zwei Tagen. So verhielt es sich auf allen drei Schiffen.

Wenn also nach dem Ratschluß Gottes Unsere Hoheiten gelehrte Männer hierher entsenden oder aber diese auf eigene Veranlassung herkommen sollten, werden sie die Wahrheit meiner Aussagen bestätigen könne. Wenn ich weiter oben von einem zur Errichtung einer befestigten Stadt sehr geeigneten Standort gesprochen habe, den ich wegen der vorteilhaft gelegenen Reede wie seiner Umgegend ausgesucht habe, so beruht auch dies nicht minder auf Wahrheit. Trotzdem aber läßt sich jene Gegend nicht mit dieser vergleichen. Ebenso sehr liegt zwischen dem Mar di Nuestra Señora und der Gegend, in der ich mich gegenwärtig aufhalte, ein himmelweiter Unterschied, da im Innern des Landes zahlreiche dicht bevölkerte Siedlungen und wertvolle Naturschätze vorhanden sein müssen, so daß hier an allen von mir entdeckten Orten und in jenen, die ich vor meiner Rückkehr nach Kastilien noch zu entdecken hoffe, die ganze Christenheit einen einträglichen Handelsverkehr wird treiben können, an erster Stelle Spanien, dem alles unterworfen sein muß. Eure Hoheiten werden es nicht zulassen dürfen, daß hier Ausländer festen Fuß fassen, die nicht katholische Christen sind, andernfalls würden Zweck und Ziel des Unternehmens zunichte, nämlich die ruhmvolle Ausbreitung des Christentums und der Grundsatz, daß nur gute Christen sich in diesen Gegenden niederlassen dürfen.

*Der Admiral fuhr also den Fluß aufwärts und stellte fest, daß er mehrere Seitenarme hatte. Als er dann der Reede entlang ruderte, entdeckte er anmutige kleine Wälder, die wie ein köstlicher Garten aussahen, und nahe daran ein Kanoe, das aus einem einzigen Baumstamm gefertigt war und die Länge eines zwölfrudrigen Bootes hatte; es lag unter einem Schutzdach aus Balken, das mit großen Palmenblättern bedeckt war, wohlgeborgen vor den Sonnenstrahlen und dem Regen. Der Admiral setzt noch hin-*

*zu, daß diese Stelle am meisten geeignet sei zur Errichtung einer Ortschaft oder Stadt mit befestigter Anlage, da ein ausgezeichneter Ankerplatz, gutes Wasser, fruchtbare Ländereien, eine günstige Umgegend und viel Holz vorhanden seien.*

Mittwoch, 28.  
November

Den ganzen Tag über regnete es, der Himmel blieb in dunkles Grau verhüllt. Deshalb zog ich es vor, trotzdem ich dank dem günstigen Südwestwind längs der Küste hätte weiterfahren können, im vorgenannten Hafen liegen zu bleiben, da ich das Land nicht gut beobachten hätte können, was für die Schiffe stets eine Gefahr bedeutet. Meine Leute gingen an Land, um ihre Wäsche zu waschen. Einige drangen ein gut Stück ins Innere vor und gelangten zu ausgedehnten Siedlungen, die leer dastanden, da deren Bewohner sich auf und davon gemacht hatten. Auf dem Rückwege folgten diese Matrosen einem anderen Flußlauf, der tiefer unten lag und größer war als jener, in dem sich die Schiffe befanden.

Donnerstag,  
29. November

Wegen der Fortdauer des Regens und des bedeckten, wolkeigen Wetters setzte man auch heute die Fahrt nicht fort. Einige Männer der Schiffsbesatzung suchten eine nordwestlich gelegene Ortschaft auf, allein die Hütten lagen alle öde und verlassen da. Unterwegs stießen sie auf einen alten Mann, der ihnen nicht gut aus dem Wege gehen konnte. Sie hielten ihn an, erklärten, ihm kein Leid zufügen zu wollen, schenkten ihm eine Kleinigkeit und ließen ihn dann wieder laufen. Ich hätte ihn gerne gesehen und gesprochen, um ihn zu kleiden und auszufragen, da ich von der glücklichen Lage und den vielen Vorzügen, die die Gegend für ein Besiedlungswerk bot, ganz begeistert war, und ich überdies der Meinung war, daß sie dicht bevölkert sei.

Die Matrosen, die in eine jener Hütten eingedrungen waren, fanden dort ein Stück Wachs, das ich aufbewahrte, um es dem König und der Königin vorzulegen; überall dort, wo Wachs vorhanden ist, müssen auch viele andere brauchbare Erzeugnisse vorkommen. In einer anderen Behausung fanden die Seeleute einen Menschenschädel, der sich in einem Körbchen befand, das seinerseits in einem anderen Korb auf einem Pfahl aufgehängt war; in einer anderen Siedlung machten sie die gleiche Entdeckung. Da diese Behausungen geräumig genug waren, um einigen Leuten Unterkunft zu bieten, so zog ich daraus den Schluß, daß jeder dieser Schädel dem Stammvater der Familie gehört haben müsse, von dem die Einwohner jeder einzelnen Hütte abstammten.

Freitag, 30.

Auch heute vermochten wir nicht weiterzusegeln, da Ost-

November

wind blies, also ein der Fahrtrichtung, die ich einschlagen wollte, vollkommen entgegengesetzter Wind. Dieweil ließ ich acht wohlbewaffnete Männer in Begleitung von zwei Indianern an Und gehen, um die im Landesinnern gelegenen Siedlungen auszukundschaften und davon Kunde zu bringen.

Die Matrosen drangen auch bis zu mehreren Behausungen vor, fanden jedoch weder eine Menschenseele noch irgendeinen Gegenstand, da sich alle Eingeborenen aus dem Staube gemacht hatten. Hingegen trafen sie vier junge Leute an, die auf den Feldern arbeiteten. Als diese der Christen ansichtig wurden, ergriffen sie die Flucht, ohne daß man ihrer habhaft werden konnte. Meine Kundschafter legten ein gutes Stück Weges zurück und gewahrten zahlreiche Siedlungen mit fruchtbarem, bebautem Ackerland und großen Flußläufen. Schließlich sahen sie an einem jener Flüsse ein Kanoe, das 95 Zoll (Spannen) lang und aus einem einzigen Baumstamm gefertigt war; es war sehr ebenmäßig geformt und konnte leicht an die 150 Insassen fassen.

Samstag, 1.  
Dezember

In Anbetracht des Gegenwindes und des strömenden Regens verließ ich auch heute nicht meinen Ankerplatz. Auf einem Steinhaufen nächst dem Eingang zum Hafen, der südöstlich von seiner Einfahrt von einer Landspitze geschützt wird, ließ ich ein großes Kreuz errichten. Wer in die Bucht einfahren will, muß sich mehr gegen die nordwestlich gelegene Spitze als an die vorgenannte halten, da trotz einer Wassertiefe von 12 Faden längs der beiden Landspitzen sich am Buchteingang eine fast bis zur Meeresoberfläche reichende Untiefe befindet, die sich gegen Südosten hinstreckt. Allein zur Not kann man zwischen jener Landspitze und der Untiefe hindurchfahren, da zwischen beiden das Meer eine Tiefe von 12 bis 15 Faden erreicht. Jedenfalls aber wird man beim Einfahren in die Bucht nach Südwesten steuern müssen

Sonntag, 2.  
Dezember

Da der Gegenwind anhielt, konnte ich nicht in See gehen. In jenen Gegenden bläst jede Nacht Landwind, doch brauchen die Schiffe, die in dieser Reede Zuflucht genommen haben, auch vom schlimmsten Sturm nichts zu befürchten, da die vor der Bucht befindliche Untiefe das Wüten des Meeres nicht spürbar werden läßt.

In dieser Flußmündung fand ein Schiffsjunge eine bestimmte Gesteinsart, die goldhaltig zu sein schien, weshalb ich sie sorgsam aufbewahrte, um sie meinem Landesherrn auszufolgen. Einen Bombardenschuß entfernt von dort strömen große Flußläufe ins Meer.

Montag, 3. De-

Angesichts des anhaltenden Schlechtwetters schob ich den

Tag der Abfahrt nochmals hinaus und beschloß, ein prachtvoll gelegenes Kap zu erforschen, das eine Seemeile von der Bucht entfernt Richtung Südosten lag. Ich machte mich in meinen Schaluppen mit einigen bewaffneten Männern dahin auf den Weg. Zu Füßen dieses Vorgebirges breitet sich die Mündung eines schönen Flusses aus. Als ich mit südöstlichem Kurs darin einfuhr, stellte ich fest, daß die Mündung selbst 100 Schritt breit und einen Faden tief war; weiter flußaufwärts aber gab es Wassertiefen von 12, 5, 4 und 2 Faden, so daß jedwedes spanische Schiff den Flußlauf befahren könnte. Wir fuhren einen Flußarm entlang gegen Südosten und entdeckten eine kleine Einbuchtung, in der fünf sehr große Kanoe lagen, die wunderbar ausgearbeitet waren und Kaperschiffen glichen.

Zu Füßen des Berghanges war das Land reich bebaut, überall ragten zahlreiche Bäume dicht nebeneinander empor. Einem ansteigenden Pfade folgend kamen wir zu einer Art Werft, die vortrefflich angelegt und gedeckt war, in der sich ein vor allen Wetterunbilden geschütztes Kanoe befand, das, ebenfalls aus einem einzigen Baumstamm angefertigt, 17 Ruderbänke hatte; es bot einen wahren Genuß, dessen schöne Formen und reiche Verzierungen zu bewundern.

Hierauf bestieg ich einen Berg, dessen Spitze ganz flach und mit Pflanzen und anderen Bodenfrüchten angebaut war, worunter ich auch Kürbisse bemerkte. Inmitten jener Hochfläche erhob sich die Siedlung. Als wir uns jedoch deren Bewohnern näherten, ergriffen diese sofort die Flucht, als sie unserer ansichtig wurden. Daraufhin versuchte einer der Indianer, der uns begleitete, mit den Eingeborenen zu verhandeln und sie zu beschwichtigen, indem er ihnen klar machte, daß sie sich nicht zu fürchten brauchten, da wir lauter gute Leute seien. Ich ließ dann Glöckchen und Ringe aus Messing und grüne und gelbe Glasperlen unter sie verteilen, was sie hochofreute.

Allein, da ich feststellen konnte, daß sie weder Gold noch einen anderen Wertgegenstand besaßen, hielt ich es für angebracht, sie in Frieden zu lassen, nachdem ich mich vergewissert hatte, daß die ganze Gegend reich bevölkert war, die Einwohner aber zum großen Teil aus Furcht davongelaufen waren.

*Der Admiral versicherte nun seinen Fürsten, daß zehn seiner Leute zehntausend jener Indianer in die Flucht schlagen würden, so groß war ihre Feigheit und Angst. Überdies hatten sie keine Waffen, bis auf Stöcke, an deren oberem Ende sie eine in Feuer gehärtete Holzspitze befestigten. Der Admiral entschied nun, zu den Schiffen zurückzukehren, nicht ohne zuvor den Eingeborenen*

*schlauerweise die Stöcke abgenommen zu haben, indem er ihnen dafür Gegenstände aus Glas und andere nichtsagende Dinge gab, was sie willigst annahmen.*

Bei der Stelle angelangt, wo wir die Boote zurückgelassen hatten, entsandte ich einige meiner Leute zu jener Erhebung, die ich kurz zuvor erstiegen hatten, da es mir vorgekommen war, als hätte ich dort einen großen Bienenstock erblickt. Noch ehe jene Leute zurückgekehrt waren, versammelten sich die Indianer in großer Zahl in der Nähe der Stelle, wo die Schaluppen standen, in denen ich bereits mit meinem ganzen Gefolge Platz genommen hatte. Einer jener Eingeborenen stieg in den Fluß, machte sich bis zum Heck der Boote heran und sprach lange auf uns ein, ohne daß wir auch nur ein Wort davon verstanden. Ich bemerkte nur, daß die anderen Indianer während seiner Ansprache von Zeit zu Zeit die Hände zum Himmel erhoben und in ein lautes Geschrei ausbrachen, was ich aber dahin auslegte, daß sie uns Zusicherungen über ihre guten Absichten geben und ihre Freude über unsere Ankunft ausdrücken wollten. Doch bald bemerkte ich, wie der Indianer, den ich bei mir hatte, sich im Gesicht verfärbte, das bleich wie Wachs wurde, am ganzen Leibe zu zittern begann und mit wilden Gebärden uns aufforderte, uns schleunigst vom Flusse zu entfernen, da jene Eingeborenen darauf und daran waren, uns alle umzubringen. Daraufhin näherte er sich einem von uns, der eine geladene Schleuder schwang, und zeigte sie den Inselbewohnern. Ich entnahm seinem Verhalten, daß er ihnen klar machte, wir würden sie alle töten, da jene Waffe sehr weit reiche und töte. Dann ergriff derselbe Indianer ein Schwert, zog es aus der Scheide und hielt es seinen Landsleuten entgegen, wobei er seine Behauptung wiederholte. Als die Indianer dies vernahmen, ergriffen sie eiligst die Flucht. Der Eingeborene aber zitterte auch dann noch wie Espenlaub, als die Gefahr längst gebannt war, da er feige und mutlos war, trotzdem er kräftig gebaut war.

Ich wollte das Flußbett nicht verlassen, vielmehr gab ich Befehl, weiter flußaufwärts zu fahren, um jene Stelle zu erreichen, wo die Indianer, vollkommen nackt und rot angestrichen, sich neuerdings in großer Zahl versammelt hatten; einige von ihnen trugen auf ihren Köpfen einen Federschmuck, während alle einen Bündel Speere in den Händen hielten.

Ich machte mich an sie heran, reichte ihnen einige Stücke Brotes und bat sie, dafür ihre Speere herzugeben. Sie willigsten bereitwilligst ein, nahmen für jeden Speer ein Glöcklein einen Messingring oder Glasperlen entgegen und wurden so sanft und zutraulich, daß sie dicht an unsere Boote herankamen und all ihre Habe für die kleinste

Kleinigkeit, die man ihnen im Tausche feilbot, hergaben. Die Matrosen hatten eine Schildkröte erlegt und ihren Panzer zerstückelt. Vom Boot aus reichten die Schiffsjungen den Indianern ein Stück davon, so groß wie ein Fingernagel, worauf die Indianer ihnen einen Bündel Speere als Tauschgegenstand übergaben.

Diese Insulaner sahen den bisher Angetroffenen vollkommen gleich. Auch sie glaubten, daß wir vom Himmel herabgefallen seien und traten ihr ganzes Hab und Gut für jede angebotene Kleinigkeit von Herzen gerne ab; deshalb bin ich der Meinung, daß sie mit dem Gold und den Gewürzen auch nicht anders verfahren würden, falls sie etwas davon besäßen.

Ich erblickte dort eine schöne, nicht allzu große Hütte, die wie alle anderen in dieser Gegend zwei Eingänge aufwies; ich betrat sie und gewahrte voll Bewunderung eine Art Wohnung mit einzelnen Zimmern, die in einer Art und Weise gebaut waren, die sich nicht beschreiben läßt; von der Zimmerdecke hingen Muscheln und andere Gegenstände herab. Ich war der Annahme, daß dieses Gebäude ein Tempel sei. Ich rief die Indianer herbei und suchte mit Zuhilfenahme der Zeichensprache aus ihnen herauszubekommen, ob sie hier ihre Andacht verrichten, allein sie verneinten dies. Einer von ihnen langte sogar mit der Hand an die Zimmerdecke, holte alles, was sich dort befand, herunter und bot es mir an. Ich begnügte mich damit, einiges davon anzunehmen.

Dienstag, 4.  
Dezember

Ich stach mit mäßigem Wind in See und verließ den Ankerplatz, dem ich den Namen "Puerto Santo" gegeben hatte. Nach einer Fahrt von 8 Seemeilen stießen wir auf jenen schönen Fluß, von dem ich gestern gesprochen, und fuhren, nachdem wir das Kap umschifft hatten, in Richtung Ost-Südosten nach West-Nordwesten der Küste entlang bis zu jenem zierlichen Vorgebirge, das in einer Entfernung von 20 Seemeilen Ost-zu-Süd des "Cabo del Monte" gelegen ist. 6 Seemeilen vom "Cabo del Monte" entfernt mündet ein eher schmaler Flußlauf ins Meer, trotzdem er eine tiefe Mündung zu haben scheint. Drei Seemeilen von dort entfernt erblickte ich einen anderen, sehr großen Fluß, der sehr weit aus dem Innern kommen mußte. Seine Mündung war an die hundert Schiffe breit, ohne jede Untiefe und bot mit einer Wassertiefe von acht Faden eine günstige Einfahrtsmöglichkeit. Ich entsandte eine Schaluppe, um Lotungen vorzunehmen und erfuhr, daß das Süßwasser sehr weit ins Meer hineinreichte. Der Fluß gehört wohl zu den ansehnlichsten, die ich bisher entdeckt hatte, und in seiner Umgegend müssen sich zahlreiche Indianersiedlungen befinden. jenseits des zierlichen Vorgebirges" liegt eine große Bucht, die einen guten Stütz-

punkt bietet, wenn man aus Ost-Nordosten, Südosten und Süd-Südosten gefahren kommt.

Mittwoch, 5.  
Dezember

Die ganze Nacht über lag ich mit meinem Schiff auf der Höhe "des zierliche Vorgebirges" bei, wo ich bei Sonnenuntergang angelangt war, um das Land in Augenschein zu nehmen, das sich gegen Osten hinzog. Bei Morgengrauen sichtete ich in einer Entfernung von zehn Seemeilen im Osten ein anderes Kap. Wir überfuhren es und sahen, daß die Küste nach Süden und dann nach Südwesten abbog.

Als bald entdeckte ich in dieser Richtung ein weiteres, sehr schönes und erhobenes Vorgebirge, das vom vorhergehenden 28 Seemeilen weit ablag. Ich wollte es ansteuern, doch ließ ich davon ab, im Bestreben, die Insel von Baneque zu erreichen, die nach den Aussagen der Indianer, die ich mit mir führte, in nordöstlicher Richtung liegen sollte. Allein ich konnte die Insel Baneque nicht ansteuern, da der Wind umsprang und jetzt aus Nordosten kam.

Auf meiner Weiterfahrt gegen Südosten entdeckte ich eine ausgedehnte Insel, von der mir die Indianer Kunde gebracht hatten, die diese Insel "Bohío" nannten und die, wie sie beteuerten, dicht besiedelt sein sollte. Die Einwohner Kubas oder "Juanas" und aller anderen Inseln fürchteten sich sehr vor den Eingeborenen Bohíos, da sie Menschenfresser seien. Meine Indianer berichteten mir in ihrer Gebärdensprache viele andere Wunderdinge, doch schenkte ich ihnen nicht Glauben und neige eher zur Annahme, daß die Bewohner Bohíos nur schlauer und klüger als die anderen Eingeborenen seien, die von den ersteren wegen ihrer Kraft- und Mutlosigkeit eingefangen und in die Sklaverei verschleppt wurden.

Als der Wind dann zum Teil aus Nordosten, dann zeitweise aus Norden blies, beschloß ich Kuba oder Juana zu verlassen, das ich bis zu diesem Augenblick wegen seiner Ausgedehntheit für einen Kontinent angesehen hatte, war ich doch nur einen Teil der Küste entlang gefahren und hatte dabei ganze 480 Seemeilen zurückgelegt. Ich nahm Kurs auf Südost-zu-Ost, da das von mir gesichtete Land im Südosten gelegen war. Mit dieser Fahrtrichtung sicherte ich mein Weiterkommen, da der Wind stets von Norden nach Nordosten und von Nordosten nach Osten und Südosten umsprang.

Da der Wind mit voller Stärke blies, ließ ich alle Segel setzen. Und da die See ruhig war und die Strömung mein Vorwärtskommen erleichterte, fuhren die Schiffe vom frühen Morgen bis um 1 Uhr mittags mit einer Stundengeschwindigkeit von acht Seemeilen, und zwar auf die Dauer von nicht ganz sechs Stunden, da die Nächte in diesen Ge-

genden an die fünfzehn Stunden lang sind. Später fuhr ich mit einer Geschwindigkeit von zehn Seemeilen die Stunde, so daß die Schiffe bis zum Sonnenuntergang 88 Seemeilen in südöstlicher Richtung zurücklegten.

Die Nacht sank bereits herab. Ich befahl der Karavelle "Niña" die schneller vorwärtskam als mein Schiff, vorzufahren, um einen Ankerplatz auszukundschaften, den ich gesichtet hatte. Als die "Santa Maria" bereits in der Dunkelheit den Eingang zu jenem Hafen erreichte, der der Bucht von Cadiz ähnelte, setzte ich meine Schaluppe aus, um Tiefenlotungen machen zu lassen. Die Leute im Boot zündeten ein Licht an. Doch bevor die "Santa Maria" den Standplatz der "Niña" erreichte und vergeblich harrte, daß das Boot ihr das Zeichen zur Einfahrt in den Hafen gäbe, verlosch das Licht des Bootes. Daraufhin fuhr die Karavelle "Niña" ins offene Meer hinaus und gab meinem Schiff ein Leuchtsignal. Sobald wir nahe genug an die - "Niña" herangefahren waren, wurde mir das Vorgefallene berichtet. Als die Schaluppe in die Bucht einfuhr, entzündeten ihre Insassen wiederum das Licht, auf das die "Niña" zufuhr. Ich jedoch konnte mit meinem Schiff ihrem Beispiel nicht folgen und verbrachte die Nacht, indem ich auf- und abkreuzte.



6. bis 24. Dezember 1492:  
Entdeckung und Erkundung der Insel Hispaniola

Donnerstag, 6.  
Dezember

Als der Tag anbrach, war mein Schiff 16 Seemeilen von der Bucht entfernt. Ich benannte sie "Puerto Maria". Einem Süd-zu-West gelegenen schönen Vorgebirge gab ich den Namen "Cabo de la Estrella" (Sternen-Kap). Ich war der Meinung, daß dieses Kap die südlichste Spitze jener Insel sei und in einer Entfernung von 28 Seemeilen liege. Etwa 40 Seemeilen davon entfernt tauchte im Osten ein anderes, nicht großes Stück Land auf, das wie eine Insel geformt war. Auch gegen Osten zu gelagert erblickte ich in einer Entfernung von ungefähr 54 Seemeilen ein weiteres, sehr schön geformtes Kap, das sich scharf abhob und dem ich den Namen "Cabo del Elefante" beilegte. Im Ost-Südosten ließ ich ein drittes Kap hinter mir liegen, das ich "Cabo Cinquin" benannte.

Im Südosten vermochte ich in einer Entfernung von etwa 20 Seemeilen eine Einbuchtung wahrzunehmen, die sich wie ein Bergeseinschnitt dem Meere zu öffnete und einem Flusse glich. Überdies meinte ich auch zwischen dem "Elefantenkap" und dem "Cabo Cinquin" einen sehr großen Kanal unterscheiden zu können. Einige Matrosen behaupteten, daß es sich hier tatsächlich um einen Kanal handle, der das weite Land von jener kleineren Insel scheide, die sie nach Osten zu hatten liegen sehen. Ich gab ihr den Namen "Isla de la tortuga" (Schildkröten-Insel).

Die größere der beiden Inseln schien eine weite Hochfläche zu sein, ohne größere Erhebungen, sondern eben wie eine schöne Gartenlandschaft, die zum überwiegenden Teil bebaut zu sein scheint; die angebauten Ländereien gemahnten an die Getreidefelder der Ebene um Cordova im Monat Mai. Im Laufe der Nacht gewahrten wir zahlreiche Feuer, eine Beobachtung, die sich am folgenden Tage wiederholte; es schien, als wären es Lichtsignale, mit denen man das Herannahen von Leuten meldete, mit denen die Inselbewohner sich im Kriegszustand befanden. Die ganze Küstengegend der Insel verlief nach Osten zu.

Wir fuhren in den Abendstunden in die Reede ein, der ich den Namen "Puerto di San Nicola" gab, zu Ehren des Heiligen, dessen Fest am heutigen Tage gefeiert wurde. Ich war von der Schönheit und vorteilhaften Lage der Bucht angenehm überrascht. Obzwar ich die Buchten Kubas über alle Maßen gelobt habe, stehe ich nicht an, zu behaupten, daß diese den anderen Buchten keineswegs nachstehe, ja sie sogar noch bei weitem übertreffe. An der Einfahrt ist sie sechs Seemeilen breit; um einzufahren muß man nach Süd-Südosten steuern, obgleich man dank ihrer Ausgedehntheit eine beliebige Fahrtrichtung einhalten könnte. Gegen Süd-Südosten greift die Bucht acht Seemeilen tief ins Land ein. Nächst ihrer südlich gelegenen Einfahrt ist

eine Art Vorgebirge vorgelagert, hinter welchem die Küste einförmig bis zum Kap weiterverläuft, wo sich ein herrlicher Strand mit einem dichten Wald ausdehnt, dessen tausenderlei verschiedene Bäume von Früchten strotzten, die ich für Gewürze und Muskatnüsse hielt; da sie aber sehr sauer waren, konnte man ihre Gattung nicht feststellen. Den Strand selbst durchlief ein kleiner Fluß.

Die Meerestiefe jener Bucht ist ansehnlich, da bis zur Länge von einer vom Lande entfernt das Senkblei mit einer Logleine von 40 Faden nicht auf Meeresgrund stieß. Von der Lotstelle bis zum Ufer hin ist das Meer ohne alle Klippen und durchwegs 25 Faden tief. Ebenso günstig sind die Ortsverhältnisse an den beiden Hafenseiten. Ganz nahe am Lande ist das Meer 15 Faden tief, so daß die ganze Küste keine seichte Stelle aufweist. Selbst in unmittelbarer Ufernähe, etwa eine Ruderlänge davon entfernt, ist das Meer noch 5 Faden tief. Nach Erforschung dieses Wasserbeckens seiner gegen Süd-Süd-Osten verlaufenden Länge nach, worin leicht tausend Karacken bequem kreuzen könnten, untersuchte ich auch noch einen Meeresarm, der nach Nordosten verläuft und mehr als zwei Seemeilen tief ins Land eindringt. Ich stellte fest, daß er überall gleich breit war, als wäre er mit Absicht so kunstgerecht angelegt worden. Dieser Meeresarm, der etwa 25 Schritt breit ist, hat einen derartigen Verlauf, daß man von innen aus den großen Buchteingang nicht zu Gesicht bekommt, weshalb er den Anschein eines Binnenhafens erweckt. Das Meer ist hier durchwegs 11 Faden tief, mit schlammigem oder sandigem Grunde; wenn die Schiffe an Land anlegen, so hat der Meeresarm an beiden Ufern eine Tiefe von acht Faden. Die Umgebung dieses Hafens hat ein freundliches, anmutiges Aussehen, auch wenn keine Bäume vorhanden sind. Ich gewann den Eindruck, daß diese Insel viel steiniger sei als alle bisher entdeckten, und daß die Bäume weitaus kleiner waren, worunter viele Baumarten sich befanden, die auch in Spanien gedeihen, wie Steineichen, Eichen, Erdbeerbäume und andere mehr; das gleiche gilt auch von den Pflanzen und Gräsern. Das Land selbst ist hochgelegen und flach und hat ein gutes Klima. Allerdings habe ich noch nirgends so sehr Kälte verspürt wie hierzulande, obwohl man nicht recht eigentlich von Kälte, sondern nur von einer Temperatur sprechen kann, die niedriger was als in den bisher aufgesuchten Gegenden.

Der Bucht gegenüber breitet sich ein schön gelegenes Tal aus, in dem der Fluß, von dem früher die Rede war, eingebettet liegt. Hier müssen nach meiner Ansicht zahlreiche Siedlungen liegen. Darin wurde ich durch das Vorhandensein vieler Kanoes bestärkt, von denen einige die Größe eines Ruderbootes mit 15 Ruderbänken hatten.

Beim Herannahen der Schiffe machten sich die Indianer aus dem Staube, wie es jene der andern Inseln gethan. Die Eingeborenen der kleinen Inseln, die ich mit mir genommen hatte, zeigten ein so großes Verlangen, zu ihren Heimstätten zurückzukehren, daß ich mich mit dem Gedanken trug, sie dahin zurückzuführen, sobald ich die Insel verlassen werde, auf der ich mich gegenwärtig befand. Denn sie begegneten mir mit Mißtrauen, seitdem gemerkt hatten, daß ich mich nicht zur Rückfahrt nach ihrer Heimat anschickte. Aus diesem Grunde glaubte ich nicht mehr so recht an das, was sie sagten, ganz abgesehen davon, daß ich sie nicht besser verstand als sie mich. Meine Indianer waren von einer ganz außergewöhnlichen Furcht vor den Inselbewohnern erfüllt. Um mich mit diesen zu verständigen, hätte ich einige Tage in dieser Bucht verbringen müssen, was ich aber nicht tat, da ich einerseits noch viele andere Länder entdecken wollte, und zum andern befürchtete, daß das Schönwetter nicht länger anhalten werde. Ich hoffte, daß die Indianer mit der Zeit dennoch meine Sprache erlernen würden und ich die ihre verstehen könnte, so daß es mir ermöglicht würde, später wieder herzukommen und mit den Inselbewohnern zu reden. Gott gebe, daß ich ein reiches Goldlager entdecke, ehe ich nach Spanien zurückkehre.

Freitag, 7. Dezember

Gegen Ende der ersten Morgenwache ließ ich alle Segel setzen und verließ den Hafen von San Nicola. Vier Seemeilen lang fuhr ich mit südöstlichem Wind gegen Nordosten bis zum Kap, das durch den vorgenannten Meeressarm gebildet wird. Im Südosten ließ ich ein Vorgebirge und im Südwesten das 24 Seemeilen entfernte Sternkap hinter mir liegen. Von hier aus rückte ich längs der Küste in einer Länge von 48 Seemeilen bis zum Kap von Cinquin gegen Osten vor. Jene Küste ist sehr hoch gelegen, das Meer dort sehr tief, da es im Uferbereich eine Tiefe von 20 bis 30 Faden aufweist und man noch einen Bombardenschuß davon entfernt nicht mehr auf Grund stößt. Ich segelte mit südwestlichem Wind sorglos der Küste entlang. Das erwähnte Vorgebirge ist nicht mehr als einen Bombardenschuß vom Hafen von San Nicola entfernt, und wollte man es vom Festlande abtrennen, entstünde dadurch eine Insel mit einem Umfang von etwa 34 Seemeilen.

Das Land liegt immer noch hoch über dem Meere. Die dort gedeihenden Bäume sind nicht eben groß, sondern haben die Ausmaße der in Kastilien wachsenden Steineichen und Erdbeerbäume. Vier Seemeilen vor dem Kap von Cinquin gewahrte ich durch den Einschnitt zweier Berge hindurch ein ausgedehntes Tal, das in frischem Grün, wie von Gerstefeldern durchzogen, prangte und meinem Ermessen nach dicht besiedelt sein mußte. Jenseits dieses Tales ra-

gen hohe große Berge empor.

Beim Kap von Cinquin angelangt, erblickte ich im Nordosten in einer Entfernung von etwa 32 Seemeilen das Kap der Schildkröteninsel. Einen Bombardenschuß vom Kap entfernt liegt ein Felsenriff, das wegen seiner Höhe weithin sichtbar ist. Vom Kap von Cinquin aus stellte ich fest, daß das Elefantenkap etwa 70 Seemeilen weit in Richtung Ost-zu-Süd lag. Die Küste ist allenthalben steil. Nach einer weiteren Fahrt von 28 Seemeilen stieß ich auf ein großes Vorgebirge und sichtete im Innern des Landes ausgedehnte Täler, Felder und hohe Bergrücken, was alles sehr an Kastilien erinnerte. Acht Seemeilen weiter mündet ein sehr tiefer, jedoch schmaler Fluß ins Meer, der immerhin einer Karacke die Einfahrt erlauben würde, da die Flußmündung keine Klippen und Sandbänke hat. Nach weiteren 16 Seemeilen fand ich eine neue Einbuchtung, die breit genug war und eine Seemeile tief ins Land eingriff, hier kam man erst drei Schritt vom Ufer entfernt auf Grund, wo eine Meerestiefe von 15 Faden feststellbar war. Trotzdem es erst ein Uhr mittags war, mithin also noch ein großer Teil des Tages bevorstand und ich einen äußerst günstigen und frisch wehenden Wind im Rücken hatte, hielt ich es dennoch für ratsam, Zuflucht zu suchen, da der Himmel starke Regengüsse ankündigte und eine große Dunkelheit herrschte, die allein schon für jemand, der die Gegend kennt, voller Gefahren war, um so mehr aber für Seefahrer, die unbekannte Gewässer durchfahren. Ich gab jener Bucht den Namen "Puerto de la Concepción" (Hafen der Empfängnis) und ging in einem kleinen Fluß vor Anker, der am Abschluß der Bucht einmündet, nachdem er Felder und Ländereien von ausnehmender Schönheit seinem Lauf entlang berieselt hat. Alsdann bestieg ich meine mit Fischernetzen ausgerüstete Schaluppe. Während ich dem Ufer zufuhr, sprang eine Meeräsche, wie sie auch in Spanien vorkommen, in mein Boot. Bisläng hatten wir noch keine Fische gesichtet, die jenen Kastiliens geglichen hätten. Die Matrosen fingen und erlegten zahlreiche Seesungen (Schollen) und andere Fischarten, die auch in Kastilien vorkamen.

Ich durchforschte jene Gegend und fand, daß sie ganz bebaut war. Man vernahm das Schlagen der Nachtigallen und den Sang anderer Vogelarten, wie in Kastilien. Wir gewahrten zwei Männer und wollten ihnen entgegengehen, allein diese ergriffen sofort die Flucht. Unterwegs fanden wir Myrten und andere Pflanzen und Gräser - die ganze Vegetation der Gegend mit ihren Ebenen und Bergen gemahnte sehr an Kastilien.

Samstag, 8.  
Dezember

Ein starker Regen ging nieder und ein heftiger Wind blies aus Norden. Die Bucht schien vor allen Winden, mit Aus-

nahme des gegenwärtigen, Schutz zu bieten. Trotz alledem erlitten die Schiffe keinen Schaden, da die Brandung großen Spielraum hatte und die Schiffe es daher nicht nötig hatten, fest vertaut zu werden. Nach Mitternacht blies der Wind aus Nordosten, später aus Osten. Doch davor ist diese Bucht durch die Schildkröteninsel hervorragend geschützt.

Sonntag, 9.  
Dezember

Auch heute noch regnete es reichlich. Das Wetter hatte einen ganz winterlichen Anstrich, wie im Monat Oktober in Kastilien. Bisher wurde noch keine Siedlung gesichtet, mit Ausnahme einer Hütte im Hafen von San Nicola, die ein schöneres Aussehen hatte und sorgfältiger gebaut war, als die Behausungen in den bisher erforschten Gegenden.

Die Insel ist sehr ausgedehnt, es würde mich nicht wundernehmen, wenn sie einen Mindestumfang von 800 Seemeilen hätte. Überdies ist sie in ihrer Gänze bebaut. Die Siedlungen liegen samt und sonders weit von der Küste entfernt. Ihre Lage jedoch muß es den Einwohnern gestatten, die Ankunft der Schiffe zu bemerken und ihnen so Zeit lassen, sich samt ihrer ganzen Habe zu entfernen, wobei sie auf ihrer Flucht Feuer entzündeten, wie man es im Kriege zu Signalisierungszwecken zu tun pflegt.

Die Einfahrt in diese Bucht ist tausend Schritt breit, was einer Seemeile entspricht. Es gibt dort keine Untiefen und keine seichten Stellen, ja im ganzen Hafenbecken konnte man erst in unmittelbarer Ufernähe auf Grund stoßen. Die Bucht dringt in einer Länge von 3000 Schritt ins Land ein, ist klippenfrei und hat sandigen Grund, so daß jedwedes Schiff mühelos einfahren und ohne besondere Vorsichtsmaßnahmen anlegen kann. Im innersten Teil der Bucht münden zwei kleine Flüsse. Jenseits davon dehnen sich lieblich anzusehende Ebenen aus, die an die Ebenen Kastiliens erinnern, sie aber in den Schatten stellen. Dies veranlaßte mich, dieses Land "Spanische Insel" zu benennen.

Montag, 10.  
Dezember

Der heftige Nordost ließ die Schiffe eine Kabellänge vor Anker treiben, was mich in Staunen versetzte; ich schrieb es dem Umstande zu, daß man zu sehr in Ufernähe vor Anker gegangen war und der Wind vom Lande kam.

Da der Wind immer noch entgegengesetzt zur beabsichtigten Fahrtrichtung blies, befahl ich sechs wohlbewaffneten Männern an Land zu gehen und acht oder zwölf Seemeilen weit ins Landesinnere vorzudringen, um es auszukundschaften, so gut es eben ging. Diese Leute rückten auch aus, kehrten aber zurück, ohne auf irgendwelche Siedlungen oder Einwohner gestoßen zu sein. Sie hatten nur einige Hütten, sehr breite Pfade und viele verlassene

große Feuerplätze angetroffen. Die Ländereien, durch die sie ihr Weg geführt hatte, gehörten zu den besten der Welt; sie waren dicht von Mastixpflanzen besetzt, denen sie etwas Harz entnahmen, wovon sie einige Proben bei sich trugen. Mastixharz war in Überfülle vorhanden; allein es war noch nicht die Zeit für die Harzentnahme, da zu dieser Jahreszeit das aus der Pflanze rinnende Harz sich noch nicht zu Gummi verhärtet.

Dienstag, 11.  
Dezember

Da der Wind immer noch aus Osten und Nordosten kam, konnte man auch heute nicht wieder in See gehen.

Die Schildkröteninsel, die jener Bucht im Norden gegenüberliegt, scheint sehr groß zu sein. Ihre südlichen Küsten haben fast denselben Verlauf wie jene der Spanischen Insel. Sie liegen höchstens zehn Seemeilen voneinander entfernt und zwar vom Kap von Cinquin, der äußersten Spitze der Schildkröteninsel aus gemessen, von wo die Küste gegen Süden verläuft.

Ich trug mich mit der Absicht, zwischen jenen beiden Inseln hindurchzufahren, um die Aussicht auf die Spanische Insel genießen zu können, die das Schönste ist, was man sich denken kann, und weil nach Aussage meiner Indianer dies der Weg war, um zur Insel von Baneque zu gelangen, die eine sehr ausgedehnte Insel sein soll, reich an hohen Bergen, an Flüssen und Ebenen. Die Insel von Bohío soll größer sein als die Insel Juana, wie sie Kuba nannten, und sei nicht vom Meer umgeben. Dies deutet darauf hin, daß sie damit das Festland meinten, das jenseits der Spanischen Insel, die sie Caritaba nannten, gelegen ist und unendlich groß sein soll. Da die Eingeborenen aller dieser Inseln in steter Angst und Schrecken vor den Einwohnern von Caniba leben, muß man annehmen, daß sie von listigen Verfolgern bedrängt sind.

Deshalb wiederhole ich noch einmal, daß Caniba nichts anderes sein kann als jener Volksstamm des Großen Khan, dessen Herrschaftsbereich fast bis hierher reichen muß. Er muß Schiffe haben, die bis hierher gelangen, um diese Inselbewohner einzufangen. Da die Gefangenen nicht mehr zurückkommen, so bildete sich der Glaube, daß sie aufgefressen worden seien. Von Tag zu Tag verstehen wir und die Indianer uns besser, auch wenn es hie und da vorkommt, daß wir uns in gewissen Dingen mißverstehen.

Als wieder nur einige Männer an Land gingen, fanden sie einiges Mastixharz, das aber flüssig blieb, was ich den letzten Regenfällen zuschrieb. Auf der Insel Schio wird das Harz im März gesammelt, doch müßte meiner Ansicht nach in diesen transozeanischen Gegenden, wo ein viel heißeres Klima herrscht, die Ernte im Monat Januar ein-

gebracht werden.

Die Matrosen fingen zahlreiche Fische, die jenen Kastiliens glichen, wie Gründlinge, Salme, Kabeljaue, Goldbrassen, Robben, Forellen, Moränen, Seekrebse und Sardinen. Außerdem fanden sie sehr viel Aloe.

Mittwoch, 12.  
Dezember

Auch heute ging man wegen des herrschenden Gegenwindes nicht in See. Ich ging daher an Land und errichtete an der Hafeneinfahrt, auf einer westlich gelegenen, gut sichtbaren Anhöhe, ein großes Kreuz, um kenntlich zu machen, daß dieses Land Euren Hoheiten gehöre und zwar vornehmlich im Zeichen Jesus Christus unseres Herrn und zu Ehren der ganzen Christenheit.

Nach dieser Feier erstiegen einige Matrosen das Gebirge, um Bäume und Pflanzen in Augenschein zu nehmen. Plötzlich vernahmen sie das Herannahen einer großen Menschenmenge, lauter vollkommen nackte Eingeborene. Meine Leute riefen sie an und gingen auf sie zu, allein die Indianer ergriffen die Flucht. Die Matrosen liefen ihnen nach, wobei es ihnen mit Mühe gelang, eine Frau zu ergreifen, ohne noch anderer habhaft zu werden, trotzdem ich ihnen den Auftrag erteilt hatte, einige jener Eingeborenen einzufangen, um ihnen Freundlichkeiten zu erweisen und ihre Angstgefühle zu zerstreuen, damit, falls sich hier irgendwelche Nutzwerte vorfinden sollten, was angesichts der Üppigkeit des Landes unbedingt der Fall sein muß, die Eingeborenen sich bewogen fühlten, sie uns zur Verfügung zu stellen.

So schleppten die drei Männer jene Frau, die sehr jung und schön war, auf mein Schiff, wo sie mit den an Bord befindlichen Indianern ein Gespräch anknüpfte, da sie eine und dieselbe Sprache redeten. Ich ließ sie Kleider anlegen und schenkte ihr Glasperlen, Messingglöckchen und Ringe. Dann ließ ich sie wieder unter Ehrenbezeugungen, wie ich es stets zu tun pflegte, an Land bringen, in Begleitung einiger Schiffsinsassen und dreier Indianer, die mit den Eingeborenen verhandeln sollten. Die Matrosen, die sich mit jener jungen Frau im Boote befanden, als sie sie wieder an Land brachten, berichteten mir später, daß diese Frau das Boot nicht mehr verlassen, sondern wieder zum Schiff zurückkehren wollte, um sich dort den anderen Indianerfrauen anzuschließen, die ich im Puerto de los Mares, auf der Insel Juana oder Kuba aufgegriffen hatte.

Einige Indianer, die zuvor in Gesellschaft jener jungen Frau erschienen waren, kamen in einem Kanoe den Fluß heruntergefahren. Doch als sie zur Hafeneinfahrt gelangt waren und die Schiffe erblickten, machten sie halt, verließen das Kanoe und kehrten zu Fuß zu ihrer Siedlung zu-



rück. Das junge Indianerweib zeigte meinen Leuten, wo jene Siedlung lag. Im Nasenloch trug diese Indianerin ein Stück Gold, ein Zeichen, daß auf jener Insel dieses Edelmetall vorkommen mußte.

Donnerstag,  
13. Dezember

Die drei Männer, die ich in Begleitung jenes Indianerweibes ins Landesinnere geschickt hatte, kehrten um drei Uhr nachts zu den Schiffen zurück und berichteten, daß sie sich mit der Indianerin nicht bis zur Siedlung vorgewagt hätten, teils deshalb, weil sie es für zu weit entfernt gehalten, teils weil sie es mit der Angst zu tun bekommen hätten. Überdies glaubten sie, daß am folgenden Tage zahlreiche Indianer zu den Schiffen kommen würden, da jene Indianerfrau gewiß von ihnen berichtet habe. Allein ich konnte es nicht erwarten, festzustellen, ob es in jenen Gegenden wertvolle Bodenschätze gebe, was ich im Hinblick auf deren Schönheit und Fruchtbarkeit erhoffte, und mit den Eingeborenen in Berührung zu treten, um sie dahin zu bringen, ergebene Untertanen des Königs und der Königin zu werden. Daher entschloß ich mich, eine neue Expedition nach jener Siedlung zu entsenden, im Vertrauen darauf, daß die vorteilhaften Aussagen, die die Indianerfrau über die Freundlichkeit und Güte der Christen ihren Stammesgenossen gegenüber gemacht haben mußte, diese gütig gestimmt haben würden. Zu diesem Zwecke wählte ich neun wohlbewaffnete Männer aus, die der ihnen zugedachten Aufgabe gewachsen waren und schickte sie in Begleitung eines meiner Indianer an Land. Diese Leute kamen nun bis zu jener Siedlung heran, die 18 Seemeilen von der Meeresküste in südöstlicher Richtung entfernt inmitten einer weithin sich erstreckenden Ebene lag. Dort angelangt, sahen sie, daß sie öde und verlassen dalag, da die Inselbewohner beim Herannahen der Christen nach dem Landesinnern geflohen waren und Hab und Gut zurückgelassen hatten. Die Siedlung umfaßte an die tausend Behausungen und konnte über 3000 Bewohnern Unterkunft gewähren. Der mitgenommene Indianer lief den Flüchtenden nach, indem er ihnen zurief, stehen zu bleiben und keine Angst zu haben, da diese Fremdlinge nicht aus Caniba wären, sondern ganz im Gegenteil vom Himmel herabgestiegen seien und allen, denen sie begegneten, die zierlichsten Dinge schenkten. Diese Beteuerungen machten auf die Eingeborenen einen so nachhaltigen Eindruck, daß sie allmählich wieder zutraulich wurden und fast 2000 von ihnen den Christen entgegeneilten, wobei sie, ihrer Sitte gemäß, die Hände an den Kopf legten, zum Zeichen ihrer großen Achtung und Freundschaft. Trotz alledem zitterten sie solange am ganzen Körper, bis sie sich von den Worten des Indianers und dem wohlwollenden Verhalten meiner Leute vom Gegenteil überzeugen ließen.

Letztere wußten ferner zu berichten, daß die Indianer,

nachdem sie sich vollauf beruhigt hatten, zu ihren Hütten zurückkehrten, um mit allerhand eßbaren Dingen wiederzukommen, insbesondere mit "Names"-Brot, das aus einer Art Wurzel hergestellt wird, die großen Rüben gleicht und von den Eingeborenen in allen diesen Landstrichen als ihr hauptsächlichstes Nahrungsmittel angebaut und verwendet wird. Daraus backen sie ihr Brot, das nach Kastanien schmeckt - jeder, der davon aß, meinte, er esse Kastanien. Auch Fische und andere Gegenstände ihres Besitzes schafften sie herbei.

Da meine Indianer verstanden hatten, daß ich einen Papagei wünschte, scheint einer von ihnen diesen Wunsch den Eingeborenen dieses Ortes verraten zu haben, die denn auch eifertigst Papageien und alles Gewünschte herschenkten, ohne eine Gegengabe zu fordern. Sie baten uns, nicht wieder von ihnen zu gehen und wenigstens diese Nacht bei ihnen zu verbringen, wobei sie ihr Versprechen gaben, uns noch vieles andere schenken zu wollen, was sie oben im Gebirge verwahrt hatten.

Während diese Indianer sich mit uns unterhielten, tauchte ganz unvermittelt eine große Menge Eingeborener auf, in deren Mitte sich auch der Ehegatte jenes Indianerweibes befand, das ich in Ehren wieder heimgeschickt hatte und das sie nun auf ihren Schultern herbeitrugen. Sie kamen, um sich bei mir persönlich für die wohlwollende Behandlung und die gemachten Geschenke zu bedanken. Meine Leute wußten noch zu erzählen, daß diese Eingeborenen einen noch gefälligeren Anblick boten und sich weitaus zugänglicher zeigten als jene, denen wir bisher begegnet waren - doch begriff ich diese Behauptung nicht recht, da dies ja auch von den Einwohnern der anderen Inseln galt.

Was die Schönheit dieser Eingeborenen betraf, so waren die Kundschafter der Meinung, daß man sie nicht mit jener der Bewohner der anderen Insel vergleichen könne; auch sei ihre Körperfarbe viel heller als jene der anderen; ja unter ihren Frauen hätten sie zwei Mädchen erblickt, die eine so helle Haut gehabt hätten, daß man sie für Spanierinnen hätte halten können? Überdies wußten sie zu berichten, daß die von ihnen durchzogenen Ländereien so schön und fruchtbar wären, daß sie jene Kastiliens weit in den Schatten stellten.

Meinen früheren Beobachtungen nach und angesichts dessen, was ich nun selbst vor Augen hatte, neigte ich zur gleichen Ansicht und schenkte den Worten meiner Leute Glauben, die da sagten, daß die Landschaft, die ich nun vor mir habe, in keiner Weise mit jenem Tale verglichen werden könne, von dem sie eben zurückgekehrt waren und das selbst von der Landschaft um Cordova so grundver-

schieden war wie Tag und Nacht. Die Ländereien seien alle bebaut; mitten hindurch fließe ein breiter Strom, der so wasserreich sei, daß er die ganze Landschaft bewässern könne.

Die Bäume seien von frischestem Grün und fruchtbeladene hohe Pflanzen und Gräser stünden in voller Blüte, dazwischen liefen breite, gute, gepflegte Straßen. Die Temperatur komme jener Kastiliens im Monat April gleich, während Nachtigallen und andere Vögel wie in der spanischen Heimat munter zwitscherten, daß es eine reine Freude sei. Auch zur Nacht ließen gewisse Vogelarten ihren süßen Gesang vernehmen, begleitet vom Gezirp zahlloser Grillen und dem Gequake der Frösche. Der Fischfang sei so ertragreich wie in Spanien. Überdies hätten sie viel Mastixpflanzen, Aloe und Baumwollpflanzungen gesehen, doch Gold fanden sie keines, was einen aber nicht wundernehmen darf, wenn man die Kürze ihres Aufenthaltes in diesen Gegenden bedenkt.

Nun wollte ich berechnen, wieviel Stunden der Tag und wie viele die Nacht währte und stellte fest, daß sich die Sanduhr von Sonne zu Sonne zwanzigmal entleerte, wobei auf jede Sanduhrentleerung eine halbe Stunde entfiel.<sup>5</sup> Doch kann bei dieser Berechnung ein Irrtum unterlaufen sein, sei es, weil man die Sanduhr nicht rechtzeitig umgekippt hat, sei es, daß der Sand nicht regelmäßig abgeflossen ist. Mit dem Quadranten habe ich ermittelt, am 34. Breitengrad zu liegen.

Freitag, 14.  
Dezember

Wir liefen aus dem Puerto de la Concepción unter Landwind aus, der sich alsbald legte; dies ereignete sich jedesmal, wenn wir in jenen Gewässern segelten. Später zog Ostwind auf, mit dessen Hilfe ich nach Nord-Nordosten fuhr und die Schildkröteninsel anlief, von der ich eine Landspitze sichtete und ihr den Namen "Pierna" (das Bein) gab; diese lag am ost-nordöstlichen Ende der Insel, wovon wir an die 12 Seemeilen entfernt waren. Von dort aus entdeckte ich eine andere Landspitze, die ich "Scharfes Spitz" benannte. Diese lag ebenfalls im Nordosten in einer Entfernung von etwa 17 Seemeilen. Mithin muß man vom äußersten Ende der "Schildkröteninsel" bis zum "Scharfen Spitz" an die 44 Seemeilen gegen Ost-Nordosten zurücklegen. Jener Küste entlang ziehen sich einige weite Strecken Sandstrandes hin.

Der Boden der Schildkröteninsel ist beträchtlich hoch gelegen, aber ohne jedes Gebirge. Die ganze Gegend ist schön, reich besiedelt wie die "Spanische Insel" und angebaut, so daß man meinen könnte, die Landschaft um Cordova vor Augen zu haben.

Da wir Gegenwind hatten und folglich die Insel Baneque nicht anzusteuern in der Lage waren, entschloß ich mich, wieder nach dem Puerto de la Concepción zurückzukehren, vermochte aber nicht bis zu einem Flusse vorzudringen, der acht Seemeilen östlich der genannten Bucht lag.

Samstag, 15.  
Dezember

Ich verließ die obgenannte Bucht ein zweites Mal, um unsere Fahrt fortzusetzen. Doch im Augenblick des Auslaufens wurden wir von einem heftigen Ostwind überrascht, der uns an der Weiterfahrt hinderte. Deshalb nahm ich Kurs auf die "Schildkröteninsel". Dort angelangt, kehrte ich um, wobei ich jenen Fluß ansteuerte, den ich tags zuvor hatte erreichen und erforschen wollen. Doch auch diesmal erreichte ich mein Ziel nicht, obzwar es mir gelang, zwei Seemeilen gegen Lee davon entfernt an einem Strande anzulegen, wo ich einen guten Ankerplatz fand.

Nachdem wir die Schiffe gut vertaut hatten, bestieg ich mein Boot, um den Fluß aufzusuchen. Im Glauben, an dessen Einfahrt gelangt zu sein, fuhr ich einen Meeresarm aufwärts; doch als ich mein Versehen bemerkte, kehrte ich um und fand zwei Seemeilen weiter die Flußeinfahrt, die aber kaum einen Faden tief war und eine reißende Strömung hatte. Dessenungeachtet drang ich mit meinen Booten in den Fluß vor, um die Ortschaften zu erreichen, die meine Kundschafter anderen Tages gesehen hatten. Ich ließ ein Tau an Land werfen und die Boote daran befestigen, worauf die Matrosen sie zwei Bombardenschüsse weit stromaufwärts zogen; wegen der überaus starken Flußströmung kamen wir nicht weiter. Ich sah einige Hütten und ein breites, von Siedlungen durchzogenes Tal, das der Fluß durchströmte. Noch nie habe ich Schöneres gesehen.

An der Flußmündung erblickte ich auch einige Eingeborene, die aber schleunigst davonliefen. Daraus schloß ich, daß jene guten Leute sehr unter Verfolgungen zu leiden haben mußten, da sie dermaßen in Angstzuständen lebten. Denn kaum ließen wir uns irgendwo blicken, ergriffen die Indianer die Flucht und entzündeten Alarmfeuer über ihr ganzes La. Dies ereignete sich auf der "Spanischen Insel" und auf der "Schildkröteninsel" noch weit häufiger als auf den anderen Inseln.

Ich benannte das weite Tal "Paradies-Tal" und den Fluß "Guadalquivir", da er so groß wie jener bei Cordova ist; sein Bett hat Kiesufer und sein Lauf ist gut schiffbar.

Sonntag, 16.  
Dezember

Um Mitternacht, bei guter Landbrise, gingen wir von jener Bucht aus in See und da, während wir uns von den Küsten der "Spanischen Insel" entfernten, sich ein Ostwind erhob, so segelten wir mit dem Wind. Auf offener See tauchte ein

Kanoe auf, worin ein einzelner Indianer saß. Dies versetzte mich in großes Erstaunen, da ich mich fragte, wie jene Nußschale mit dem stürmischen Wind sich auf den Wellen zu halten vermochte. Ich gab Befehl, den Eingeborenen samt dem Kanoe an Bord der "Santa Maria" zu nehmen, überhäufte ihn mit tausend Freundlichkeiten und schenkte ihm Glasperlen, Glöckchen und Messingringe. Dann geleitete ich ihn zu einer Siedlung, die 16 Seemeilen von hier entfernt am Meeresufer lag. Dort landete ich, da es ein guter Zufluchtsort war.

Die Ortschaft, die sich längs des Meeresstrandes hin erstreckte, schien mir erst vor kurzem errichtet worden zu sein, da deren Behausungen noch ein ganz neues Aussehen hatten. Der Indianer erreichte mit seinem Kanoe bald das Land und berichtete den Einwohnern von meiner Leute Güte. Allein schon war die Kunde davon aus den Ländern, die wir zuvor durchzogen hatten, bis hierher gedrungen, weshalb bei der ersten Nachricht von unserem Herannahen uns mehr als 500 Männer entgegengeeilt kamen. Bald darauf traf auch ihr König ein, worauf sie sich alle längs des Strandes niederließen, in unmittelbarer Nähe der Schiffe, die ganz nah an Land herangefahren waren.

Zuerst kletterten sie einer nach dem anderen, später viele auf einmal, an Bord meines Schiffes, aber ohne etwas mit sich zu bringen. Nichtsdestoweniger gaben sie bereitwilligst jene wenigen Gramm feinsten Goldes her, die einige von ihnen an den Ohren und in der Nase auf sich hatten. Ich ließ allen eine gute Behandlung zuteil werden, da sie die besten und fügsamsten Leute der Weit sind, und vor allem, weil ich zu Gott hoffe, daß Euer Hoheiten aus Ihnen gute Christen und sie damit zu Ihren Untertanen machen werden, als welche ich sie jetzt schon betrachte. Da ich bemerkte, daß der erwähnte König sich am Meeresufer niedergelassen hatte und ihm alle die größte Achtung entgegenbrachten, sandte ich ihm ein Geschenk, das der König nach vielen Förmlichkeiten entgegennahm. Dieser Indianerhäuptling mag 20 oder 21 Jahre alt gewesen sein. Ein Stammesältester und andere Ratgeber standen ihm zur Seite, die ihm Ratschläge erteilten und für seine Handlungen verantwortlich waren, da der König nur wenige Worte sprach. Ein Indianer aus meinem Gefolge ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein und erklärte ihm, daß wir Christen, die vom Himmel gekommen seien, auf der Suche nach Gold wären und sich zur Insel Baneque begeben wollten. Der König gab zur Antwort, daß wir nichts Besseres tun könnten, da auf jener Insel viel Gold vorhanden sei. Hierauf gab er einem meiner Männer, der ihm das Geschenk überreicht hatte, den günstigsten Weg an, und meinte, daß wir in zwei Tagen unser Ziel erreicht haben würden. Falls wir irgend etwas von seinem Lande benöti-

gen sollten, so brauchten wir es ihn nur wissen zu lassen, es würde es uns jederzeit bereitwilligst verschaffen.

Der König und alle seine Volksgenossen liefen vollkommen nackt umher, einschließlich der Frauen, ohne irgendeine Scham zu zeigen. Sie gehörten zu den schönsten Eingeborenen, denen wir bisher begegnet waren. ihre Hautfarbe war ziemlich hell und würden sie sich kleiden und vor Wind und Wetter schützen, so wären sie so weiß wie die Bewohner Spaniens. Das Land war in jeder Beziehung hervorragend gut und schön, die Hitze war nicht so stark wie anderswo. Der Boden zeigte Erhebungen; auf den höchsten Bergen könnte man mit Rindern die Erde pflügen, und überall hin erstreckten sich bebauter Täler und Fluren. In ganz Kastilien gibt es kein Gefilde, das an Fruchtbarkeit und Lieblichkeit jener Gegend die Waage zu halten vermöchte. Dieses Land ist, wie die Schildkröteninsel, zur Gänze angebaut, nicht anders als die Ebene um Cordova. Die Bewohner pflanzen die sogenannten "ajes", eine Art kleiner Sprößlinge, die Wurzel treiben, die wie gelbe Rüben aussehen; diese werden gepflückt, zerrieben und zu einem Brotteig angerührt. Nach der Ernte werden die Sprößlinge an einer anderen Stelle wieder eingesetzt, wo jeder einzelne wiederum vier oder fünf jener Wurzeln treibt, die recht schmackhaft sind und nach Kastanien schmecken. Hier wächst eine besonders große Art von "ajes". Ich habe auf Guinea ähnliche Bodenfrüchte gesehen, aber hier zu Lande erreichen sie die Größe eines Fußes. Die Bewohner sind beleibt und kräftig, durchaus nicht so abgezehrt und schlapp wie jene Eingeborenen, denen ich früher begegnet bin. Es läßt sich gut mit ihnen reden; auch sie besitzen keine Religion.

Die Bäume jener Gegend haben so starke Säfte, daß ihre Blätter die grüne Farbe einbüßen und ein schwärzliches Aussehen bekommen. Es war ein Genuß, Täler und Flüsse, das klare Wasser und die Ländereien zu betrachten, auf denen Brotfrüchte und Gräser zur Fütterung aller Arten von Tieren gedeihen können, wo man Gärten anlegen und alle gewünschten Pflanzenarten anbauen, könnte.

Im Laufe des Nachmittags begab sich der König auf mein Schiff, wo ich ihn mit den ihm gebührenden Ehren empfing und ihm klarmachen ließ, daß ich im Dienste der Könige Kastiliens stehe, die die mächtigsten Fürsten der Welt sind. Allein weder die an Bord der Karavellen befindlichen Indianer, die als Dolmetscher wirkten, noch der König selbst glaubten mir auch nur ein Wort, da sie alle fest davon überzeugt waren, daß wir Christen vom Himmel herabgestiegen seien und das Königreich von Kastilien im Himmel und nicht auf Erden gelegen sei.

Wir wollten dem König Speisen aus Kastilien anbieten. Kaum hatte er davon einen Bissen zu sich genommen, reichte er den Rest der Speisen seinen Ratgebern und den Stammesältesten und allen übrigen seines Gefolges. Eurer Hoheiten können versichert sein, daß diese Länder, insbesondere aber die Spanische Insel, dermaßen schön und fruchtbar sind, daß man es unmöglich mit Worten schildern kann. Diese Insel, wie auch alle anderen Inseln, gehören zum Besitze Euer Hoheiten, genau so wie Kastilien; um die Herrschaft auszuüben, braucht man sich hier nur niederzulassen und den Eingeborenen anzuordnen, allen Befehlen nachzukommen. Tatsächlich kann ich mit den wenigen Männern meiner Begleitung alle diese Inseln durchstreifen, ohne befürchten zu müssen, daß mir irgend etwas zustoße. Ich habe feststellen können, daß allein drei meiner an Land gegangenen Matrosen nur durch ihr Auftreten einen ganzen Haufen Eingeborener in die Flucht geschlagen hatten, obwohl sie ihnen nichts anzutun beabsichtigten. Sie besitzen keine Waffen, sind unkriegerisch, harmlos, nackt und so feige, daß tausend von ihnen drei meiner Leute nicht an sich herankommen lassen würden. Dafür sind sie bereit, zu gehorchen, zu arbeiten und alles Nötige zu vollführen. Mithin wäre es angezeigt, sie dazu zu verwenden, Städte und Ortschaften zu errichten, und ihnen unsere Kleidung und Gebräuche beizubringen.

Montag, 17.  
Dezember

Im Laufe der Nacht wehte ein heftiger Nord-Nordost, der aber das vor jenem Strand gelegene Meer nicht allzu stark aufwühlte, da dieser Strand durch die Schildkröteninsel, die ihm wie ein Schutzwall vorgelagert ist, gedeckt wird. Ich verweilte dort auch an diesem Tage und ließ die Matrosen an Und gehen, um mit den Netzen zu fischen.

Die Indianer waren hocheifrig, in unserer Gesellschaft sein zu können, und überreichten uns etliche Pfeile der Bewohner von Canibato, also der Kannibalen. Es waren lange Rohre, an deren Spitze ein kleines, spitzes Holzstück eingefügt ist, das im Feuer gehärtet wurde. Zwei von ihnen wiesen auf gewisse Körperstellen, wo einige Fleischteile fehlten, und gaben zu verstehen, daß die Kannibalen sie ihnen abgebissen und verzehrt hätten - allein ich glaubte kein Wort davon.

Wieder sandte ich einige meiner Leute ans Ufer, die eine Ortschaft betraten und für Glasperlen einige zu dünnen Blättern geschlagene Goldstücke erhielten. Ich sah, wie einer von ihnen, den die anderen Kazike (Häuptling) nannten und den ich für den Gouverneur der Provinz hielt, ein handgroßes Goldblatt in Händen hielt und so tat als wolle er es gegen etwas anderes austauschen. Dann kehrte er wieder zu seiner Hütte zurück, während die anderen am Ufer blieben, und schickte sich an, das Blatt zu zerstück-

keln, um es stückweise an den Mann zu bringen. Als er das ganze Gold losgeworden war, gab er mit Zeichen zu verstehen, daß er anderes Gold habe holen lassen und es später einmal bringen werde. Diese Handelsbegabung, ihre Gebräuche, ihre Fügsamkeit und ihr gesunder Menschenverstand sind ein deutlicher Beweis dafür, daß es erfahrene und kundige Leute sind, mehr als alle anderen Völker, denen wir bisher begegnet waren.

Am Nachmittag traf von der Schildkröteninsel ein Kanoe mit 40 Männern ein. Während es sich dem Ufer näherte, ließen sich alle Ortsbewohner, die anwesend waren, zur Erde nieder, um ihre friedlichen Absichten zu bekunden. Doch zuvor waren wenige, dann alle Insassen des Kanoe an Land gestiegen, um sie zum Kampf herauszufordern. Da erhob sich der Kazike ganz allein und veranlaßte sie mit Worten, die eine Drohung zu enthalten schienen, zu ihrem Kanoe zurückzukehren. Dabei bespritzte er sie und warf mit Steinen nach dem Kanoe. Nachdem die Leute von der Schildkröteninsel unter Gehorsamsbezeugungen wieder ihr Kanoe bestiegen hatten, ergriff der Kazike einen Stein und reichte ihn einem meiner Leute, daß er ihn schleudere. Allein mein Mann wollte es nicht. Bei dieser Gelegenheit bezeugte also der Kazike mir gegenüber sein Wohlwollen, während das Kanoe sich alsbald entfernte.

Daraufhin erklärten mir die Indianer, daß sich auf der Schildkröteninsel mehr Gold befände als auf der Spanischen Insel, da erstere der Insel Baneque näher gelegen sei. Doch glaube ich nicht, daß auf der Spanischen Insel oder auf der Schildkröteninsel Gold vorhanden sei, sondern daß jenes Gold, das die Eingeborenen besitzen, aus Baneque stamme und sie wenig Gold von dort beziehen, da sie nichts zum Tausche anzubieten haben. Der Boden ist so ergiebig und fruchtbar, daß die Inselbewohner sich weder um ihren Lebensunterhalt, noch auch zur Beschaffung ihrer Kleidung viel zu plagen brauchen, da sie ja nackt herumlaufen.

Ich bin der Ansicht, nicht weit von den Goldminen entfernt zu sein, und ich hoffe, daß Gott mich jene Stelle finden lassen wird. Es war mir bekannt, daß ich vom Hafen, in dem ich mich gegenwärtig befinde, bis zur Insel Baneque vier Tage Seefahrt benötigen würde, was einer Entfernung von 120 bis 160 Seemeilen entspricht, die ich bei günstigen Windverhältnissen in einem einzigen Tage zurücklegen könnte.

Dienstag, 18.  
Dezember

Auch diesen Tag verbrachte ich an jenem Strand, teils weil sich kein Lüftchen regte, teils weil der Kazike mir versprochen hatte, Gold zu bringen. Ich faßte diesen Entschluß nicht etwa deshalb, weil ich große Mengen jenen Edelme-



talls zu erhalten hoffte - ich war dessen gewiß, daß auf der Insel keine Goldlager vorhanden seien -, sondern um genaue Erkundigungen über die Herkunft des Goldes einzuziehen zu können.

Bei Anbruch des Tages gab ich den Befehl, mein Schiff und die "Niña" mit Fahnen und Abzeichen zu bewimpeln, zu Ehren des Festes der S. Maria dell'O, also zur Feier des Verkündigungstages, während die Schiffsbombarden eine Freudensalve abgaben.

Der König dieser Spanischen Insel war am frühen Morgen von seiner Residenz, die nach meiner Berechnung etwa 20 Meilen vom Meere entfernt war, aufgebrochen und gelangte in der dritten Stunde zur Siedlung, wo bereits einige meiner Leute erschienen waren, die an Land geschickt worden waren, um nachzusehen, ob eine Goldsendung eingetroffen sei. Diese meldeten mir die Ankunft des Königs, der in Begleitung von mehr als 200 Männern angerückt kam, von vier Indianern in einer Art Sänfte getragen. Er war noch jung an Jahren, wie ich bereits erwähnt habe. Während ich unterhalb des Hinterkastells meines Schiffes zu Mittag speiste, bestieg der König mit seinem ganzen Gefolge das Schiff.

Gewiß hätten Eure Hoheiten Gefallen daran gefunden, das feierliche Gehaben des Königs und die Hochachtung, die seine Untertanen ihm entgegenbrachten, sehen zu können, wobei ja alle nackt ein hergingen. Kaum hatte der König das Schiff betreten und in Erfahrung gebracht, daß ich mich am Hinterkastell befand, so überraschte er mich durch seine plötzliche Anwesenheit und ließ sich neben mir nieder, ohne mir Zeit zu lassen, ihm entgegenzugehen oder mich wenigstens vom Tisch zu erheben. Als er das Hinterkastell betrat, bedeutete er den anderen, draußen zu bleiben, was alle mit eilfertiger Ehrerbietung befolgten und sich an Deck niederließen, mit Ausnahme von zwei älteren Männern, die ich für seine Ratgeber hielt, die zu seinen Füßen Platz nahmen. Es hieß, daß dies der Kazike sei. In der Meinung, ihm etwas zu essen geben zu müssen, ordnete ich an, ihm von den Speisen aufzutragen, von denen ich eben aß. So nahmen sie von allen vorgesetzten Speisen, als wollten sie von allem etwas vorkosten, und ließen das Übriggebliebene den Untertanen reichen, die alle davon etwas zu sich nahmen. Nicht anders verhielt es sich beim Trinken, sie führten den angebotenen Trank zum Munde und reichten ihn dann gleich den andern weiter. Dabei trugen alle ein höchst feierliches Benehmen zur Schau; sie wechselten wenige Worte miteinander, die, soweit ich verstehen konnte, von ernster Gelassenheit getragen waren. Seine zwei Tischgenossen hingen förmlich am Munde des Königs, sie sprachen nicht nur mit ihm,

sondern auch für ihn.

Nach dem Essen überreichte ihm ein Würdenträger mit einer tiefen Verbeugung einen Gürtel, der in seiner Machart den in Kastilien gebräuchlichen Gürteln einigermaßen glich. Der König nahm den Gürtel in Empfang und schenkte ihn mir mit zwei ganz dünn verarbeiteten Goldstücken. Davon muß es meiner Ansicht nach hier sehr wenig geben.

Wohl aber muß das Ursprungsland des Goldes, wo es reichlich vorkommt, nicht weit von hier entfernt sein. Zusammen mit einer Decke, die auf meinem Bette lag und von der ich annahm, daß sie sein Gefallen finden müsse, schenkte ich ihm eine schöne Bernsteinkette, die ich um der Hals trug, ein Paar rote Schuhe und eine Flasche Orangenblütenwasser. Seine Freude darüber war über alle Maßen groß.

Er und seine Ratgeber gaben ihrem Schmerz darüber Ausdruck, daß wir uns gegenseitig nicht verständigen konnten. Seinen Reden entnahm ich aber immerhin, daß mir die ganze Insel zu Gebote stünde, falls ich etwas benötigen sollte. Ich ließ mir daraufhin einen meiner Briefbehälter bringen, auf dem sich eine Goldmedaille befindet, vier Dukaten schwer wiegt, und worauf Eure Hoheit abgebildet sind. Ich zeigte sie ihm und bedeutete ihm nochmals daß Eure Hoheiten den schönsten Teil der Welt beherrschten und die angesehensten Fürsten seien. Die königlichen Standarten und die anderen Fahnen mit Kreuzeszeichen wurden von ihm sehr bewundert. Er wandte sich dann an seine beiden Ratgeber, indem er ihnen klarlegte, daß Eure Hoheiten ohne Zweifel mächtige Fürsten seien und daß sie mich von so weither, nämlich vom Himmel, ohne Bedenken bis zu diesem Orte entsendet hätten. Wir unterhielten uns noch des längeren lebhaft miteinander, und obzwar ich nicht alles verstand, so entging es mir nicht, daß der König aus seiner Verwunderung über alles Geschehene und Gehörte kein Hehl machte.

Da es bereits spät geworden war und der König sich wieder auf den Heimweg machen wollte, so ließ ich ihn mit den gebührenden Ehren in meinem Boot an Land bringen, während die Schiffsbombarden eine Salve abgaben. Einmal an Und, zog er mit mehr als 200 Männern nach seiner Heimat. Eines seiner Kinder trug ein sehr geachteter Mann auf seinen Schultern. Der König ließ allen Matrosen und Schiffsinnsassen, die an Land gegangen waren, Speisen reichen und achtete darauf, daß man sie zuvorkommend behandle. Ein Matrose, der ihm unterwegs begegnet war, wußte mir zu berichten, daß meine dem König überreichten Gaben von einem Würdenträger vorangetragen wur-

den, während sein Söhnlein mit zahlreichem Gefolge ihm hinterdrein folgte; ein Bruder des Königs ging, von zwei Männern an den Armen gefaßt, zu Fuß, begleitet von fast ebensovielen Eingeborenen. Auch diesen hatte ich, als er nach seinem königlichen Bruder an Bord gekommen war, mit einigen Kleinigkeiten beschenkt.

Derart erfuhr ich nun, daß der König von den Indianern "cacico" (Kazike) genannt wurde.

Im Laufe dieses Tages wurden nur wenige Goldmengen im Tauschwege erstanden. Dafür habe ich von einem Alten des Eingeborenendorfes in Erfahrung gebracht, daß an die 400 Seemeilen von hier entfernt einige nah beieinander gelegene Inseln liegen, wo viel Gold zu Tage gefördert werde. Der Eingeborene verstieg sich sogar zu der Behauptung, daß eine dieser Inseln ganz aus Gold sei und auf den anderen so viel Gold vorhanden sei, daß sie es nach dem Einsammeln durchsiebten, um es vom Sande zu reinigen; dann würde es geschmolzen, um daraus Goldbarren und andere Dinge zu verfertigen, deren Formen er mit seinem Finger nachzeichnete.

Dieser Alte deutete auch nach der Richtung, wo die vorgeannten Inseln zu finden seien, so daß ich mich entschloß, sie aufzusuchen. Ich hätte diesen Eingeborenen mit mir genommen, falls er nicht eine angesehene Begleitperson des Königs gewesen wäre. Hätte ich mich zumindest mit jenem Mann verständigen können, dann würde ich ihn ersucht haben, mich auf meiner Fahrt dahin zu begleiten, da ich mit Rücksicht auf das gute Einvernehmen zwischen Indianern und Christen der Ansicht war, daß er ohne weiteres eingewilligt hätte, mich zu begleiten. Da ich aber diese Eingeborenen bereits als Untertanen der Beherrscher Kastiliens ansah und zum anderen keine Veranlassung hatte, sie zu bedrängen, so nahm ich davon Abstand.

Inmitten des Dorfplatzes der Indianer ließ ich ein riesiges Kreuz aufrichten, wobei die Indianer eifrigst mitwirkten und so inbrünstig die Gebete mitsprachen, daß ich hoffen darf, mit Gottes Hilfe bald gute Christen aus ihnen werden zu sehen.

Mittwoch, 19.  
Dezember

Endlich vermochte man im Laufe der Nacht die Segel zu setzen, um jenen Meeresarm zu verlassen, der von der Schildkröten- und der Spanischen Insel gebildet wird. Doch bei Tagesanbruch erhob sich abermals ein Ostwind, der uns den ganzen Tag über daran hinderte, sich von hier zu entfernen und eine Bucht zu erreichen, die man gesichtet hatte und wo man zur Nacht Zuflucht finden konnte. In der Umgegend erblickte ich vier Landzungen, eine große Bucht und einen Fluß. Ferner nahm ich ein

großes Vorgebirge wahr, auf dem eine Siedlung verstreut lag. Dahinter dehnte sich zwischen vielen hohen Bergen, die dicht mit Bäumen, Pinien ähnlich, bewachsen waren, ein Tal aus. Auf den "Dos Hermanos" (Zwei Brüder) erhebt sich ein wuchtiger Bergrücken, der von Nordosten nach Südosten verläuft. Ostsüdöstlich vom Kap Torres liegt eine Insel, die ich "San Tommaso" benannte, da der Tag ihrer Entdeckung der Vorabend des Festtages dieses Heiligen war. Soweit ich von ferne aus beurteilen konnte, war diese Insel längs ihres ganzen Küstenumfanges reich an Vorgebirgen und Buchten; westlich davon erstreckt sich ein Vorgebirge weit ins Meer, das teils eben, teils erhöht ist, weshalb ich ihm den Namen "Hohes und Niedriges Kap" gab.

60 Seemeilen Ost-zu-Süd vom Kap Torres erhebt sich ein höherer Berg als die anderen, der sich zum Meer hin erstreckt und der von ferne gesehen einer Insel gleicht. Ich nannte ihn "Monte Caribata", nach der Benennung dieser Provinz. Dieser Berg gewährt einen schönen Anblick, da er dicht mit grünen Bäumen bewachsen und nebel- und schneefrei ist. Die Luft war damals so mild und lau wie im Monat März in Kastilien, während die Bäume und Pflanzen nicht anders wie im Monat Mai in der Heimat aussahen. Die Nächte dauerten 14 Stunden lang.

Donnerstag,  
20. Dezember

Gegen Sonnenuntergang liefen wir in einer Bucht ein, die zwischen der Insel San Tommaso und dem Kap Caribata öffnet, wo wir von Anker gingen. Dies wäre ein herrlicher Hafen, der die Schiffe der ganzen Christenheit in sich aufnehmen könnte. Wer zum ersten Male vom Meer aus heranzieht, hält die Hafeneinfahrt für unpassierbar, da vom Berge bis fast zur Insel hin eine Klippenbank vorgelagert ist, deren Verlauf sehr unregelmäßig ist. Deshalb ist größte Aufmerksamkeit geboten, um eine Einfahrt ausfindig zu machen, die 7 Faden tief und breit genug ist, um ein gefahrloses Einfahren zu ermöglichen. Dahinter ist das Meer 12 Faden tief. Einmal im Hafeninnern vermag jedes vertäute Schiff allen Stürmen zu trotzen. Vor dem Buchteingang liegt eine Sandbank, die von Bäumen bedeckt ist; hier ist das Meer nur 7 Faden tief. Doch gibt es dort zahlreiche seichte Stellen, weshalb Vorsicht im Platze ist, ehe das Schiff nicht ins Innere der Bucht gelangt ist. Südöstlich davon weitet sich ein reich bebautes Tal, das von hohen, waldbedeckten Bergen umrahmt wird, die mit ihren Spitzen in den Himmel zu ragen scheinen. Gewiß gibt es hier höhere Erhebungen als auf der Insel Teneriffa der Kanarischen Inseln, die als eine der höchstgelegenen Inseln der Welt gilt. Diesseits der Insel San Tommaso liegen, etwa vier Seemeilen entfernt, eine zweite und eine dritte kleine Insel, die reich an guten, wenn auch von Untiefen umgebenen Ankerplätzen sind. Dort erspähte ich auch einige

Siedlungen und brennende Feuer.

Freitag, 21.  
Dezember

Heute fuhr ich mit meinen Booten zum Hafen, den ich so hervorragend fand, daß ich nicht anstehe, ihn für den schönsten aller bisher aufgesuchten Häfen zu erklären. Man möge es mir nicht ankreiden, die anderen Ankerplätze mit solchen Lobsprüchen überhäuft zu haben, daß ich jetzt in Verlegenheit komme, angemessene Worte zu finden und befürchten muß, für einen Lobhudler gehalten zu werden. Allein meine Behauptung scheint dadurch gerechtfertigt, daß ich alte, erfahrene Seeleute bei mir habe, die meine Aussagen bekräftigen; zudem würde jedweder, der diese Gewässer befährt, zur nämlichen Einsicht gelangen, daß meine lobende Anerkennung der anderen Reeden ebenso wahrheitsgemäß sei, wie die Tatsache, daß diese Reede alle anderen übertrifft.

Dreiundzwanzig Jahre hindurch habe ich das Meer befahren, ohne mich jemals für längere Zeit davon zu entfernen, und habe so den ganzen Osten und Westen kennengelernt. Ich kam auch in die nördlichen Gewässer bis nach England, dann nach Guinea; doch nirgends war es mir gegeben, so schöne Häfen - stets besser als die anderen - zu finden. Ich habe mich stets beim Schreiben der größten Vorsicht befließigt und wiederhole nochmals, alles getreu beschrieben zu haben, da diese Reede alle anderen in den Schatten stellt und alle Schiffe der Welt in sich aufnehmen könnte. Sie bietet so sicheren Schutz, daß man ein Schiff mit dem ältesten Seil sicher dort vertäuen könnte.

Von der Einfahrt bis zu ihrem innersten Teil mißt die Reede eine Länge von 20 Seemeilen. Ich bemerkte einige reich bebaute Ländereien, wiewohl das gleiche für die ganze Gegend gilt, und befahl zweien meiner Männer, sich an Land zu begeben und auf eine Anhöhe zu steigen, um von dort aus nach Siedlungen Ausschau zu halten, da man von den Schiffen aus nichts derartiges zu entdecken vermochte.

Gegen zehn Uhr nachts kamen einige Eingeborene mit ihrem Kanoe an mein Schiff herangefahren, um mich und meine Leute wie Wunderwesen ganz aus der Nähe betrachten zu können. Ich empfing sie denn auch und beschenkte sie mit einigen Kleinigkeiten, worüber sie sich herzlich freuten.

Bei ihrer Rückkehr berichteten die beiden Männer, eine große Siedlung gesehen zu haben, und sie wiesen in die Richtung, in der sie sich befand, nicht weit vom Meere entfernt. Daraufhin befahl ich, in die angegebene Richtung zu fahren, bis wir in Landnähe kamen. Dort sah ich einige Indianer auf das Ufer zu laufen, mit allen Zeichen des Schreckens. Deshalb ließ ich anhalten, um meinen an Bord

befindlichen Indianern Zeit zu lassen, sich mit den Eingeborenen zu verständigen und diesen klar zu machen, daß man ihnen kein Leid zufügen wolle. So kam man sich beiderseits langsam näher. Nachdem sich nun die Indianer allmählich beruhigt hatten, strömten sie in so großer Zahl herbei, daß das ganze Ufer von ihnen wimmelte.

Männer, Frauen und Kinder rannten, wild gestikulierend, dahin und dorthin, um jenes Brot herbeizuschaffen, das sie aus den "niames", von ihnen "ajes" genannt, zubereiten, welches sehr weiß und schmackhaft ist. Dann schleppten sie mit Wasser gefüllte Kürbisse und Erdkrüge herbei, die jenen in Kastilien verfertigten glichen und noch vieles andere, von dem sie wußten, daß ich es mir gewünscht habe. All ihre Habe gaben sie so herzlich gern her, daß man wahrhaft staunen mußte.

Dabei kann man nicht sagen, daß sie ihre Habe so bereitwilligst verteilten, weil sie gering an Wert war; denn ob sie nun Goldstücke oder einen Krug Wasser anboten, stets war ihr Verhalten ein und dasselbe, und nichts ist leichter erkennbar, als wenn jemand von Herzen gerne etwas schenkt.

Diese Eingeborenen besitzen weder Spieße noch Speere oder eine andere Waffe; auch die anderen Bewohner der Insel, die sehr groß sein muß, haben dergleichen nicht. Männer und Frauen sind vollkommen nackt. Auf der Insel Juana, wie auf den andern Inseln, trugen die Frauen einen Baumwollschurz vor ihrer Scham oder waren mit einer Art Höschen bekleidet, vor allem jene, die das 12. Lebensjahr überschritten hatten. Hier hingegen war alles, ob jung oder alt, gleich nackt. Darunter gab es Frauen von wunderbarer Gestalt, die als erste uns entgegenkamen, um dem Himmel Dank zu sagen und uns all ihre Habe anzubieten, vor allem eßbare Dinge, wie "ajes", Nüsse und verschiedene Fruchtarten, von denen ich einige dörren ließ, um sie dem spanischen Herrscherpaar überbringen zu können.

Auch die Frauen der anderen Ortschaften verhielten sich in gleicher Weise, ehe ihre Männer sie veranlaßten, sich zu verbergen. Daher befahl ich meinen Fahrtgenossen ein für allemal, niemandem irgendeine Beleidigung zuzufügen und den Eingeborenen gegen ihren Willen nichts wegzunehmen, sondern für alles Erhaltene ein Entgelt zu geben.

Es kann unmöglich jemals gutherzigere, selbstlosere und dabei so schüchterne Geschöpfe gegeben haben wie jene Eingeborenen, die alles hergaben, entäußerten, um es uns darzubieten und uns, sobald sie unserer ansichtig wurden, entgegengeeilt kamen, die Hände voller Gaben.

Hierauf entsandte ich sechs meiner Leute nach jener Siedlung, um sie zu besichtigen. Die Indianer überhäuften diese Kundschafter mit Ehrenbezeugungen und schenkten ihnen all ihre Habe, weil sie felsenfest davon überzeugt waren, daß ich und meine Leute geradeswegs vom Himmel heruntergekommen seien. Von diesem Glauben ließen auch jene Indianer nicht ab, die ich von den anderen Inseln an Bord genommen hatte, obzwar sie darüber entsprechend aufgeklärt worden waren.

Bald darauf trafen einige Kanoes mit Eingeborenen ein, die mich im Namen irgendeines Indianerhäuptlings des Landesinnern baten, vor meiner Abfahrt noch dessen Siedlung aufzusuchen. Da diese, auf einer Landspitze gelegen, sich auf dem Wege, den ich einzuschlagen gedachte, befand und der genannte Häuptling mich an der Spitze seines Volkes erwartete, so beschloß ich, der Aufforderung Folge zu leisten. Ehe ich mich jedoch auf den Weg dahin machte, versammelte sich eine erstaunlich große Menschenmenge auf dem Strande, und alle - Männer, Frauen und Kinder - riefen mir zu, nicht fortzugehen und bei ihnen zu bleiben. Die Sendboten jenes Häuptlings, der mich zu sich gebeten hatte, harrten geduldig in ihren Kanoes, darauf bedacht, daß ich nicht fortfahre, ohne vorher ihren Herrn und Gebieter besucht zu haben.

Tatsächlich suchte ich diesen Häuptling auf, der mich an Ort und Stelle erwartete und inzwischen auch eine Menge Eßwaren hergerichtet hatte. Kaum wurde ihm meine Ankunft gemeldet, ließ der Häuptling all seine Leute sich niedersetzen und ordnete an, die Eßwaren zu den Booten hinzutragen, mit denen ich ans Ufer gekommen war. Als sie merkten, daß ich alles Dargebotene mit Freuden annahm, liefen fast alle Indianer nach ihrer Siedlung zurück, die nicht allzu weit entfernt sein mußte, um noch andere Lebensmittel, Papageie und sonstige Gegenstände ihres Besitzes herbeizuschaffen; sie taten dies mit solcher Bereitwilligkeit und Herzengüte, daß es kaum faßlich war. Ich beschenkte sie meinerseits mit Glasperlen, Messingringen und Metallglöckchen, nicht etwa weil die Indianer etwas als Gegengabe von mir gefordert hätten, sondern weil ich es für angebracht und zweckmäßig hielt, vor allem schon deshalb, weil ich sie bereits als Christen und allen anderen ebenbürtigen Untertanen der Beherrscher Kastiliens betrachtete. Man braucht nur noch ihre Sprache zu verstehen, um ihnen Anordnungen zu geben, denen sie ohne Murren nachkommen würden.

Schließlich entschloß ich mich, zu meinen Schiffen zurückzukehren. Dabei riefen mir alle Indianer, gleich ob Mann, Weib oder Kind, im Chore nach, nicht von ihnen fortzuge-

hen und in ihrer Mitte zu verweilen. Als ich aufbrach, folgten mir einige dicht besetzte Kanoes bis zu meinem Schiffe nach, wo ich deren Insassen auf das freundlichste empfangen und bewirten ließ, nicht ohne ihnen verschiedene Gegenstände zu schenken, die ihnen große Freude bereiteten.

Während meiner Abwesenheit war an Bord meines Schiffes ein anderer Häuptling aus den westlichen Gegenden erschienen. Obzwar das Schiff fast zwei Seemeilen weit vom Ufer vor Anker lag, kamen viele Eingeborene ans Schiff heran geschwommen. Da dieser Häuptling bei meiner Rückkunft bereits wieder abgezogen war, so schickte ich einige meiner Leute zu ihm, um Erkundigungen über diese Insel einzuziehen. Jener Häuptling empfing meine Boten auf das herzlichste, geleitete sie zu seinem Dorf und schenkte ihnen einige Goldstücke. Am Ufer eines breiten Flußlaufes angelangt schwammen die Eingeborenen zum andern Ufer hinüber, während meine Leute stehen blieben und kehrt machten, da sie ihn nicht durchwaten konnten.

Allüberall in dieser Gegend ragen waldbedeckte, hohe Berge empor, daß man meinen könnte, sie berührten mit ihren Zinnen den Himmel. Mit ihnen verglichen treten Schönheit und Höhe der Berge Teneriffas ganz in den Hintergrund. Liebliche, fruchtbare Täler trennen die Berge voneinander. Am südlichen Ende der Bucht breitet sich eine ausgedehnte Ebene aus, deren Grenzen unabsehbar sind. Sie erstreckt sich über 60 bis 80 Seemeilen weit und wird in ihrer ganzen Länge von einem Fluß durchzogen; sie ist reich besiedelt und bebaut und bietet in dieser Jahreszeit einen frischen, grünen Anblick, als befände man sich im Monat Mai oder Juni in Kastilien, obzwar die Nächte ganze 14 Stunden dauern und die Gegend gänzlich dem Norden zugekehrt ist.

Dieser Ankerplatz bietet einen sicheren Schutz gegen alle Winde, da er ganz abgeschlossen und tief genug ist. Um ihn herum ist eine friedliebende, sanftmütige Bevölkerung angesiedelt, die über keinerlei Waffen verfügt. Jedes darin befindliche Schiff kann sich vor dem nächtlichen Angriff eines feindlichen Schiffes sicher fühlen, denn trotz der acht Seemeilen breiten Einfahrt wird diese durch die vorgelagerte Klippenkette, die fast bis an die Wasseroberfläche reicht, stark eingeengt, wodurch nur eine schmale Durchfahrtsstelle übrigbleibt, so daß der Eindruck erweckt wird, als ob Menschenhände gerade nur soviel Zwischenraum freigelassen hätten, um ein Schiff hindurchzulassen.

Hier ist das Meer sieben Faden tief, bis zum Rande einer kleinen Insel, deren Ufer teilweise von Pflanzen bewachsen ist. Die Einfahrt liegt gegen Westen zu; jedes Schiff



kann ohne Bedenken bis zu den Klippen heranfahren. Im Nordwesten liegen vier Seemeilen vom Ende der Bucht entfernt drei kleine Inseln und ein großer Flußlauf.

Ich wiederhole, daß es der beste Hafenplatz der Welt ist. Ich benannte ihn "Puerto del Mar di San Tommaso", da der heutige Tag der Festtag dieses Heiligen ist und seine Ausgedehntheit die Bezeichnung "Meer rechtfertigt.

Samstag, 22.  
Dezember

Bei Tagesanbruch ließ ich alle Segel setzen, um meine Reise auf der Suche nach jenen Inseln fortzusetzen, die nach Aussage der Indianer so Goldregen sein sollen, daß einige von ihnen mehr aus Gold als aus Erde bestehen. Allein da das Wetter ungünstig war, mußte ich wieder in den Hafen zurückkehren. Daraufhin schickte ich das Boot zum Fischfang mit Netzen aus.

Der Herrscher dieser Gegend, der in der Nachbarschaft eine Siedlung hatte, entsandte ein großes, dicht besetztes Kanoe zu mir, worin sich auch einer seiner vornehmsten Untergebenen befand, um mich aufzufordern, mit meinen Schiffen seinen Wohnort aufzusuchen, und mir gleichzeitig zu bedeuten, daß er mir seine ganze Habe geben wolle. Durch diesen Sendboten ließ er mir einen Gürtel überreichen, der an Stelle einer Tasche eine Maske trug, die zwei große, in Gold gehämmerte Ohren, eine Zunge und eine Nase hatte. Da es herzensgute Leute sind, die alles, worum man sie bittet, bereitwilligst hergeben, und es scheinbar als eine Auszeichnung ansehen, wenn man sie um etwas bittet, so näherten sie sich dem Boote, übergaben den Gürtel einem Schiffsjungen und legten dann mit ihrem Kanoe an meinem Schiff bei, um ihre Botschaft auszurichten.

Ehe ich ihr Begehren noch recht verstehen konnte, verging ein gut Teil des Tages, da auch meine Indianer ihre Not hatten, jene Inselbewohner zu verstehen, weil sie einige Dinge mit anderen Ausdrücken bezeichneten. Schließlich und endlich aber gelang es mir, ihrer wilden Gebärdensprache soviel wie eine Einladung zu entnehmen.

Mithin beschloß ich, am Sonntag in See zu gehen, trotzdem ich für gewöhnlich an heiligen Festtagen nicht die Segel setzte, nicht etwa aus Aberglauben, sondern aus tiefempfunderer Frömmigkeit. Ich tat dies ja auch deshalb, weil ich hoffte, daß die Bewohner gute Christen und Untertanen der Herrscher Kastiliens würden, zeigten sie doch die besten Ansätze dazu, so daß ich sie schon jetzt als solche ansah. Konnte ich mich also der Hoffnung hingeben, daß sie dem König und der Königin in Liebe dienen würden, so zeigte ich mich ihnen meinerseits gewogen und trachtete, sie in allem zufriedenzustellen.

Doch vor meiner Abfahrt entsandte ich sechs meiner Männer in ein großes Dorf, das 12 Seemeilen weit nach Westen zu entfernt war, da der "cacico" des Ortes tags zuvor bei mir vorgesprochen und mir mitgeteilt hatte, einige Goldstücke zu besitzen. Als meine Leute dort eintrafen, reichte der Häuptling dem Notar, der sich unter den Abgesandten befand, die Hand. Letzterer war von mir beauftragt worden, zu verhindern daß seine Gefährten sich zu einer bösen Tat den Eingeborenen gegenüber hinreißen ließen. Denn diese waren gutherzig und freigebig, während die Gier meiner Fahrtgenossen nicht zu stillen war. Sie gaben sich nicht damit zufrieden, gegen ein Stück Band oder Glas, für eine Tonscherbe oder irgendein anderes wertloses Ding alles das zu erhalten, wonach ihr Herz stand, sondern wollten die Indianer all ihrer Habe berauben, trotzdem ich es strengstens untersagt hatte. Und obgleich mit Ausnahme des Goldes die Inselbewohner nur Gegenstände von geringem Wert abtreten konnten, so hatte ich in Anbetracht ihrer Gutherzigkeit und der Tatsache, daß sie für sechs Glasperlen ein Goldstück hergaben, angeordnet, daß nichts von ihnen in Empfang genommen werden dürfe, ohne ihnen als Gegengabe etwas dafür zu überlassen.

Derart geleitete also der Häuptling den Notar, gefolgt von einer zahlreichen Menschenmenge, zu seiner Behausung, wo er den Christen etwas aufstischen ließ, während die Indianer ihnen allerhand Baumwollgewebe und Knäuel gesponnener Wolle überreichten. Des Abends, beim Abschied, schenkte der Häuptling den Spaniern drei fette Gänse und einige Goldstücke. Zahlreiche Eingeborene gaben ihnen das Geleit auf dem Rückwege, wobei sie die dargebotenen Gaben auf ihren Schultern trugen. Nicht genug damit, wollten sie sogar die Christen auf ihren Rücken tragen, was sie auch tatsächlich taten, als es hieß, einige Wasserläufe und sumpfige Gegenden zu überschreiten.

Ich gebot, dem Häuptling etwas zu geben, worüber er und sein ganzer Volksstamm hoch erfreut waren. Alle waren von der Tatsache überzeugt, daß wir vom Himmel herabgestiegen seien, weshalb sie sich glücklich schätzten, uns von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben.

An diesem einen Tage waren mehr als 120 vollbesetzte Kanoes zu den Schiffen herangefahren gekommen. Jedes von ihnen brachte etwas für uns Fremde, vor allem Brot, Fische, Steinkrüge mit Wasser, verschiedene Samengattungen. Von diesen taten sie ein Körnchen in eine Schüssel voll Wasser, die sie dann austranken, was nach Aussage meiner Indianer eine äußerst heilige Handlung sein soll.

Sonntag, 23.  
Dezember

Wegen Windstille war ich nicht in der Lage, nach dem Lande jenes Häuptlings in See zu gehen, der mich um meinen Besuch gebeten hatte. Statt dessen ließ ich die drei Indianer-Sendboten, die mir als Führer hätten dienen sollen, von einigen Booten heimwärts geleiten, in denen mehrere Seeleute und der Notar der Expedition Platz genommen hatten. Während sich diese auf den Weg machten, entsandte ich zwei meiner Indianer nach den in der Nähe des Ankerplatzes gelegenen Siedlungen. Diese kehrten bald darauf in Begleitung eines andern Häuptlings zurück, der beteuerte, daß die Spanische Insel sehr reich an Goldvorkommen sei und man auch aus anderen Gegenden hierher komme, um Gold zu erwerben, so daß ich davon so viel finden könne, als ich nur wolle. Unterdessen hatten sich noch weitere Eingeborene hinzugesellt, die jene Kunde vollauf bestätigten und überdies auch zu verraten wußten, wie man das Gold sammle. Ich hatte meine Not, ihre Aussagen zu verstehen, immerhin war ich davon überzeugt, daß dort viel Gold vorhanden sein müsse und daß ich, falls es mir gelänge, den Ort seiner Gewinnung zu ermitteln, eine Unmenge dieses kostbaren Edelmetalls zu billigem Preise oder gar umsonst werde erstehen können. Während meines dreitägigen Aufenthaltes habe ich in der Umgegend schöne Stücke Goldes sammeln können und kann daher nicht gut glauben, daß man es von anderswoher eingeführt habe. Der Allmächtige, in dessen Händen alles gelegen ist, möge mir beistehen und das zukommen lassen, was er für gut hält.

Bis zu dem Zeitpunkte, da ich dies niederschrieb, sind mehr als tausend Personen, die alle etwas mit sich brachten, an Bord meines Schiffes gekommen. Waren die Eingeborenen eine Armbrustschußlänge vom Schiff entfernt, so stellten sie sich in ihren Kanoes aufrecht hin, hielten ihre Gaben mit den Händen in die Höhe und riefen dabei: "Nehmt, nehmt!". Mindestens 500 Indianer hatten die Schiffe schwimmend erreicht, da sie nicht über genug Kanoes verfügten; dabei lagen sie vier Seemeilen weit vom Ufer vor Anker.

Unter diesen Besuchern haben sich auch fünf Häuptlinge oder deren Söhne, samt ihrem ganzen Familienanhang, befunden. Ich ließ sie alle reichlich beschenken, da dies seine Zinsen tragen wird. Gott helfe mir in seiner Barmherzigkeit, dieses Gold oder besser jene Goldminen zu finden, da hier viele sie zu kennen behaupten.

Im Laufe der Nacht rückten die Boote wieder ein, die am Morgen ausgelaufen waren. Die Insassen wußten zu berichten, einen langen Weg zurückgelegt und beim Berg Caribatán zahllose Kanoes angetroffen zu haben, deren Insassen die Christen dort aufsuchen wollten, wohin die

Boote meiner Leute führen. Ich war davon überzeugt, daß die gesamte Bevölkerung der Insel, die größer als England sein muß, mich besuchen würde, falls ich jenen Hafen zum Weihnachtsfest erreichen könnte. Die Eingeborenenkanoes gaben den Booten bis zur Indianersiedlung das Geleite, die nach Angabe der Matrosen weitaus die größte und bestbebaute aller bisher angetroffenen Siedlungen sei und 12 Seemeilen südöstlich von der "Punta Santa" liege.

Da die Eingeborenen, in ihren Kanoes rudern, sehr rasch vorwärtskamen, so waren sie den Booten zuvorgekommen, um dem "cacico" die Ankunft der Christen zu melden. Bislang hatte ich noch nicht herausgebracht, ob der Ausdruck "cacico" soviel wie König oder Statthalter heiße. Um einen "grande" zu bezeichnen, gebrauchten die Indianer auch das Wort "nitayno", wobei ich aber nicht recht wußte, ob damit ein König, Statthalter oder Richter gemeint sei.

Schließlich war der "cacico" den Christen entgegengegangen, während sich mehr als zweitausend Ortsbewohner auf dem Dorfplatze, der recht sauber aussah, versammelt hatten. Dieser König hatte den Schiffsinsassen einen sehr herzlichen Empfang bereitet, und jeder Dorfbewohner hatte ihnen etwas zu trinken oder zu essen angeboten. Anschließend hatte der König jedem von ihnen Baumwollgewebe, mit denen sich die Frauen kleideten, Papageie und einige Goldstücke für mich geschenkt. Auch die Dorfbewohner hatten den Seeleuten gleichartige Gewebe und anderen Hausrat überreicht, wobei sie jede noch so bescheidene Gegengabe freudigst entgegennahmen, als handle es sich um eine Reliquie.

Als meine Leute sich am späten Abend zur Rückfahrt anschicken wollten, bat sie der König, einen Tag länger bei ihm zu verweilen. Sobald die Indianer merkten, daß sie sich nicht dazu bewegen ließen, geleiteten sie sie ein Stück Weges, wobei sie alles, was der "cacico" und die anderen den Christen geschenkt hatten, auf ihren Schultern zu den Booten schleppten, die am Eingang des Flusses zurückgeblieben waren.

Montag, 24.  
Dezember

Noch vor Sonnenaufgang ließ ich die Anker lichten und ging unter Landwind in See. Unter den zahlreichen Indianern, die tags zuvor an Bord meines Schiffes gekommen waren und verschiedene Örtlichkeiten, wo das Gold gewonnen wurde, namhaft gemacht hatten, hatte ich einen Mann bemerkt, der entweder klüger und uns zugetaner, oder aber ein gefälligerer Redner als die andern zu sein schien. Diesem ließ ich größte Aufmerksamkeit angedeihen, forderte ihn auf, an Bord meines Schiffes zu bleiben und mich zu den Goldminen zu geleiten, was dieser auch

bereitwilligst zu tun versprach. Überdies wußte dieser Indianer einen seiner Genossen oder Verwandten dahin zu bringen, sich ihm dabei anzuschließen. Unter den anderen Örtlichkeiten, die nach ihren Angaben als Goldfundorte in Frage kämen, nannten beide Cipango, das sie mit dem Ausdruck "Cybao" bezeichneten, wo ihren Versicherungen nach dieses Edelmetall in großen Mengen vorhanden sei; der dortige "cacico" soll ganze Fahnen aus gehämmertem Gold besitzen, seine Residenz liege sehr weit gegen Osten zu.

Eure Hoheiten mögen mir gütigst glauben, daß es weit und breit keine besseren und fügsameren Menschen, als es diese hier sind, geben kann. Euer Hoheiten haben allen Grund, sich darüber herzlich zu freuen, da man diese Indianer bald zu guten Christen machen und sie in die Sitten und Gebräuche des Königreiches einführen kann, da es nirgendwo eine bessere Bevölkerung und schönere Gegenden geben kann. Ich habe mich über die Bevölkerung und das Gebiet der Insel Juana, die sie Kuba nennen, in überschwenglichen Worten geäußert. Allein zwischen dieser Spanischen Insel und jener anderen liegt ein Unterschied wie zwischen Tag und Nacht. Ich glaube kaum, daß jemand anderer, der dies alles gesehen hat, sich darüber anders äußern würde als ich es getan habe.

Tatsache bleibt, daß die Ländereien und Siedlungen dieser Spanischen Insel, die die Eingeborenen Bohío nennen, einfach wundervoll sind. Die Bewohner tragen ein ganz besonders liebenswertes Wesen zur Schau und haben eine gefällige Redeweise, sehr zum Unterschied von jener der Eingeborenen der anderen Inseln, deren Ausdrucksweise lauter Drohungen zu beinhalten scheint. Männer sowohl als Frauen sind gut gewachsen und haben eine dunkle Hautfarbe. Doch bemalen sie alle ihren Körper, sei es mit schwarzer oder einer anderen Farbe, am allermeisten mit roter; mir wurde bedeutet, daß sie dies zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen taten. Siedlungen und Behausungen sind hübsch und sauber, an ihrer Spitze stehen Häuptlinge oder Richter, denen sie in bewundernswerter Weise gehorchen. Diese Anführer sind wortkarg und sittenstreng; oft drücken sie einen Befehl mit einem Wink der Hand aus, den das ganze Volk erstaunlich rasch begreift.

Wer in die Bucht von San Tommaso einfahren will, muß auf die Höhe einer kleinen, flachen Insel zusteuern, gute vier Seemeilen von der Einfahrt entfernt. Diese in der Mitte befindliche Insel erhielt den Namen "Amiga" (Freundin). Einen Steinwurf von dieser entfernt muß man sich nach Westen wenden, die Insel im Osten zurücklassend, und dann erst auf sie zuhalten. Man muß darauf bedacht sein, diese Kursrichtung einzuhalten, da sich auf der

andern Seite eine von Osten kommende Klippenbank und seewärts überdies drei seichte Stellen erstrecken. Diese Klippenbank reicht fast um die Länge eines Bombardenschusses an die kleine Insel heran; man ist genötigt, durch diesen engen Zwischenraum hindurchzufahren, wo das Meer bei sandigem Grunde eine Tiefe von sieben Faden erreicht. Im Innern wird man einen Ankerplatz vorfinden, der leicht alle Schiffe der Welt zu beherbergen vermag. Auch zu Füßen des Berges Caribotán befindet sich gegen Westen zu eine schöne, große Reede.

25. Dezember 1492 bis 3. Januar 1493:  
Schiffbruch der "Santa Maria" und  
Bau des Forts La Navidad

Dienstag, 25.  
Dezember, am  
Weihnachtstag

Gestern fuhr ich mit mäßigem Wind von der San-Tominaso-Bucht bis zur Punta Santa, auf deren Höhe ich in einer Entfernung von vier Seemeilen beilag. Gegen 11 Uhr nachts ging ich zur Ruhe, da ich bereits zwei Tage und eine Nacht hindurch mir keinen Schlaf gegönnt hatte. Da vollkommene Flaute herrschte, wollte auch der Steuermann etwas der Ruhe pflegen und überließ das Steuerruder einem Schiffsjungen.

Dies hatte ich während der ganzen Fahrt aufs strengste untersagt, mit dem Bemerken, daß man das Steuerruder, ob nun Windstille herrschte oder nicht, niemals Schiffsjungen überlassen dürfe. Tatsächlich hatte ich gegenwärtig weder von seichten Stellen noch von Klippen etwas zu befürchten. An jenem Sonntage, als ich die Boote zum "catico" entsandt hatte, waren letztere östlich an der Punta Santa vorbeigefahren, und die Bootsinsassen hatten die ganze Küste und die seichten Stellen, die ost-südöstlich der Punta Santa sich auf einer Länge von 12 Seemeilen hin erstrecken, sowie auch die Durchfahrtsstellen gesehen; dies hatte ich auf der ganzen Fahrt nicht ein einziges Mal tun können. Unserem Herrn gefiel es, daß um Mitternacht als ich zu Bett gegangen war, völlige Windstille herrschte und das Meer glatt wie Öl dalag, alle sich zur Ruhe niederlegten und das Steuerruder einem Schiffsjungen anvertrauten.

So geschah es, daß die Strömung das Schiff in aller Ruhe auf eine Untiefe auffahren ließ, die trotz der nächtlichen Stunde schon meilenweit vorher hörbar und sichtbar war. Da begann der Schiffsjunge, der das Aufstoßen des Steuers auf Grund spürte und das Krachen vernahm, ein lautes Geschrei zu erheben. Ich hörte sein Rufen und war sofort zur Stelle, noch ehe jemand anderer es bemerkt hatte, daß wir auf Grund gefahren waren. Als bald erschien auch der Besitzer des Schiffes, Juan de la Cosa, der eben die Wache anzutreten hatte, auf Deck. Ihm und den anderen Matrosen befahl ich, das im Schlepptau nachgezogene Boot zu besteigen und vom Heck aus einen mitgenommenen Anker ins Meer zu werfen. Er bestieg also mit vielen anderen das Boot. Statt aber meinen Auftrag auszuführen, ruderten sie darauflos und entflohen mit ihrem Boot zur Karavelle "Niña", die zwei Seemeilen von uns entfernt war. Als ich dies bemerkte und gleichzeitig feststellte, daß die Wassertiefe immer mehr abnahm und das Schiff ernstliche Gefahr lief, ließ ich sofort den Hauptmast umlegen und das Schiff von jeder unnützen Belastung befreien, um zu versuchen, es wieder flott zu kriegen. Da das Wasser immer seichter wurde, konnte die Karavelle nicht flottgemacht werden; denn da sie sich etwas geneigt hatte, trat durch die Fugen Wasser ein, das den unteren Schiffsteil zu füllen begann.



Inzwischen kam ein Boot der Karavelle "Niña" zu Hilfe geeilt. Da ihre Besatzung bemerkt hatte, daß das Boot mich im Stiche lassen wollte, ließ man sie dort nicht an Bord kommen; deshalb sahen sich die Bootsinsassen gezwungen, wieder zu meinem Schiff zurückzukehren.

Da ich keine Möglichkeit sah, das Schiff zu retten, war ich darauf bedacht, die Schiffsbesatzung in Sicherheit zu bringen. Weil aber vom Lande ein starker Wind wehte, die Nacht bereits weit vorgeschritten war und ich nicht zuverlässig feststellen konnte, an welchem Punkte man aus dem Bereich dieser Untiefen herauskommen konnte, so wartete ich bis zum Anbruch des Tages.

Ich schickte ein Boot an Land, in welchem sich Diego di Arana aus Cordova, der Major-Auditor der Armada, und Pietro Gutiérrez, der Truchseß Eurer Hoheiten, befanden, um den "cacico" von dem Vorgefallenen in Kenntnis zu setzen.

Als der "cacico" diese traurige Botschaft vernahm, war er über unseren Verlust tief bekümmert und entsandte augenblicklich alle Einwohner seines Dorfes mit vielen großen Kanoes zu unserem Schiff. Dort machten wir uns alle zusammen alsogleich ans Werk, die Ladung zu löschen. In kurzer Zeit hatten wir vom ganzen Oberdeck alles an Land geschafft so wertvoll war die Mithilfe, die uns jener "cacico" hatte angedeihen lassen. Später gewährte er uns persönlich samt seinen Brüdern und Verwandten jede Unterstützung, sowohl auf dem Schiffe, wie zu Lande, damit alles wohl vonstatten gehe. Von Zeit zu Zeit schickte er einige seiner Verwandten zu mir, die mich weinend baten, es nicht allzu tragisch zu nehmen, er würde mir gerne alles, was er besäße, überlassen. Ich kann Euren Hoheiten hoch und heilig versichern, daß unser Besitz in ganz Kastilien nicht besser versorgt hätte werden können, von dem nicht eine einzige Nadel verloren ging. Denn er ließ all unser Hab und Gut in der Nähe seiner Behausung aufstapeln, wo es bleiben sollte, bis die Hütten freigemacht würden, wo alles untergebracht werden konnte. Bewaffnete Männer hielten die ganze Nacht hindurch davor Wache. Dabei waren er und all die Seinen in Tränen aufgelöst als hätten sie selber Schaden erlitten, so liebenswert, selbstlos und verträglich sind diese braven Leute, daß mir Euer Hoheiten aufs Wort glauben können, daß es auf der weiten Welt keine besseren Menschen und kein schöneres Land geben kann.

Sie lieben ihren Nächsten wie sich selbst; dabei tragen sie stets das sanftmütigste, heiterste Wesen zur Schau, ihre höflichen Reden immer mit einem Lächeln begleitend. Allerdings laufen Männer wie Frauen vollkommen nackt

herum, doch können Eure Hoheiten versichert sein, daß sie von untadelhaften Sitten sind und dem König mit größter Unterwürfigkeit dienen. Letzterer ist so enthalt-sam, daß es ein recht erbaulicher Anblick ist. Erstaunlich ist das Gedächtnis dieses Völkchens und sein Wissens-drang, der sie dazu antreibt, bald nach diesem, bald nach jenem zu fragen und Ursache und Wirkung von allem zu ergründen.

Mittwoch, 26.  
Dezember

Bei Sonnenaufgang erschien heute der König des Landes an Bord der "Niña", wo ich mich befand. Beinahe unter Tränen bat er mich, mir keine Sorgen zu machen, er würde mir all seine Habe geben und habe uns bereits zwei große Hütten zur Verfügung gestellt; wenn nötig, könnten wir auch noch weitere beziehen. Außerdem seien genügend Kanoes vorhanden, um alles vom gestrandeten Schiffe abzuladen und alle darauf befindlichen Menschen an Land zu schaffen, wenn ich es wünsche. Dies alles bewerkstelligte der "cacico" zu nachtschlafender Zeit, ohne daß auch nur ein Körnchen davon abhanden gekommen wäre. So sehr sind diese Menschen frei von jeder Habgier nach fremdem Gute und der König selbst so rechtschaffen.

Während ich mich mit dem "cacico" unterhielt, tauchte ein aus einer andern Gegend kommendes Kanoe auf, dessen Insassen einige Goldstücke bei sich hatten, die sie gegen ein Glöckchen austauschen wollten, was ihnen das Liebste war. Das Kanoe hatte noch nicht mittschiffs angelegt, als die darin befindlichen Indianer laut zu schreien begannen und mit den Worten: "Chuque - chuque!", womit sie wohl die so sehr begehrten Glöckchen meinten, die Goldstücke vorzeigten. Als dies andere, ebenfalls aus anderen Gegenden stammende Kanoesinsassen sahen, riefen sie vor ihrer Rückfahrt nach mir und baten mich, ihnen ein Glöckchen bis zu dem Tage aufzubewahren, an dem sie wiederkehren würden, um mir vier handgroße Goldstücke zu überbringen. Bei diesen Worten war ich hochofret. Bald darauf meldete mir ein Matrose, der von Strand zurückgekehrt war, daß es zum Verwundern sei, was für Goldstücke die Christen, welche an Land gegangen waren, im Tauschwege für nichtssagende Dinge sich verschafft hätten; für ein kleines Bändchen gaben die Indianer Goldstücke vom Werte von mehr als zwei castellani. Doch sei dies nichts verglichen mit dem, was nach Verlauf eines Monats sich ereignen würde.

Der "cacico" seinerseits zeigte sich sehr erfreut über meine Zufriedenheit und, da er merkte, daß ich viel Gold zu haben wünschte, gab er mir mit der Zeichensprache zu verstehen, den nicht allzu weit von hier entfernten Ort zu kennen, wo Gold reichlich zu finden sei. Ich solle mich nur ruhig verhalten, könne ich doch gewiß sein, daß er mir so

viel Gold verschaffen werde, als ich nur haben wollte. Ich gab dem "cacico" recht und glaube, daß das Gold vornehmlich in Cipango, welches die Indianer "Cybao" nannten, in so großen Mengen vorhanden sein müsse, daß sie es gar nicht recht zu schätzen wußten. Ich wollte das Gold dort schürfen, obzwar es ja auch auf der Spanischen Insel, Bohío genannt und zwar vor allem in der Provinz von Caribata, vorkommt.

Der König speiste auf der Karavelle in meiner Gesellschaft. Später ging er mit mir an Land und überhäufte mich mit Ehren- und Freundschaftsbezeigungen. Er gab mir einige Arten von "ajes" zu kosten, ferner Krebse, Wildbret und auch von ihrem Brot, das in der Indianersprache "cazabi" hieß. Hierauf führte er mich zur Besichtigung einiger Baumwollpflanzungen, die neben der Siedlung lagen. Über tausend gänzlich nackte Eingeborene folgten uns. Der "cacico" jedoch trug ein Hemd und ein Paar Handschuhe, die ich ihm geschenkt hatte; die größte Freude hatte er an den Handschuhen. Seiner dezenten Art, zu essen, und seinem Benehmen sah man es an, daß er vornehmer Abkunft war. Wir taten uns lange an der Tafel gütlich, gegen deren Ende man dem König eine Art Kräuter oder Gräser brachte, mit denen er sich die Hände einrieb, um sie geschmeidig zu machen, wie ich meinte, während man mir Wasser reichte, um mir die Hände zu waschen.

Nachdem die Tafel aufgehoben worden war, ging ich zum Strande, ließ mir einen türkischen Bogen und Pfeile geben und erteilte einem Mann meines Gefolges, der mit dieser Waffe gut umzugehen verstand, den Befehl, damit zu schießen. Der König, der in seinem ganzen Leben noch keine Waffe zu Gesicht bekommen hatte, war über alle Maßen verblüfft. Dies hatte seinen Grund darin, daß man im Laufe des Gespräches auf die Bewohner von Caniba, die die Indianer "Kariben" nannten, zu sprechen gekommen war, die zur Spanischen Insel kamen, um die Männer zu rauben, wobei sie Bogen und Pfeile mit sich führten, die keine eiserne Spitze hatten; denn in allen diesen Gegenden kannte man weder das Eisen noch Stahl oder andere Metalle, mit Ausnahme des Goldes und Kupfers, obzwar ich nur ganz geringe Mengen des letzteren Metalles feststellen hatte können. Daraufhin gab ich dem Indianerhäuptling durch Zeichen zu verstehen, daß die Herrscher Kastiliens die Ausrottung der Kariben anordnen und sie samt und sonders mit abgehackten Händen sich vorführen lassen würden. Dann ließ ich noch eine Bombe und eine Steinschleuder abschießen. Der "cacico" war über die Durchschlagskraft der Geschosse höchst verwundert. Als seine Gefolgsmänner das laute Krachen der Schüsse vernahmen, warfen sie sich alle zu Boden. Dann brachten sie mir eine große Gesichtsmaske, in deren Augen, Ohren und

anderen Gesichtsteilen große Stücke Goldes eingelassen waren, und noch andere goldene Geschmeide, die mir der König höchst persönlich auf den Kopf und um den Hals legte, während er andere Kostbarkeiten an die übrigen Christen verteilen ließ. Dies alles ergötzte und tröstete mich, meine tiefe Kummernis um den Verlust meines Schiffes begann zu weichen angesichts der Erkenntnis, daß der Herrgott das Schiff gerade an jenem Orte hatte auflaufen lassen, um hier eine Niederlassung zu gründen.

Dieses Mißgeschick wurde die Ursache so vieler anderer Geschehnisse, daß man es füglich nicht als solches bezeichnen, sondern weit eher als einen Glücksfall ansehen muß. Denn hätte ich hier nicht mein Schiff verloren, so würde ich gewiß meine Fahrt auf offener See fortgesetzt haben, ohne mich an diesem Orte aufzuhalten, da er sich am Abschluß einer großen Bucht befindet, die zwei oder auch mehrere Untiefen birgt. Auch hätte ich nicht einen Teil meiner Besatzung dort zurückgelassen; noch hätte ich, auch wenn ich dies hätte tun wollen, dafür so gut Vorsorge treffen können; ich hätte sie nicht mit allem Nötigen an Lebensmitteln und Baumaterial für eine Festung versorgen können. Tatsächlich hatten viele meiner Leute sich mit der Bitte an mich gewandt, ihnen meine Einwilligung zu erteilen, an jenem Orte zurückbleiben zu können.

Ich gab den Befehl, eine Festung mit einem Turm und einem tiefen Graben so gut als möglich anzulegen, nicht etwa deshalb, weil ich der Ansicht war, daß diese Vorsichtsmaßregel den Eingeborenen gegenüber geboten schien. Denn ich bin davon überzeugt, daß ich mit meinen Leuten wohl in der Lage bin, die ganze Insel, die ihrer Ausdehnung nach größer als Portugal und doppelt so dicht bevölkert ist, unterwerfen zu können. Die Eingeborenen sind vollkommen nackt und in jeder Beziehung unkriegerisch. Ich tat es deshalb, weil ich es für zweckmäßig hielt, diese Befestigung nach militärischen Erfordernissen zu errichten, wenn man die weite Entfernung dieser Gegenden von den Königreichen Eurer Hoheiten in Betracht zieht, und mit der Absicht, den Indianern die Tüchtigkeit der Untertanen Eurer Hoheiten vor Augen zu führen und sie so Euren Hoheiten in liebevoller Ergebenheit fügsam zu machen.

Mithin werden die hier Zurückbleibenden über genügend Holz verfügen können, um das Festungswerk zu erbauen und mit Vorräten an Brot und Wein, die für ein ganzes Jahr ausreichen, reichlich versorgt sein. Überdies werden sie genügend Samenkörner, das Boot der "Santa Maria", einige Fachwerkleute und andere Männer, die hier Aufenthalt nehmen möchten, um Euren Hoheiten zu dienen und mir den Gefallen zu erweisen, den Standort der

Goldminen auszukundschaften, zu ihrer Verfügung haben. So haben alle Umstände dazu beigetragen, um die Errichtung dieser Niederlassung zu begünstigen; von besonderem Vorteil war es, daß das Schiff so sanft aufgelaufen war, daß man es kaum merkte, da weder ein hoher Seegang noch Wind herrschte.

*So lautete der Bericht des Admirals. Er fügt noch anderes hinzu, um zu beweisen, daß es ein Glücksfall war, wenn das Schiff ausgerechnet an jenem Punkte Schiffbruch litt. Darin bekundete sich der offensichtlich göttliche Wille, der es wünschte, daß er hier Siedler zurücklassen könne. Denn hätten der Schiffseigentümer und die Besatzung, deren Mitglieder fast alle dessen Landsleute waren, sich nicht eine Unbotmäßigkeit zuschulden kommen lassen, und es daher unterlassen, vom Schiffsheck aus den Anker auszuwerfen, um das Schiff festzuhalten, so wäre die "Santa Maria" heil davongekommen und es unmöglich gewesen, jene frohe Kunde über Land und Leute zu erhalten, wie es in den Tagen des erzwungenen Aufenthaltes geschah. Dank der Arbeit der hier Zurückbleibenden wird dies in Zukunft noch mehr der Fall sein. Denn der Admiral verfolgte während seiner ganzen Fahrt unausgesetzt die Absicht, neue Länder zu entdecken und nirgends länger als einen Tag zu verweilen, es sei denn, daß widrige Winde oder anhaltende Windstille ihn zu einem längeren Aufenthalte zwingen sollten. Zu diesem Verhalten sah er sich durch den Umstand veranlaßt, daß sein Schiff sehr schwerfällig und Erkundungsfahrten nicht gewachsen war. Wenn er sich trotzdem damit hatte abfinden müssen, so lag die Schuld bei den Einwohnern von Palos, die ihr dem König und der Königin gegebenes Versprechen, zum Unternehmen geeignete Schiffe auszurüsten, nicht eingehalten hatten. Der Admiral bemerkt abschließend, daß von allem Schiffszubehör nicht ein einziger Nagel oder ein Brett abhanden gekommen sei, da das Schiff sich im selben guten Zustande wie bei der Ausfahrt befand, abgesehen davon, daß man an einigen Stellen die Schiffswand aufreißen mußte, um die Wasserfässer und alle Waren an Land schaffen zu können, wo sie unter gutem Gewahrsam in Sicherheit gebracht wurden, wie wir es bereits schilderten. Der Admiral fügt weiter hinzu, daß er bei seiner Rückkehr aus Kastilien hier mit Gottes Hilfe ein ganzes Faß voll Gold vorzufinden hoffe, das seine Leute inzwischen im Tauschwege sich gut verschafft haben könnten. Denn bis dahin werden sie wohl jene Goldmine und den Ort, wo die Gewürze wachsen, ausfindig gemacht haben, von denen er hoffe, daß sie in so großen Mengen vorhanden seien, daß der König und die Königin noch vor Ablauf von drei Jahren imstande sein würden, zur Eroberung des Heiligen Grabes schreiten zu können.*

Aus diesem Grunde habe ich Euren Hoheiten gegenüber erklärt, daß der ganze sich aus meinem Unternehmen ergebende Gewinn zur Wiedereroberung Jerusalems verwendet werden müsse. Eure Hoheiten geruhten Eure Befriedigung darüber auszudrücken und zu sagen, daß dieser Plan Ihnen höchst willkommen und Ihnen sehr am Herzen gelegen sei, auch ohne den Gewinn, von dem ich sprach.

Donnerstag,  
27. Dezember

Bei Anbruch des Morgens begab sich der König dieses Landes an Bord der Karavelle und meldete mir, daß er seine Leute auf die Suche nach Gold geschickt hatte, um mich, noch ehe ich in See ging, ganz mit Gold zu bedecken, deshalb möge ich meine Abreise noch verschieben. Der "cacico", sein Bruder und ein anderer von ihm besonders gern gesehener Verwandter speisten mit mir. Die beiden letzteren erklärten, mich nach Kastilien begleiten zu wollen.

In diesem Augenblick brachten einige Eingeborene die Kunde, daß die Karavelle "Pinta" in einem Fluß vor Anker liege, der sich am äußersten Ende der Insel befand.' Als bald entsand der "cacico" eines seiner Kanoe dahin, worin sich auf mein Geheiß einer meiner Matrosen einschiffte, der mir ganz außergewöhnlich zugetan und ergeben war. 2 Inzwischen traf ich mit größter Beschleunigung die Anstalten zu meiner Rückfahrt nach Kastilien.

Freitag, 28.  
Dezember

Um für einen raschen und ordnungsmäßigen Verlauf des Festungsbaues zu sorgen und den Hergang der Arbeit zu beaufsichtigen, die die zurückbleibenden Männer zu verrichten hatten, ging ich an Land. Mir war es so vorgekommen, als hätte der König mich sein Boot besteigen sehen, ohne es mich anmerken zu lassen, und als wäre er raschestens nach Hause geeilt, wo er einem seiner Brüder den Auftrag gab, mich zu empfangen und zu einer Behausung zu führen, die er uns bereits zur Verfügung gestellt hatte und die zu den größten und besten der Siedlung gehörte. Dort hatte man eine Strohmatten ausgebreitet, worauf man mich Platz nehmen ließ.

Daraufhin schickte der Bruder des Königs einen Schildträger mit der Botschaft zu seinem königlichen Anverwandten, daß ich mich daselbst befinde, als hätte der "cacico" nicht die blasseste Ahnung von alledem. Ich war der Meinung, daß alles eine abgemachte Sache war, um Guacanagari Gelegenheit zu geben, mir noch mehr Ehren zu erweisen. Kaum hatte der Schildträger seine Botschaft ausgerichtet, kam der König herbeigeeilt und legte mir eine große Goldplatte um den Hals, die er in den Händen hielt. Ich unterhielt mich bis zum späten Abend mit dem König über alles, was noch zu tun übrig blieb.

Samstag, 29.  
Dezember

Noch im Morgengrauen erschien ein sehr junger, kluger und mutiger Neffe des Königs an Bord der Karavelle. Da ich nicht müde wurde, mich nach dem Ort des Goldvorkommens zu erkundigen, so fragte ich alle danach aus, verstand ich doch dank der Zeichensprache schon manches, was sie ausdrücken wollten. So richtete ich auch einige Fragen an jenen jungen Mann, der mir zu berichten wußte, daß vier Tagreisen östlich von hier eine Insel gelegen sei, Guarioné genannt, und noch andere mehr mit Namen Maricorix, Mayonic, Fuma, Cybao und Garoay, Wo Unmengen Goldes vorhanden seien. Ich nahm diese Namen zur Kenntnis.

Späterhin wurde mir hinterbracht, daß der König anscheinend durch einen seiner Brüder von den Enthüllungen seines Neffen Wind bekommen hatte, weshalb der junge Mann zur Rede gestellt wurde. Bereits zu anderen Malen hatte ich bemerkt, daß Guacanagari alles tat, um zu verhindern, daß ich in Erfahrung brächte, wo das Gold gewonnen wurde, und zwar einzig und allein in dem Bestreben, uns davon abzuhalten, das Gold in anderen Gegenden einzutauschen, und es nur durch ihn zu beziehen: Allüberall jedoch findet sich hier auf der Spanischen Insel soviel Gold vor, daß es zum Verwundern ist. Als es dunkelte, übersandte mir der "cacico" eine goldene Gesichtsmaske und bat mich, ihm dafür eine Waschschüssel und einen Krug geben zu wollen. Ich dachte, daß der König nach diesen Gegenständen verlangte, um diesen ähnliche Dinge herstellen zu lassen, weshalb ich ihm beides sofort zukommen ließ.

Sonntag, 30.  
Dezember

Ich ging zum Mittagessen an Land, wo ich gerade in dem Augenblick eintraf, als fünf tributpflichtige Häuptlinge des Königs Guacanagari bei diesem eintrafen. Alle hatten einen Kopfschmuck und trugen ein stattliches Aussehen zur Schau. Meine Herren und Gebieter würden gewiß großen Gefallen daran finden, könnten sie das anstandsvolle Benehmen dieser Leute mit eigenen Augen sehen. Als ich das Land betrat, kam der König mir zum Empfang entgegen, reichte mir den Arm und geleitete mich bis zu jener Behausung, wo ich tags zuvor abgestiegen war und woselbst eine Matte und einige Stühle vorhanden waren, auf einen derselben ich Platz nahm. Der "cacico" nahm seinen Kopfschmuck herunter und setzte ihn mir auf, worauf ich meinerseits eine aus echten roten Achaten und anderen, in lebhaften Farben leuchtenden Steinen zusammengesetzte Halskette abstreifte und sie dem "cacico" um den Hals legte. Ferner legte ich mein weites, scharlachrotes, mit einer Kapuze versehenes Gewand ab, das ich zur Feier des Tages angezogen hatte, und kleidete den König damit. Gleichzeitig ließ ich ihn ein paar farbige Schuhe, die ich inzwischen vom Schiffe hatte holen lassen, anziehen und

streifte ihm einen großen Silberring über den Finger, da ich erfahren hatte, daß König Guacanagarí sich sehr darum bemüht hatte, einen ähnlichen Ring zu erstehen, den er am Finger eines der Matrosen gesehen hatte. Der König zeigte darüber große Befriedigung und Freude. Zwei der am Morgen angelangten Häuptlinge kamen dahin, wo ich und der "cacico" uns aufhielten, und überreichten mir zwei große Goldplatten, die jeder von ihnen auf sich trug.

Da tauchte ein Eingeborener auf, mit der Nachricht, daß er die Karavelle "Pinta" in einer östlich gelegenen Bucht vor zwei Tagen verlassen habe.

Daraufhin ging ich an Bord der "Niña", wo mir Vicente Yanez (Pinzón), Kommandant der Karavelle, berichtete, Rhabarberpflanzen entdeckt zu haben, und zwar auf der Freundschaftsinsel (Isla amiga) am Eingang der Santornmaso-Bucht, 24 Seemeilen von unserem gegenwärtigen Standort entfernt; er habe deren Blätter und Wurzeln wiedererkannt. Der Rhabarber soll an der Erdoberfläche eine Art Zweige mit Früchten tragen, die grünen, fast trockenen Maulbeeren gleichen; der kleine, nächst der Wurzel befindliche Stamm sei so zart und gelb, wie die beste Malfarbe, während die unter der Erde liegende Wurzel einer großen Birne ähnele.

Montag, 31.  
Dezember

Im Verlaufe dieses Tages traf ich dafür Vorsorge, Holz und Wasser für die Rückreise nach Spanien an Bord schaffen zu lassen, wollte ich doch die spanischen Herrscher so schnell als möglich über die Ergebnisse der Expedition unterrichten und sie dazu veranlassen, weitere Schiffe auszusenden, um alles noch Erforschbare zu entdecken. Das ganze Unternehmen war bereits großartig und bedeutungsvoll genug, dennoch hätte ich es nicht gerne gesehen, vor meiner Abfahrt die ganze nach Osten zu sich erstreckende Gegend zu erforschen, indem ich ihre Küste entlang fuhr, um den geeignetsten Standort für die Gründung einer Niederlassung zu erkunden, wohin man Vieh und sonstige verwendbare Erzeugnisse einführen könnte. Da ich aber nur mehr im Besitz eines einzelnen Schiffes war, schien es mir nicht ratsam, sich den Gefahren auszusetzen, die eine Fortsetzung der Entdeckungsfahrten mit sich bringen könnte. Alles Unheil kommt eben von der Fahnenflucht der Karavelle "Pinta".

Dienstag, 1.  
Januar 1493

Um Mitternacht schickte ich mein Boot nach der "Isla Amiga" aus, um nach Rhabarber zu suchen. Zur Vesperzeit kehrte es mit einem großen Korb voll Rhabarber zurück. Die Matrosen hatten nicht mehr davon heimbringen können, da sie es unterlassen hatten, einen Spaten mit sich zu führen, um die Wurzeln ausgraben zu können; immerhin ließ ich das Wenige an Bord schaffen, um es dem König



und der Königin als Kostprobe vorlegen zu können.

Der König dieser Gegend hatte eine große Anzahl von Kanoes ausgeschickt, um nach Gold suchen zu lassen.

Das auf die Suche nach der "Pinta" ausgesandte Kanoe kehrte unverrichteter Dinge zurück. Der mitgefahrene Matrose erklärte, 80 Seemeilen entfernt einen "cacice" gesehen zu haben, der auf seinem Haupte zwei große Goldschilder trug, und sie sofort abnahm, als die im Boot befindlichen Indianer das Wort an ihn richteten. Auch andere Eingeborene, denen er begegnet war, trugen Gold auf sich.

Ich war davon überzeugt, daß König Guacanagarí es allen seinen Untertanen untersagt haben mußte, uns Gold zu verkaufen, damit jeder Tauschhandel durch seine Hände gehe. Immerhin konnte ich zwei Orte in Erfahrung bringen, wo das Gold in so großen Mengen vorkam, daß die Einwohner keinen besonderen Wert darauf legten. Auch die Gewürze, die sie verzehrten, sind überaus reichlich vorhanden und haben einen größeren Nutzwert als Pfeffer und Zimt. Ich legte es den Männern, die ich hier zurücklassen wollte, wärmstens ans Herz, sich davon so viel als nur irgendmöglich zu beschaffen.

Mittwoch,  
2. Januar

Morgens begab ich mich an Land, um mich von König Guacanagarí zu verabschieden und dann in Gottes Namen die Heimfahrt anzutreten. Ich schenkte dem König ein Hemd. Dann wollte ich dem König die Schußwirkung einer Bombe vor Augen führen, weshalb ich Befehl gab, mit einer Bombe auf eine Bordseite des gestrandeten Schiffes zu feuern. Ich tat dies auch mit Rücksicht darauf, daß man im Laufe des Gespräches auf die Caribi zu sprechen gekommen war, mit denen die Indianer in Fehde lagen. Der "cacico" konnte sehen, wie weit das Geschoß der Bombe flog, das, nachdem es die Bordseite des Schiffes durchbohrt hatte, weit draußen ins Meer fiel. Hierauf ließ ich meine bewaffneten Leute ein Scheingefecht untereinander ausführen, wobei ich dem "cacico" klarmachte, daß er sich vor den Caribi nicht zu fürchten brauche, auch wenn sie bis hierher gelangen sollten. Dies alles tat ich in der Erwägung, Guacanagarí zu veranlassen, mit den zurückbleibenden Christen in guter Freundschaft zu leben, und ihm einen heilsamen Respekt einzuflößen.

Der "cacico" bat mich und die Leute meines Gefolges in seine Hütte, um dort mit uns zu speisen. Bei dieser Gelegenheit empfahl ich ihm ganz besonders Diego de Arana, Pietro Gutiérrez und Rodrigo Escobedo, die ich vereint zu meinen Statthaltern und Anführern der zurückbleibenden Mannschaften ernannte, auf daß alles im Dienste Gottes

und Ihrer Hoheiten weislich geordnet und gelenkt werde. Der "cacico" machte aus seiner Anhänglichkeit und seinem Schmerze über meine bevorstehende Abreise kein Hehl, besonders als er gewahr wurde, daß ich mich einschiffte. Ein Günstling des Königs hinterbrachte mir, daß dieser eine Statue aus reinem Golde, so groß wie ich selbst, bestellt habe und ich diese innerhalb von zehn Tagen erhalten werde. Trotzdem schiffte ich mich ein, in der Absicht, sogleich in See zu gehen. Die Windverhältnisse jedoch gestatteten es mir nicht.

Auf der Spanischen Insel, von den Indianern Bohío genannt, ließ ich mithin 39 meiner Männer als Besatzung der Festung zurück, die alle mit König Guacanagarí herzlich befreundet waren. Sie unterstanden der Befehlsgewalt des Diego de Arana, des Pietro Gutiérrez, des königlichen Kämmerers und Truchseß Kastiliens, und des Rodrigo d'Escobedo aus Segovia, eines Veters des Fra Rodrigo Pérez. Ihnen übertrug ich alle Gewalt die mir die Herrscher Spaniens verliehen hatten. Ich übergab ihnen alle Waren, die der König und die Königin zur Anbahnung eines Tauschhandels angeschafft hatten, um damit Gold einzutauschen. Ferner überließ ich ihnen alles, was sich noch an Bord der "Santa Maria" befunden hatte, wie Schiffszwieback für ein ganzes Jahr, Wein, Munition und die Schiffschaluppe. Damit sollten sich die Matrosen zu gegebener Zeit auf die Suche nach der Goldmine begeben, so daß ich hoffen konnte, bei meiner Rückkehr viel Gold vorzufinden und dank ihrer Angaben einen geeigneten Platz zur Gründung einer Stadt zu ermitteln. Denn die Bucht, aus der ich nun auslief, schien mir nicht dazu geschaffen, vor allem deshalb nicht, weil das Gold von Osten hierher gebracht wurde und wir um so näher an Spanien herankämen, je weiter wir gegen Osten vorrückten. Außerdem hinterließ ich ihnen Samenkörner zur Aussaat und alle meine Offiziere, den Notar der Armada, einen Arzt, einen Schneider und andere Fachleute, die alle gleichzeitig auch erprobte Seeleute waren.

Donnerstag,  
3. Januar

Auch an diesem Tage ging ich noch nicht in See, da ich durch einige Indianer, die ich früher bei mir an Bord gehabt hatte, erfuhr, daß weitere Eingeborene samt ihren Frauen gegen Morgenrauen bei mir eintreffen würden. Da die See einigermaßen bewegt war, konnte das Boot noch nicht an Land fahren, um sie abzuholen, weshalb ich mich entschloß, mit Gottes Hilfe erst am folgenden Tage abzufahren.

Wäre die Karavelle "Pinta" noch bei mir gewesen, so hätte ich mit Leichtigkeit noch ein ganzes Faß voll Gold sammeln können. Denn dann wäre ich ohne Bedenken den Küsten der Spanischen Insel entlang gefahren. So aber, da

ich mit meinem Schiff allein dastand, getraute ich mich nicht, dies zu tun, aus Furcht, daß irgendein Zwischenfall mir die Rückfahrt nach Kastilien unmöglich machen könnte und dadurch alle wertvollen Nachrichten über meine Entdeckungen meinen Herrschern und der Nachwelt verloren gehen würden.

Wüßte ich, daß die Karavelle "Pinta" mit Martin Alonso Pinzón glücklich nach Spanien zurückkehren würde, so ließe ich mich von meinem Vorhaben nicht abbringen. Da ich aber ohne jede Nachricht über seinen Verbleib war und Pinzón, einmal in Kastilien angekommen, den König und die Königin mit einem verlogenen Bericht zu hintergehen vermöchte, um der verdienten Strafe zu entgehen, und da er sich auch jetzt noch weiter hatte zuschulden kommen lassen, ohne jede Ermächtigung sich von der Armada abzusondern, wodurch er alle aus dem Unternehmen zu erhoffenden Vorteile gefährdete, so durfte ich die Heimreise nicht länger hinausschieben, im Vertrauen darauf, daß der Allmächtige uns ein gutes Wetter bescheiden und alles zu gutem Ende fügen werde.

4. bis 15. Januar 1493:  
Columbus tritt die Rückreise an

Freitag, 4. Januar

Mit den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne lichtete ich die Anker meines Schiffes und trat mit mäßigen Winden die Heimreise an. Das kleine Boot nahm die "Niña" ins Schlepptau, mit Kurs auf Nord-Nordwesten, um die Untiefe durch eine breitere Durchfahrtsstelle zu verlassen als bei der Einfahrt. Diese Einfahrten oder Kanäle gestatteten ein Vordringen bis zum Orte "Navidad", ist das Meer doch hier durchwegs nie von geringerer Tiefe als zwischen neun und drei Faden.

Die hier gelegenen Küsten verlaufen in der Richtung von Nord-Nordwesten nach Nordosten und haben einen breiten Strand. Das Land erstreckt sich 16 Seemeilen weit eben gegen das Innere zu. Von da an erheben sich Berge von beträchtlicher Höhe. Die ganze Gegend ist reich besiedelt, die Einwohner scheinen nach ihrem Verhalten uns gegenüber zu urteilen, gutmütige, rechtschaffene Leute zu sein.

Die Karavelle fuhr weiter gegen Osten mit Kurs auf einen hohen Berg, der von ferne gesehen auch für eine Insel gehalten werden konnte. Dies ist aber nicht der Fall, da er durch eine flache Landzunge mit dem Festlande verbunden ist und einem schönen Zelte gleicht; ich gab ihm den Namen "Monte Christo". Wegen des geringen Windes kamen wir nur bis auf 24 Seemeilen an diesen Berg heran. Unterwegs stießen wir auf vier kleine, sehr niedrige Sandinseln, umgeben von einem Klippenkranz. Zwischen der Küste und jenen Klippen breitet sich eine breite Meeresfläche aus, die gegen den Monte Christo zu auf einer Länge von 80 Seemeilen gegen Südosten verläuft, die von geringer Tiefe und reich an Sandbänken sein muß. Überall münden hier zahlreiche Flußläufe ins Meer, die aber nicht schiffbar sind. Allein der Matrose, den ich mit einem Kanoe auf die Suche nach der "Pinta" ausgeschiedt hatte, behauptete, einen Fluß entdeckt zu haben, in welchem die Schiffe ganz gut hätten einfahren können.

24 Seemeilen vom Monte Christo entfernt, ging ich mit meinem Schiff bei einer Seetiefe von 19 Faden, nachdem ich das Meer in weitem Umkreis nach Untiefen und Klippen abgesucht hatte, vor Anker und verbrachte dort die Nacht.

Samstag, 5. Januar

Bei Morgenrauen ließ ich alle Segel setzen, von einem Landwind, der später zum Ostwind wurde, dabei begünstigt. Süd-Südöstlich vom Monte Christo, zwischen diesem und einer kleinen Insel, schien ein zum Verbringen der Nacht geeigneter Ankerplatz zu liegen, weshalb ich nach Süd-Südosten bis auf 24 Seemeilen zum Berge heranfuhr, wo ich eine Wassertiefe von 17 Faden ohne jede Klippe antraf. Späterhin erreicht das Wasser nur eine Tiefe von 12

und 9 Faden, wenn man nur noch 4 Seemeilen von jenem Berge entfernt ist; doch ist der Grund überall sandig.

Als ich den zwischen dem Berge und der kleinen Insel gelegenen Meeresarm erreichte, stellte ich nur noch eine Wassertiefe von  $3 \frac{1}{2}$  Faden während der Ebbe fest, wo ich leicht vor Anker gehen konnte. Ich bestieg mein Boot, um mich auf die Insel zu begeben, wo ich Feuerstellen und andere Spuren entdeckte, die darauf hindeuteten, daß sich Fischer hier aufgehalten hatten. Überdies fand ich zahlreiche farbige Steine, oder vielmehr einen Steinbruch mit schönem Gestein, das, entsprechend zugehauen, zur Errichtung von Kirchen und anderen Monumentalbauten sehr geeignet schien und jenem glich, das ich auf der Insel von San Salvador gefunden hatte. Auch viele Mastixpflanzen fand ich dort.

Der Monte Christo bildet eine schöne Erhebung von anmutigen Ausmaßen, während seine ganze Umgegend eine fruchtbare und herrlich anzusehende Ebene umfaßt. Östlich davon, in einer Entfernung von etwa 24 Seemeilen, entdeckte ich ein Kap, dem ich den Namen "Cabo del Ternero" (Kap des Kalbes) gab. Zwischen diesem und dem Monte Christo erstreckt sich auf einer Länge von acht Seemeilen eine Klippenkette, die immerhin von einigen dem Anschein nach durchfahrbaren Kanälen unterbrochen wird. Doch wäre es nicht ratsam, des Nachts dort durchfahren zu wollen, und müßte man ein Boot vorausschicken, um die Wassertiefe zu messen.

Östlich vom Monte Christo bis zum Cabo del Ternero ist die Küste durchwegs sandig und flach, das übrige Land ist sehr hoch gelegen und von schönen, bepflanzten Erhebungen durchzogen. Im Innern verläuft von Nordosten gegen Südosten eine der schönsten Gebirgsketten, die ich je gesehen und die der Sierra von Cordova zum Verwechseln gleicht. Weiter gegen Süden und Südosten zu tauchen in weiter Ferne andere hohe Berge auf und breiten sich weite, herrlich grüne Täler aus, von zahlreichen Flüssen durchzogen. Alles bot einen so heiter frohen Anblick, daß meine begeisterte Schilderung mir nicht übertrieben zu sein scheint.

Noch weiter östlich vom Monte Christo sichtete ich ein Stück Land, das ebenfalls ein hoher, schöner Berg zu sein schien, von wo aus sich Nordost-zu-Ost ein nicht allzu hoch gelegenes Land an die 100 Seemeilen weit erstreckt.

Sonntag,  
6. Januar

Der Ankerplatz, von dem die Rede war, ist vor allen Winden, mit Ausnahme der aus Norden und Nord-Nordwesten kommenden, vollkommen geschützt. Doch kommen diese hier sehr selten vor, und überdies kann man sich hinter

der kleinen Insel davor in Sicherheit bringen, wo das Meer drei bis vier Faden tief ist.

Bei Tagesanbruch ging ich in See, um der nach Osten zu verlaufenden Küste entlang zu fahren. Hier ist größte Vorsicht geboten, da längs der Küste zahlreiche felsige und sandige Untiefen liegen. Doch kann man auch gute Ankerplätze erreichen, wenn man bestimmte, zwischen den Untiefen verlaufende Kanäle benützt.

Nach zwölf Uhr mittags erhob sich ein heftiger Ostwind, weshalb ich einen Matrosen auf den Hauptmast steigen ließ, um Auslug zu halten. Da sichtete er die Karavelle "Pinta", die mit dem Ostwind herangesegelt kam. Die "Pinta" näherte sich der "Niña", da man aber wegen des felsigen Grundes nicht vor Anker gehen konnte, nahm ich Kurs auf den Monte Christo, wobei mir die "Pinta" folgte.

Bald darauf erschien Martin Alonso Pinzón an Bord der "Niña", wo ich ihn erwartete. Er entschuldigte sich mit der Behauptung, ohne sein Wollen von mir getrennt worden zu sein, indem er Gründe anführte, um seinen Worten Beweiskraft zu geben. Allein ich durchschaute sie als Scheingründe, da Pinzón in jener Nacht, als er sich von mir trennte, nur aus Hochmut und Habgier so gehandelt hat. Ich konnte mir die überhebliche und gemeine Handlungsweise, die sich mein Untergebener während dieser Fahrt mir gegenüber hatte zuschulden kommen lassen, in keiner Weise erklären. Trotzdem aber wollte ich auch diesmal meine Verstimmung hintansetzen, wie ich es bereits einmal getan, um die Machenschaften des Teufels, der das Unternehmen zum Mißlingen bringen wollte, zu vereiteln.

Später erfuhr ich, daß Martin Alonso sich die Angaben eines jener Indianer zunutze machen wollte, die an Bord der "Pinta" geschickt worden waren, und der ausgesagt hatte, daß auf der Baneque genannten Insel viel Gold zu finden sei. Martin Alonso gedachte daher, sich den Vorteil seines schnelleren Schiffes nicht entgehen zu lassen und wollte jene Insel auf eigene Faust ansteuern, indem er mich im Stiche ließ, während ich noch längs der Insel Juana auf der Spanischen Insel aufzukreuzen plante, da beide auf der östlichen Fahrtrichtung lagen. Als er auf der Insel Baneque anlegte und dort kein Gold zu finden war, se zelte er nach den Küsten der Spanischen Insel, von der ihm andere Indianer, die sie Bohío nannten, Kunde gebracht und behauptet hatten, daß dort Gold und Goldminen in Überfülle vorhanden seien. Zu diesem Zwecke war er, ungefähr zwanzig Tage zuvor, bis auf 60 Seemeilen an den Ort Navidad herangefahren. Daraus folgt, daß die von den Indianern überbrachte Nachricht über das Wiederauftauchen der "Pinta" durchaus zutreffend war, daß aber die Kara-

velle schon wieder abgefahren sein mußte, als das vom "cacico" Guacanagarí entsandte Kanoe den angegebenen Ort erreichte.

Die "Pinta" hat auf dem Tauschwege reichlich viel Gold gesammelt. Für ein kurzes Bändchen gaben die Indianer Goldstücke von der Größe zweier Finger, ja manchmal auch von der Größe einer Hand. Die Hälfte davon behielt Martin Alonso für sich zurück, den Rest verteilte er unter seine Mannschaft.

*An die Herrscher Spaniens gewandt, fährt der Admiral in seinem Bericht fort:*

Auf diese Weise, Erlauchteste Fürsten, erkannte ich den wundersamen Willen Gottes, gerade an jenem Orte mein Schiff zu verlieren, da er der bestgeeignetste der ganzen Insel ist, um eine Niederlassung zu gründen in nächster Nähe der Goldminen."

Hinter der Insel Juana soll gegen Süden eine andere große Insel liegen, wo Gold in größeren Mengen vorkommt als dies hier der Fall ist, und wo man bohngroße Stücke einsammelt während die Goldstücke der Goldminen auf der Spanischen Insel nur die Größe eines Getreidekorns haben. Jene Insel soll Yamaye genannt werden (Jamaika). Weiter gegen Osten zu soll sich nach den Berichten mehrerer Personen eine Insel befinden, auf der nur Frauen leben. Die Spanische Insel und die Insel Yamaye sind vom Festland aus in zehn Tagreisen mit einem Kanoe zu erreichen, was einer Entfernung von 240 oder 280 Seemeilen gleichkommt; die Bevölkerung ist hier bekleidet.

Montag,  
7.Januar

Heute wurde ein Leck, das an der Schiffswand der "Niña" entstanden war, verstopft und die ganze Karavelle frisch geteert. Die Matrosen gingen an Land, um Holzvorräte einzubringen und fanden viel Mastix und Aloe.

Dienstag,  
8.Januar

Heute gingen wir nicht in See wegen des allzu heftigen Ost- und Südostwindes. Infolgedessen gab ich Befehl, die Schiffe mit dem für die Dauer der Rückfahrt nötigen Vorrat an Holz und Wasser und anderem zu versehen, da ich bei Einhaltung meiner Fahrtrichtung dennoch den Wunsch hegte, so weit als möglich die Küsten der Spanischen Insel zu erforschen. Allein ich konnte mein Vorhaben nicht in die Tat umsetzen, da jene Männer, die ich als Kapitäne der Karavelle eingesetzt hatte, nämlich die Brüder Martin Alonso und Vicente Janez Pinzón und ihre Gefolgsleute, aus Habgier und Eigendünkel alles für sich in Anspruch nehmen zu müssen glaubten und die Auszeichnung, von mir zu meinen Gefährten auserwählt worden zu sein, nicht zu würdigen verstanden und meinen



Befehlen weder früher noch jetzt nachkamen. Sie ließen sich sogar so weit hinreißen, aus Haß die ungebührlichsten Dinge zu behaupten und zu tun. Martin Alonso hat mich in der Zeit vom 21. November bis 6. Januar ohne jeden triftigen Grund im Stiche gelassen, einzig und allein, um mir seinen Gehorsam zu verweigern. Ich hatte alle diese Unbotmäßigkeiten geduldig hingenommen, um das Unternehmen zu gutem Ende bringen zu können. Andererseits aber konnte ich es nicht erwarten, diese böswillige Gesellschaft loszuwerden, der gegenüber man sich genötigt sah, gute Miene zum bösen Spiel der andauernden Gehorsamsverweigerung zu machen. In Anbetracht dessen hielt ich es für zweckmäßig, wiewohl ich ja auch anständige Leute um mich hatte, mich um die Bestrafung der Schuldigen nicht zu bekümmern, sondern so schleunigst als möglich und ohne jeden weiteren Aufenthalt nach Kastilien zurückzufahren.

Ich bestieg mein Boot und fuhr damit zu jenem Fluß, der vier Seemeilen süd-südöstlich vom Monte Christo verläuft. Dorthin holten die Matrosen den nötigen Wasservorrat. Ich konnte feststellen, daß an der Mündung des Flusses, die breit und tief ist, der Sandstrand erstaunlich viel Gold aufwies, auch wenn die Körner winzig klein waren. Wahrscheinlich wird das Gold auf seinem Wege von den Quellen des Flusses bis zu seiner Mündung in der Weise zerrieben. Zwar fand ich auch zahlreiche Goldkörner von der Größe einer Linse, doch die überwiegende Menge Goldkörner war so feinkörnig wie Goldstaub.

Da die See hoch ging und das Meerwasser sich mit dem Süßwasser vermischte, erteilte ich Befehl, den Fluß so weit stromaufwärts zu fahren, bis man Trinkwasser fände. Vom Boot aus wurden die Fässer mit Wasser gefüllt. Bei der Rückkehr zu den Karavellen fanden die Matrosen sogar längs der Faßringe zahlreiche Goldstücke. Ich benannte diesen Fluß Goldstrom; oberhalb seiner Mündung hat er eine ausreichende Wassertiefe und ist vom Orte Navidad 68 Seemeilen entfernt. Dazwischen münden noch weitere große Flüsse ins Meer<sup>2</sup>, von denen drei besonders hervorzuheben sind, weil ich der Ansicht bin, daß dort noch viel mehr Gold zu finden sei als in dem von mir erforschten Flußlauf. Sie sind größer als der Goldstrom, obwohl dieser fast so breit ist wie der Guadalquivir auf der Höhe von Cordova. Doch nahm ich von jenem goldhaltigen Sande nichts mit mir, da Ihre Hoheiten in unmittelbarer Nähe ihrer Ortschaft Navidad bereits große Mengen davon besitzen. Ferner wollte ich keine Zeit mehr verlieren, war es mir doch darum zu tun, mich mit vollen Segeln auf die Heimfahrt nach Spanien zu machen, um rasche Kunde über alle meine Tagen bringen und die zuchtlosen Gesellen loswerden zu können.

Mittwoch,  
9. Januar

Gegen Mitternacht ging ich mit südöstlichem Wind in See und erreichte ein Vorgebirge, das ich "Punta Roja" benannte, welches genau 60 Seemeilen östlich vom Monte Christo liegt. Drei Stunden vor Sonnenuntergang ging ich dort vor Anker. Zur Nachtzeit wollte ich diesen geborgenen Ort nicht verlassen, da sich im Umkreis zahlreiche Klippen befanden, die gefährlich werden konnten, solange sie noch nicht erforscht waren.

Die ganze Umgegend vom Monte Christo bis zu jenem Ankerplatz ist eine Hochfläche, von fruchtbaren Landstrichen durchsetzt; ihr zur Seite erheben sich eindrucksvolle Gebirgszüge, die von Osten nach Westen verlaufen, zur Gänze angebaut und das Ursprungsgebiet zahlreicher Flußläufe sind.

Längs der ganzen Küste gibt es zahlreiche Schildkröten, deren Rückenpanzer so groß wie ein Schild ist. Die Matrosen fingen einige von ihnen, die an Land gekrochen waren, um dort ihre Eier zu legen.

Mit Hilfe Gottes will ich in dieser Nacht die Rückreise antreten, ohne mich durch irgend etwas davon abhalten zu lassen, da ich ja das Gesuchte gefunden hatte und mich mit Martin Alonso in keine Auseinandersetzungen einlassen wollte, solange Ihre Hoheiten von den Ergebnissen meiner Seefahrt nicht unterrichtet worden waren.

Dann werde ich keine Beleidigungen mehr zu erdulden haben, die mir böswillige und schlechte Menschen zufügen, indem sie ohne jede Rücksichtnahme ihren eigenen Willen gegen denjenigen zur Geltung bringen wollen, der ihnen eine so große Ehre hatte zuteil werden lassen.

Donnerstag,  
10. Januar

In den ersten Morgenstunden verließ ich meinen Ankerplatz und gelangte zu einem 12 Seemeilen gegen Südosten gelegenen Fluß, den ich Rio di Grazia (Gnadenfluß) benannte. An seiner Mündung, wo sich gegen Osten zu ein guter Ankerplatz bot, ging ich vor Anker. Bei der Einfahrt stößt man auf eine Felsbank, die knapp unter der Meeresoberfläche liegt; im Innern aber ist der Hafen sehr günstig und wohl geborgen, jedoch vom Bohrwurm (Schiffswurm) verseucht. Die Karavelle "Pinta" war wegen ihres sechzehntägigen Aufenthaltes in jenen Gewässern, um im Tauschwege Gold zu sammeln, wonach es Martin Alonso einzig und allein gelüstete, arg mitgenommen worden. Letzterer hatte sich erst dann entschlossen, mir entgegenzufahren, als er von den Indianern erfuhr, daß ich mich an der Küste der Spanischen Insel aufhielt und er mir daher nicht mehr aus dem Wege gehen konnte.

Pinzón hätte es gerne gesehen, daß alle Männer der "Pinta" den Schwur ablegten, nicht länger als sechs Tage sich dort aufgehalten zu haben, doch war die Böswilligkeit jenes Menschen eine so offenkundige Tatsache, daß sie nicht zu verheimlichen war. Er hatte ein Gesetz erlassen, demzufolge er die Hälfte des Goldes, das man im Tauschwege oder anderweitig erwarb, für sich selbst in Anspruch nahm. Nicht genug damit ließ er nach seiner Abfahrt vier Indianer und zwei Mädchen mit Gewalt an Bord schleppen. Ich erteilte den Befehl, diese Eingeborenen zu kleiden und dann wieder an Land zu setzen, damit sie zu ihren Siedlungen zurückkehrten.

Nur so kann man Euren Hoheiten dienen, da Männer und Frauen Euren Hoheiten gehören, handle es sich um die Bewohner dieser oder anderer Inseln. Hier aber, wo Eure Hoheiten bereits eine Niederlassung ihr Eigen nennen und eine so große Fülle Goldes, fruchtbares Ackerland und Gewürze vorhanden sind, muß die Bevölkerung noch mehr geachtet und geehrt werden.

Freitag, 11. Januar

Um Mitternacht erfolgte unsere Ausfahrt aus dem Rio di Grazia unter günstigem Landwind. Wir fuhren 16 Seemeilen weit in östlicher Richtung bis zu einem Kap, das ich Bel Prato benannte (Schöne Wiese). 32 Seemeilen weiter gegen Südosten erhebt sich ein Berg, dem ich den Namen Monte de la Plata (Silberberg) gab.

72 Seemeilen weiter östlich vom Kap Bel Prato erhebt sich das von mir so benannte Cabo de lo Angel (Engelskap). Zwischen diesem und dem Silberberg liegen eine Bucht und die schönsten Ländereien, lauter Hochflächen, die weit ins Innere des Landes reichen. Jenseits davon erstreckt sich eine große schöne Gebirgskette, die von Osten nach Westen verläuft. Zu Füßen des Berges öffnet sich ein guter Ankerplatz, dessen Einfahrt 14 Spannen breit ist. Die ganze Umgegend ist reich besiedelt und muß meiner Ansicht nach sehr fluß- und goldreich sein. Östlich vom Engelskap, in einer Entfernung von 16 Seemeilen, zeichnet sich eine Landzunge ab, die ich Punta de lo hierro (Eisen spitze) nannte; noch weiter östlich erhebt sich ein Vorgebirge, dem ich die Bezeichnung Punta Secca gab. Weitere 24 Seemeilen gegen Osten zu liegen das "Runde" und anschließend das "Französische Kap".

Samstag, 12. Januar

Vier Seemeilen davon entfernt befindet sich das Cabo del Buen Tiempo (der guten Zeit), weiter südlich davon folgt ein zweites Kap, dem ich den Namen Cabo Despenado (Steilkap) gab. An j einem Tage legte ich eine weite Strecke zurück, da Wind und Strömungen mein Vorwärtskommen beschleunigten. Wegen der Untiefen zog ich es vor, nicht vor Anker zu gehen, sondern mit geschlossenen Segeln

über Nacht beizuliegen. In den ersten Morgenstunden fuhr ich mit heftigen Windböen in östlicher Richtung weiter und legte auf diese Weise bis zum Sonnenuntergang insgesamt 44 Seemeilen zurück.

Dann sichtete ich in einer Entfernung von 48 Seemeilen gegen Süden zu Land, auf das ich zuhielt. Da ich meine Schiffe keiner Gefahr aussetzen wollte, so legte ich im Verlaufe der Nacht nur 28 Seemeilen in nordnordöstlicher Richtung zurück. Ein dicht daneben befindliches Kap benannte ich "das Kap des Vaters und des Sohnes", da es im äußersten Osten zwei große vereinzelte Klippen, eine größer als die andere, aufwies. Acht weitere Seemeilen gegen Osten zu entdeckte ich eine geräumige, schöne Bucht, die von zwei Bergen umschlossen war, wodurch ein sehr vorteilhaft gelegener Ankerplatz gebildet wurde, der eine leichte Einfahrt bot. Da es noch früh am Morgen war und ich keinen Aufschub erleiden wollte, zudem die Winde in diesen Gewässern meist von Osten kamen, während jetzt ein aus Nord-Nordwesten kommender Wind blies, so gedachte ich nicht, mich hier aufzuhalten.

Mithin setzte ich meine Fahrt gegen Osten bis zu einem sehr hohen Kap fort, das allenthalben steil zum Meere abfiel und dem ich den Namen Cabo Enamorado gab (Kap der Sehnsucht). Dort angelangt, entdeckte ich ein weiteres Kap, das sehr hoch und rund und ganz aus nacktem Fels gebildet war; es glich in seinen Formen dem Kap von San Vincenzo in Portugal und lag etwa 12 Seemeilen östlich vom Kap der Sehnsucht.

Auf der Höhe des letztgenannten Vorgebirges angelangt, sichtete ich in dessen Nachbarschaft eine breite Bucht, in deren Mitte eine kleine Insel lag. Hier ging ich bei einer Meerestiefe von 12 Faden vor Anker, schickte das Boot an Land, um Süßwasser zu beschaffen und festzustellen, ob man an die Eingeborenen herankommen konnte; diese jedoch ergriffen samt und sonders die Flucht.

Ich hielt mich auch aus dem Grunde hier auf, um mich zu vergewissern, ob das vor meinen Augen liegende Land tatsächlich zur Spanischen Insel gehörte oder ob dieser Golf nicht, wie ich zunächst angenommen hatte, ein Kanal sei, der die genannte Insel von einer zweiten Insel schied; denn es erschien mir kaum glaubhaft, daß die Spanische Insel eine derartige Ausdehnung habe.

Sonntag, 13.  
Januar

Ich vermochte nicht, aus dieser Bucht auszufahren, da der dazu unerläßliche Landwind ausblieb. Doch wollte ich von hier fortfahren, um einen günstigeren Ankerplatz ausfindig zu machen, da der gegenwärtige Ankerplatz keine hinreichende Zuflucht bot. Überdies beabsichtigte ich auch,

zu beobachten, welche atmosphärischen Ergebnisse die Konjunktion des Mondes mit der Sonne, die ich für den 17. des Monats erwartete ferner die Opposition des Mondes mit Jupiter, dessen Konjunktion mit Merkur, und schließlich die Opposition der Sonne mit dem Planeten Jupiter, zeitigen würden. Alle diese astronomischen Erscheinungen pflegen starke Winde hervorzurufen.

Derweilen schickte ich das Boot an Land, nach einem schönen Strande, wo die Matrosen "ajes" zum Essen sammeln sollten. Diese stießen dabei auf einige mit Bögen und Pfeilen ausgerüstete Männer, mit welchen sie sich in ein Gespräch einließen und denen sie zwei Bogen und zahlreiche Pfeile abkauften. Die Spanier ersuchten einen von ihnen, sich an Bord der Karavelle "Niña" zu begeben, um mit mir zu sprechen, was dieser auch tat.

Dieser Eingeborene hatte weitaus häßlichere Gesichtszüge als alle bisher angetroffenen Indianer. Sein Gesicht war gänzlich mit Kohle geschwärzt womit er nur dem allgemeinen Brauch dieser Leute folgte, die sich mit allen möglichen Farben zu bestreichen lieben. Er trug langes Haupthaar, das in einen einzigen Knoten nach hinten zu gebunden und in einer Art Netz aus Papageienfedern steckte. Er war nackt wie alle seinesgleichen. Ich war der Meinung, daß es sich um einen Angehörigen der Caribi handelte, die Menschen fressen, und daß die Einbuchtung, die ich tags zuvor gesehen, und die das Land in zwei Teile zu gliedern schien, in Wahrheit ein Kanal sei, der eine zweite Insel absonderte.

Ich erkundigte mich bei diesem Eingeborenen nach den Caribi. wobei ich nach dem Lande hindeutete, das man gegen Osten zu sah und das ich gestern vor der Einfahrt in Bucht beobachtet hatte. Der Indianer gab mir zur Antwort, daß dort viel Gold zu finden sei, indem er mit der Hand nach dem Hinterschiff wies, das ziemlich groß war, als wollte er damit sagen, daß es dort Goldstücke von dieser Größe gebe. Dieser Eingeborene gebrauchte, um Gold zu bezeichnen, den Ausdruck "tuob", während die Bezeichnungen "caona" und "nozay", die von den Indianern der zuerst erforschten Inselteile, beziehungsweise von den Bewohnern San Salvadors und jenen der anderen Inseln dafür gebraucht wurden, nicht geläufig waren. Ferner wußte er zu berichten, daß die Insel Matinino zur Gänze von Frauen bevölkert sei, ohne einen einzigen Mann, und daß sie reich an "tuob" sei, worunter er Gold und Kupfer verstand; sie läge weiter östlich als Canib. Er sprach auch von einer Insel mit Namen Guanin, wo viel Gold zu finden sei. Von diesen Inseln hatte ich bereits früher von anderer Seite Kunde erhalten.

In den bisher aufgesuchten Gegenden lebten die Eingeborenen alle in steter Angst vor den Bewohnern von Carib, das auch Caniba genannt wurde, auf der Spanischen Insel aber Carib hieß. Ich glaube, daß dies wagemutige Männer sein müssen, da sie bis zu allen diesen Inseln vordrangen und die Menschen, deren sie habhaft werden konnten, verzehrten.

Ich vermochte im Laufe meines Gespräches mit dem Indianer einige seiner Ausdrücke zu verstehen, so daß ich mir über einige Dinge klar wurde; immerhin waren die an Bord befindlichen Indianer imstande, ihn trotz der Verschiedenartigkeit der Sprache, was mit der großen Entfernung ihrer Heimatländer zusammenhing, noch besser zu verstehen.

Ich ließ dem Indianer Speisen reichen und schenkte ihm ein Stück grünen und roten Stoffes, sowie Glasperlen, alles Dinge, die bei den Eingeborenen in hohem Kurs standen. Hierauf befahl ich, ihn an Land zu schaffen, nicht ohne ihm vorher eingeschärft zu haben, Gold aufs Schiff zu bringen, wenn er solches auftreiben konnte; denn daß am Orte Gold vorhanden sein mußte, glaubte ich aus einigen Kleinigkeiten dieses Edelmetalles, die der Eingeborene auf sich trug, schließen zu können.

Als das Boot an Land stieß, tauchten hinter den Bäumen zumindest 55 vollkommen nackte Männer auf, sie hatten langes Haar, wie die Frauen Kastiliens, und trugen einen nach hinten herabhängenden Kopfschmuck aus Papageienfedern. Jeder von ihnen war mit einem Bogen ausgerüstet.

Der Indianer stieg an Land und bewog seine Landsleute, Bogen und Pfeile niederzulegen, sowie auch einen Stock, der wie ein sehr schwerer .... 4 ist und ihnen als Schwert dient. Schließlich kamen sie ans Boot heran, während die darin befindlichen Spanier an Land gingen und Bogen, Pfeile und andere Waffen der Eingeborenen aufzukaufen begannen, wie ich es ihnen geheißen hatte. Als sie all das veräußert hatten, wollten sie nichts mehr hergeben und machten sogar Miene, die Christen anzugreifen und zu fangen. Sie liefen also mit Windeseile zu jener Stelle zurück, wo sie Bogen und Pfeile niedergelegt hatten, und kehrten dann zu den Christen zurück, Stricke in den Händen haltend, mit denen sie sie festbinden wollten. Allein die Christen waren auf ihrer Hut, meiner Worte eingedenk, mit denen ich ihnen größte Vorsicht eingeschärft hatte. Als sie die heranstürmenden Indianer gewahrten, gingen sie selbst zum Angriff über, wobei sie einem Indianer mit einem Speiß ins Hinterteil fuhren, während ein zweiter an der Brust von einem Pfeilschuß verletzt wurde.

Angesichts ihres Mißerfolges ergriffen die Indianer die Flucht, Bogen und Pfeile am Boden verstreut zurücklassend, obwohl mehr als 50 ihresgleichen nur sieben Spaniern gegenüberstanden hatten. Die Christen hätten ein wahres Blutbad angerichtet, wenn der befehlhabende Kapitän sie nicht daran gehindert hätte, indem er die Anordnung gab, das Boot zu besteigen und zur Karavelle zurückzurudern.

Als ich davon Kunde erhielt, war ich einesteils verstimmt, andererseits aber freute ich mich darüber, denn es erschien mir erwünscht daß die Inselbewohner von den Christen eingeschüchtert würden. Ohne Zweifel führten diese Indianer Böses im Schilde, gehörten sie doch zum Stamme Caribs, die Menschenfresser waren. Wenn also das Boot jener 39 Männer, die ich in der Festung und Ortschaft Navidad zurückgelassen hatte, bis hierher vordringen sollte, so würden diese Wilden es nicht mehr wagen, die an Land gestiegenen Spanier zu überfallen. Falls diese Krieger nicht zum Stamme der Caribi gehören, so müssen sie zumindest nicht weit von den letzteren seßhaft sein, dieselben Gebräuche haben und furchtlose Leute sein, darin sich von allen anderen Inselbewohnern sehr unterscheidend, die ganz besonders feige und wehrlos sind.

Gerne hätte ich einige von ihnen eingefangen. Wie die Bewohner der Spanischen Insel, entzündeten diese Indianer zahlreiche Feuer.

Montag,  
14. Januar

Im Laufe der Nacht wollte ich einige Leute ausschicken, um die Behausungen dieser Indianer auszuforschen und einige von ihnen festzunehmen, da ich sie für Caribi hielt. Allein heftige Ost- und Nordostwinde und hoher Seegang vereitelten mein Vorhaben. Des Morgens aber sahen wir von unseren Schiffen aus eine Menge jener Wilden am Strande hingelagert. Daraufhin ließ ich ein Boot mit wohlbewaffneten Männern sich dem Lande nähern. Alsogleich machten sich die Eingeborenen ans Hinterteil des Bootes heran, ihnen voran jener Indianer, der tags zuvor an Bord der "Niña" gekommen war und den ich beschenkt hatte. Unter ihnen befand sich auch ein "cacico" der dem erwähnten Indianer einige Steine gereicht hatte, um sie den Bootsinsassen zum Zeichen des Friedens und der Sicherheit zu überreichen. Dieser "cacico" bestieg mit drei seiner Leute das Boot und begab sich an Bord der Karavelle. Ich bewirtete sie auf das zuvorkommenste und schenkte dem "cacico" eine rote Kappe, Glasperlen und ein Stück roten Stoffes, wovon er auch seinen Begleitern etwas abgab. Der "cacico" versprach daraufhin, am kommenden Tage eine Goldmaske bringen zu wollen und erklärte, daß sowohl hier, wie in Carib und Matinino, viel 1 Gold vorhanden sei. Dann entließ ich diese Indianer, die sich glücklich und zu-

frieden an Land begaben. Die beiden Karavellen machten am Kiel viel Wasser. Schuld daran sind die Teerer von Palos, die die Schiffe sehr schlecht verpicht und sich auf und davon gemacht hatten, als sie merkten, daß ich hinter den Schwindel gekommen war und sie heranziehen wollte, es wieder gutzumachen. Trotz des undichten Zustandes der Schiffe hoffe ich, daß der Allmächtige, der mir die Überquerung des Ozeans heil und sicher gestattete, mir nun auch bei meiner Rückfahrt mit seinem Erbarmen zur Seite stehen werde. Denn dem allgütigen und allwissenden Herrgott war es wohlbekannt, wieviel Mißhelligkeiten ich zu überwinden gehabt hatte, ehe ich Kastilien verlassen konnte, als niemand da war, der meinem Vorhaben wohlgeneigt war, außer dem Allmächtigen, der mein Innerstes erkannt hatte, und Ihre Hoheiten, die Beherrscher Spaniens.

Alle diese Widerwärtigkeiten brachten es mit sich, daß Eure Hoheiten ein Einkommenszuschuß von hundert Millionen entging, nachdem ich in Ihre Dienste getreten war, also mit dem 20. dieses Monats seit sieben Jahren, ganz zu schweigen von der Ertragserhöhung, die man von heute ab mit dieser Summe erzielen könnte. Gott der Allmächtige wird auch hierfür eine Abhilfe zu finden wissen.

Dienstag, 15.  
Januar

*Der Admiral bekräftigt seine Absicht, die Rückreise anzutreten, da ein weiterer Aufenthalt vollkommen zwecklos wäre, in Anbetracht des Vorgefallenen. Wahrscheinlich meinte der Admiral damit den Zwischenfall mit den Indianern.*

Am heutigen Tage wurde mir hinterbracht, daß das ausgiebigste Goldvorkommen in der Umgegend der Ortschaft Navidad zu finden sei, die ja bereits zum Besitz Ihrer Hoheiten gehört. Auf den Inseln Carib und Matinino sei viel Kupfer, doch würde seine Gewinnung in Carib sich nicht so einfach gestalten, da dessen Bewohner Menschenfresser seien. Von hier aus konnte ich die Insel Carib, die ich unbedingt aufsuchen wollte, recht gut sehen. Matinino sei nur von Frauen bewohnt. Beide Inseln wollte ich aufsuchen und einige ihrer Bewohner mit mir nehmen.

Derweil entsandte ich mein Boot an Land, doch ließ sich der "cacico" des Ortes nicht blicken, da seine Ortschaft weit entfernt von hier lag; doch hielt er sein Versprechen und sandte mir seine Goldkrone. Außerdem fanden sich zahlreiche Eingeborene ein, die Baumwolle, Brot und Bogen und Pfeile mitbrachten. Nachdem sie dies ausgetauscht hatten, kamen vier junge Burschen an der Karavelle. Da ich annahm, daß sie über alle Inseln Bescheid wußten, die sich gegen Osten zu auf dem Wege befanden, den ich selbst einzuschlagen gedachte, so beabsichtigte



ich, sie nach Kastilien mitzunehmen.

Die Bewohner dieser Gegend hatten weder Eisen noch ein anderes bekanntes Metall, obgleich man nach so kurzem Aufenthalte nur wenig über Land und Leute in Erfahrung bringen konnte, wenn man außerdem bedenkt, daß ich die Sprache der Eingeborenen nur andeutungsweise verstand, während die Indianer in so kurzer Zeitspanne nicht das Spanische so zu erlernen vermocht hatten, wie ich es gern gesehen hätte.

Die Bogen der Eingeborenen waren so groß wie jene, die man in Frankreich und England verwendet, während die Pfeile und Spieße denen der andern Inselbewohner gleichen. Sie werden aus den Enden junger Rohre, die ganz gerade und eineinhalb oder zwei Ellen lang sind, angefertigt. Ihre Spitze bildet ein kurzer, scharf zugespitzter Stab, der etwas über eine Handbreite lang ist, an dessen Stelle andere einen Fischzahn oder einen Grashalm setzten. Sie schleudern sie in einer Art und Weise, die den davon Betroffenen nicht viel antun kann.

Hier gab es viel Baumwolle, Mastix, auch Gold und Kupfer. Meiner Ansicht nach waren die Bogen aus Eibenholz gefertigt. Überdies fanden wir viel "axi" - einheimischer Pfeffer -, der viel würziger schmeckte als der in Spanien verwendete; alle Speisen wurden damit gewürzt, was der Gesundheit sehr zuträglich sein soll. 50 Karavellen ließen sich jährlich damit voll beladen.

In der Bucht, wo wir vor Anker lagen, fand ich viel von jenem Gras vor, dem wir auf unserer Ozeanfahrt begegnet waren, woraus ich schließen zu können glaubte, daß in geradliniger östlicher Richtung von den bereits entdeckten Inseln aus weitere Inseln liegen mußten, da diese Grasart nur an Stellen geringer Meerestiefe, also in Landnähe, vorkommt. Wenn dies zutreffend ist, dann müßten diese indischen Inseln nicht allzuweit von den Kanarischen Inseln liegen, und zwar in einer Entfernung von weniger als 1600 Seemeilen.

16. Januar bis 14. Februar 1493:  
Fahrt über den Atlantik

Mittwoch, 16.  
Januar

Drei Stunden vor Sonnenaufgang verließ ich jene Bucht, der ich den Namen "Bucht der Pfeile" gegeben hatte, wobei ich zuerst mit Landwind, später mit Westwind in Richtung Ost-zu-Nord fuhr, um die Insel Carib zu erreichen, wo jene Wilden hausten, die alle Bewohner der erforschten Inseln so sehr mit Angst und Bangnis erfüllten, weil die Mär ging, daß sie mit ihren unzähligen Kanoes diese Gewässer heimsuchten und alle Menschen, deren sie habhaft werden konnten, verspeisten.

Die einzuschlagende Kursrichtung habe ich von einem jener vier Indianer erfahren, die ich tags zuvor in der "Pfeil-Bucht" eingefangen hatte. Nach einer Fahrt von 64 Seemeilen versicherten mir die Indianer, daß die gesuchte Insel im Südosten liege, weshalb ich die entsprechende Kursänderung vornehmen ließ. Doch nach weiteren acht Seemeilen erhob sich ein starker, frischer, zur Rückfahrt nach Spanien sehr günstiger Wind. Da ich zudem wahrgenommen hatte, daß meine Mannschaften sich betrübt zeigten, als sie gewahr wurden, daß die Schiffe von der heimatlichen Fahrtrichtung abwichen, und da ferner die beiden Karavellen immer mehr Wasser machten, und keine andere Hilfe als Gottes Beistand uns zu Gebote stand, mußte ich die Kursrichtung aufgeben, die, meiner Meinung nach, nach der Insel der Caribi führte. So hielt ich Kurs auf Spanien in Richtung Nordost-zu-Ost und legte bis zum Sonnenuntergang 48 Seemeilen zurück.

Da erklärten die Indianer, daß man auf diesem Wege zur Insel Matinino gelangen würde, wo nur Frauen ansässig sind. Ich hätte jene Insel sehr gerne aufgesucht, um dem König und der Königin fünf oder sechs dieser weiblichen Wilden vorzuführen. Doch befürchtete ich, daß die Indianer die Fahrtrichtung nicht genau kannten und wollte wegen der leckgewordenen Schiffe die Heimreise nicht länger aufschieben.

Doch war ich davon überzeugt, daß diese Fraueninsel tatsächlich bestehe und die Männer von Carib zu bestimmten Jahreszeiten sie mit ihrem Besuch beehrten. Falls ein junge das Licht der Welt erblickte, wurde er nach der Männerinsel geschickt, während die Frauen die neugeborenen Mädchen bei sich behielten. Die beiden Inseln waren meiner Meinung nach etwa 40 oder 48 Seemeilen voneinander entfernt, wobei ihre Entfernung von der "Pfeil-Bucht" nach Südosten an die 60 bis 80 Seemeilen beträgt, folglich mußten die Indianer sich in ihren Angaben geirrt haben.

Als das Kap der Spanischen Insel, das ich San Teramo benannt hatte, außer Sicht kam, fuhr ich bei strahlendem Wetter 148 Seemeilen in Richtung Ost-zu-Nord.

Donnerstag,  
17. Januar

Gestern, nach Sonnenuntergang, ließ der Wind etwas nach. Mit einer Stundengeschwindigkeit von vier Seemeilen legten die Schiffe 28 Seemeilen zurück. Später als der Wind wieder anzog, kamen sie um acht Seemeilen in der Stunde vorwärts, so daß sie insgesamt 84 Seemeilen in Richtung Nordost-zu-Ost hinter sich brachten. Ich sichtete viel von jenem Grase, das man im Ozean antrifft.

Freitag, 18.  
Januar

Während der Nacht fuhren wir mit mäßigem Winde in ost-südöstlicher Richtung um 40 Seemeilen weiter; bis zum Sonnenaufgang legten wir 30 Seemeilen in Richtung Südost-zu-Ost zurück.

Von Tagesanbruch an ging die Fahrt den ganzen Tag über mit schwankendem, mäßigem Winde weiter, wobei ich bald gegen Norden, bald gegen Nordosten steuerte; insgesamt schätze ich, eine Entfernung von 60 Seemeilen zurückgelegt zu haben. Hie und da sichtete ich wieder treibendes Gras. Tags zuvor wimmelte es im Ozean von Thunfischen; ich glaube, daß diese Fische von hier aus zur Thunfischfangbucht des Herzogs von Conil und Cadiz gelangten.

Da in diesen Gewässern ein Fregattenvogel auftauchte, der die "Niña" umflog, um dann in südöstlicher Richtung davonzufliegen, war ich der Ansicht, daß nicht allzu weit von hier einige Inseln liegen mußten. Und zwar müßten ost-südöstlich von der Spanischen Insel die Inseln von Carib, Martinino und noch viele andere liegen.

Samstag,  
19. Januar

Im Laufe der Nacht legte ich 56 Seemeilen in Richtung Nord-zu-Ost und 64 Seemeilen Nordost-zu-Nord zurück. Bei Tagesanbruch fuhr ich mit starkem Ost-Südost in nördlicher Richtung, wobei ich 84 Seemeilen zurücklegte. Das Meer war von kleinen Thunfischen bedeckt; Pelikane und Fregattenvögel umflogen die Schiffe.

Sonntag, 20.  
Januar

Während der Nacht ließ der Wind nach, um dann plötzlich mit starken Böen wieder einzusetzen. Die Schiffe durchliefen in nordöstlicher Richtung 20 Seemeilen. Nach der Morgendämmerung legten sie weitere 11 Seemeilen nach Südosten und später 36 Seemeilen nach Nord-Nordosten zurück.

Die Luft war mild und weich, wie in Sevilla in den Monaten April und Mai, während das Meer Gott sei Lob und Dank stets ruhig blieb. Zahlreiche Fregatten- und Sturmvögel und andere Vogelarten kamen in Sehweite.

Montag, 21.  
Januar

Gestern nach Sonnenuntergang steuerte ich unter Ost- und Nordostwind gegen Nord-zu-Ost. Bis gegen Mitternacht liefen die beiden Karavellen mit einer Stundenge-

schwindigkeit von acht Seemeilen, wobei sie 56 Seemeilen zurücklegten. Später setzen sie ihre Fahrt in nordnordöstlicher Richtung fort, so daß sie bei einer Stundengeschwindigkeit von acht Seemeilen im Verlauf der ganzen Nacht 104 Seemeilen in nordöstlicher Richtung vorrückten.

Nach Sonnenaufgang fuhren sie mit östlichem Winde gegen Nord-Nordosten weiter; mithin legten sie im Verlaufe von elf Tagesstunden 88 Seemeilen zurück, abzüglich einer Meile, die ich dadurch verlor, daß ich die Karavelle "Pinta" ansteuerte, um mich mit Martin Alonso Pinzón besprechen zu können.

Ich fand die Temperaturen niedriger als in den vergangenen Tagen und meinte daher, daß sie mehr und mehr fallen würde, je mehr wir gegen Norden vorrückten; dies hing auch damit zusammen, daß infolge der Verengung des Erdglobus gegen die beiden Pole zu die Nächte immer länger wurden.

Dienstag, 22.  
Januar

Gestern nach Sonnenuntergang fuhr ich mit östlichem Wind gegen Nord-Nordosten, wobei der Wind manchmal nach Südosten umsprang. Im Verlauf der Nachtstunden legte ich 72 Seemeilen auf meiner Fahrt zurück. Bei wechselnder Stundengeschwindigkeit und mit geringen Kursänderungen legten die beiden Karavellen bis gegen 11 Uhr vormittags andere 32 Seemeilen in ost-nordöstlicher Richtung zurück. Da der Wind dann plötzlich abbrach, kamen wir an diesem Tage nicht mehr weiter vorwärts. Die Indianer sprangen ins Meer, um zu schwimmen. Zahlreiche Vögel umflogen die Schiffe; die Meeresoberfläche war von jenem bekannten Grase bedeckt.

Mittwoch,  
23. Januar

In der vergangenen Nacht hatten wir sehr unter schwankenden Windverhältnissen zu leiden. Da ich alles wohl überlegt und die nötigen Vorsichtsmaßregeln getroffen hatte, die ein guter Seemann stets im Auge zu haben verpflichtet ist, ließ ich die beiden Schiffe nach ihrem Gutdünken laufen. So setzten wir unsere Fahrt gegen Nordost-zu-Nord auf einer Strecke von 84 Seemeilen weiter fort.

Von Zeit zu Zeit sah ich mich genötigt, auf die "Pinta" zu warten, die nur langsam vorwärts kam, weil sie ihre Besansegel nur wenig ausnützen konnte, da der Besanmast sich in schlechtem Zustand befand. Wenn ihr Kapitän Alonso Pinzón während seines Aufenthaltes auf den indischen Inseln mit ebensoviel Eifer für einen neuen Mast gesorgt hätte, wie er darauf verwendet hatte, sich von mir zu trennen, in der Hoffnung, sein Schiff mit Gold zu füllen, so hätte diesem Mißstand leicht Abhilfe geschaffen werden können.

Der Himmel war die letzten Tage über stets getrübt, ohne daß es regnete, während die See still und ruhig blieb wie ein Fluß. Als die Sonne aufging, fuhren wir einen Teil des Tages in rascher Fahrt um 30 Seemeilen nach Nordosten, den Rest des Tages kamen wir um weitere 30 Seemeilen in nord-nordöstlicher Richtung vorwärts.

Donnerstag,  
24. Januar

Im Verlauf dieser ganzen letzten Nacht legten wir infolge schwankender Windverhältnisse nur 44 Seemeilen gegen Nordosten zurück. Nach Sonnenaufgang kamen wir um 50 Seemeilen gegen Osten vorwärts.

Freitag,  
25. Januar

Ich fuhr mit meinen Schiffen einen Teil der Nacht in ost-nordöstlicher Richtung um 38 Seemeilen weiter, später legte ich sechs Seemeilen in nord-nordöstlicher Richtung zurück. Bei Sonnenuntergang stellte ich fest, daß ich im Verlauf des ganzen Tages wegen des mäßig starken Windes nur 27 Seemeilen zurückgelegt hatte.

Meine Matrosen erlegten einen Thunfisch und einen großen Hai, die beide sehr gelegen kamen, da wir an Bord der Schiffe keine anderen Eßvorräte mehr hatten als Schiffszwieback, Wein und indische "ajes".

Samstag,  
26. Januar

In der letzten Nacht rückten die beiden Karavellen in Richtung Ost-zu-Süd um weitere 56 Seemeilen vor. Als der Tag anbrach, verlegten wir unseren Kurs nach Ost-Südosten, dann nach Südosten. Bis 11 Uhr morgens hatten wir insgesamt 40 Seemeilen zurückgelegt. Später ließ ich die Schiffe beidrehen und braßte auf den Wind, wobei ich bis zum Einbruch der Nacht 24 Seemeilen gegen Norden zurücklegte.

Sonntag, 27.  
Januar, bis  
Samstag, 2.  
Februar

Im Laufe dieser Woche fuhren die Karavellen, ihre Kursrichtung je nach den Windverhältnissen entsprechend ändernd, ohne daß besondere Zwischenfälle eintraten, der Heimat entgegen. Sie legten dabei insgesamt 729 Seemeilen zurück. Das Meer blieb die ganze Zeit über ruhig. Der Himmel war heiter und die Luft so mild wie im Monat April in Kastilien. Oft war das Meer so dicht von jenem Grase bedeckt, daß man hätte annehmen können, eine Untiefe zu überfahren, hätte man nicht gewußt, um was es sich eigentlich handelte.

Sonntag, 3.  
Februar

In dieser Nacht legten wir 116 Seemeilen mit Rückenwind und bei spiegelglatter See zurück. Mir wollte es so scheinen, als ob der Polarstern so hoch am Horizont liege wie beim Kap San Vincenzo in Portugal. Ich konnte die Sonnenhöhe weder mit dem Astrolabium noch mit dem Quadranten messen, da der inzwischen eingetretene Wellengang mich daran hinderte. Im Laufe des Tages setzte ich

meine Fahrt in ost-nordöstlicher Richtung mit einer Stundengeschwindigkeit von 10 Seemeilen weiter fort, wobei wir in 11 Stunden 108 Seemeilen zurücklegten.

Montag, 4. Februar

Die Nacht über fuhren wir gegen Ost-zu-Nord. Insgesamt legten wir dabei 130 Seemeilen zurück. Das Wetter war trübe und regnerisch. Die Temperatur sank um einige Grade, woraus ich schloß, daß wir uns noch nicht in der Nähe der Azoren befanden. Nach Sonnenuntergang nahm ich einen Kurswechsel vor und fuhr gegen Osten. Im Laufe des Tages legen wir 77 Seemeilen zurück.

Dienstag, 5. Februar

Auch in dieser Nacht verharrte ich auf meiner östlichen Fahrtrichtung, wobei ich insgesamt 55 Seemeilen zurücklegte. Im Laufe des Tages fuhren wir mit einer Stundengeschwindigkeit von 10 Seemeilen, so daß wir binnen 11 Stunden 110 Seemeilen hinter uns brachten. Wir sichteten zahlreiche Sturmvögel und einige schwimmende Holzstäbe, was auf Landnähe hindeutete.

Mittwoch, 6. Februar

Im Laufe der Nacht rückten wir um 143 Seemeilen in östlicher Richtung vor. Während des Tages liefen die Schiffe mit einer Stundengeschwindigkeit von 14 Seemeilen, so daß sie im Laufe des ganzen Tages 154 Seemeilen zurücklegten.

Vicente Yañez Pinzón stellte fest, daß im Laufe des heutigen Morgens die Insel Flores nördlich und die Insel Madeira östlich von seinem Schiffe zu liegen kam. Roldán behauptete, daß die Insel von Fayal oder San Gregorio in nordöstlicher Richtung und Porto Santo nach Osten zu gelegen seien.

Donnerstag, 7. Februar

Ich fuhr die Nacht über weiter gegen Osten. Da die beiden Karavellen mit einer Stundengeschwindigkeit von 10 Seemeilen dahinsegelten, so legten sie in 13 Stunden 130 Seemeilen zurück. Tagsüber kamen sie um weitere 88 Seemeilen vorwärts. Nach meinen Berechnungen befanden sich die Schiffe am heutigen Tage 300 Seemeilen südlich der Insel Flores. Der Pilot Pero Alonso war der Meinung, daß man bei Einhaltung des nördlichen Kurses zwischen den Inseln Terzera und Santa Maria hindurchfahren würde, während man mit östlichem Kurs die Insel Madeira, 48 Seemeilen von ihrer nördlichen Küste entfernt, auf Luvseite passieren würde.

Die Matrosen sichteten eine Grasart, die von der auf der Herfahrt beobachteten verschieden war; sie glich jenem Grase, das in den Gewässern im Umkreis der Azoren reichlich vorkam. Später jedoch entdeckten sie wieder das gleiche Gras, dem sie auf der Herfahrt begegnet waren.

Freitag, 8. Februar

Im Laufe dieser Nacht legten wir 48 Seemeilen in östlicher Richtung zurück. Nach Sonnenaufgang durchliefen die Schiffe bis zur Mittagszeit 27 Seemeilen; bis zum Sonnenuntergang legten sie die gleiche Anzahl Meilen zurück, also insgesamt 54 Seemeilen in süd-südöstlicher Richtung.

Samstag, 9. Februar, und Sonntag, 10. Februar

Im Laufe des Samstag und in der Nacht auf den Sonntag legten die Schiffe in östlicher Richtung eine Entfernung von 198 Seemeilen zurück. Nach Tagesanbruch des Sonntag legten die Schiffe bei einer Stundengeschwindigkeit von 9 Seemeilen innerhalb von 11 Stunden 99 Seemeilen zurück.

Auf meiner Karavelle setzten Vicente Yañez Pinzón, Sancho Ruiz, Pero Alonso Niño und Bartolomeo Roldán den Schiffsort auf der Karte ab. Alle diese vier Kapitäne vertraten die Ansicht, daß sich die Schiffe sehr weit östlich der Azoren und südlich der Insel Santa Maria, die die letzte dieses Inselarchipels ist, befanden; ja sie behaupteten sogar, sich um 20 Seemeilen von der Insel Santa Maria entfernt zu haben und sich in der Nähe der Insel Madeira vor Porto Santo zu befinden. Ich hingegen war mir darüber klar, nicht so weit vorwärts gekommen zu sein, sondern viel weiter rückwärts zu liegen, als meine Kapitäne wahrhaben wollten.

Meinen Berechnungen zufolge ließen wir die Insel Flores im Norden zurück und fuhren gegen Osten mit Kurs auf Nafe an der afrikanischen Küste, wobei wir die Nordküste der Insel Madeira auf Luvseite passierten. Meine Kapitäne hatten also angenommen, daß wir uns um 600 Seemeilen näher bei Kastilien befänden als ich es berechnet hatte. Wenn einmal Land in Sicht gekommen sein wird, läßt es sich feststellen, wessen Berechnungen zutreffender sind. Auf der Herfahrt haben wir jenes Gras erst in einer Entfernung von 1052 Seemeilen von der Insel Ferro gesichtet.

Montag, 11. Februar

Während der Nacht legten die Schiffe mit einer Stundengeschwindigkeit von 12 Meilen 156 Seemeilen zurück, im Laufe des Tages kamen sie um weitere 66 Seemeilen vorwärts. Wir sichteten viele Vögel, weshalb wir annehmen zu können glaubten, uns in Landnähe zu befinden.

Dienstag, 12. Februar

Bis zum Morgenrauen fuhren wir in östlicher Richtung um 73 Seemeilen weiter. Dann begann die See hochzugehen und ein regelrechter Sturm brach los. Wäre die Karavelle nicht so seefest und wäre sie nicht so gut wieder instandgesetzt worden, so müßte ich Schlimmstes befürchten. Den ganzen Tag über legten wir mit Müh und Not an die 48 Seemeilen zurück.

Mittwoch, 13.

Von Sonnenuntergang bis zum Anbruch des Tages waren



Februar

wir heftigen Windböen ausgesetzt, während die See rollte und ein Sturm losbrach. Dreimal blitzte es im Nord-Nordosten auf, was meiner Ansicht nach ein Anzeichen dafür war, daß von dort aus oder nach dieser Richtung hin ein Gewitter im Anzuge war. Die ganze Nacht liefen die Schiffe ohne Segel, später ließ ich die Segel teilweise setzen und legte so 52 Seemeilen zurück.

Im Laufe des Tages ließ der Wind an Stärke etwas nach, um aber gleich wieder mit erneuter Heftigkeit einzusetzen. Das Meer schäumte wild auf, hohe Brecher, die sich übereinander türmten, fielen über die Schiffe her. Trotzdem kamen die Schiffe um 55 Seemeilen vorwärts.

Donnerstag,  
14. Februar

Im Laufe der Nacht ging ein Sturmwind los, die Wogenberge nahmen eine erschreckende Größe an; sie kamen von allen Seiten, stürzten aufeinander und bedrängten das Schiff so sehr, daß es weder vorwärtskommen noch auch nur aus dem entfesselten Hexenkessel sich zu befreien vermochte, um dann an den Bordwänden der "Niña" zu zerschellen. Ich gab Befehl, das Segel des Mittelmastes ganz tief zu setzen, gerade genug, um das Schiff vor den anstürmenden Wogen etwas zurückzuhalten. Auf diese Weise legten wir in dreistündiger Fahrt 20 Seemeilen zurück.

Da aber Meer und Wind immer toller wurden und die Gefahr immer bedrohlichere Ausmaße annahm, so ließ ich den Gewalten des Sturmes freien Lauf, gab es doch keine andere Rettung mehr.

Nun ließ sich auch die unter dem Kommando Martin Alonso Pinzóns stehende "Pinta" vom Winde hertreiben und verschwand vor meinem Blick, trotzdem ich die ganze Nacht hindurch mit der Bordlaterne Leuchtsignale gab, die die "Pinta" solange beantwortete, als der Sturm es ihr zuließ. Dann aber kam sie allzu sehr aus meiner Kursrichtung. Ich selber fuhr die Nacht über nach Nordostzu-Ost über eine Entfernung von 54 Seemeilen.

Nach Sonnenaufgang nahm die Heftigkeit des Sturmwindes nur noch zu, während die See in ihrer Bewegtheit keine Grenzen kannte. Mein Schiff fuhr nur noch mit dem zur Hälfte hochgezogenen Segel des Mittelmastes, um ein Versinken des Schiffes unter den Wogenmassen zu verhindern. Es lief in ost-nordöstlicher Richtung, drehte dann gegen Nordosten bei; es legte so innerhalb von 6 Stunden 30 Seemeilen zurück.

Da gebot ich, durch das Los zu bestimmen, welcher von den Seefahrern zum Wallfahrtsort der Santa Maria von Guadalupe pilgern und dieser wundertätigen Muttergottes

eine Kerze, die fünf Pfund wog, darbringen sollte. Zu diesem Zwecke ließ ich soviel Kichererbsen sammeln, als Menschen an Bord waren, in eine von ihnen ein Kreuz einritzen, worauf sie in eine Mütze getan und fest durcheinander geschüttelt wurden. Als erster griff ich hinein und zog die mit dem Kreuz versehene Erbse heraus. So war also das Los auf mich gefallen, weshalb ich mich denn auch von jetzt ab als Pilger betrachtete, der sein Gelöbniß einzulösen hatte.

Und noch ein zweites Mal wurde das Los gezogen, um einen anderen Pilgrim nach Santa Maria di Loreto zu entsenden, jenem Wallfahrtsort, der in der Mark von Ancona im Kirchenstaat liegt, woselbst die Heilige Mutter Gottes viele große Wunder gewirkt hat und noch heute wirkt. Das Los fiel auf einen Seemann aus Puerto di Santa Maria mit Namen Pedro de Villa, dem ich die Reiseauslagen zu vergüten versprach. Ein dritter Pilgersmann sollte in der Kirche der Santa Clara di Moguer eine Nachtwache halten und eine Messe dort verlesen lassen. Das gezogene Los ersah auch hierfür mich selbst.

Hierauf legten ich selbst und alle meine Gefährten das feierliche Gelöbniß ab, in dem Lande, wo wir Rettung finden würden, nur mit einem Hemde bekleidet in einer Prozession zu einer Kirche ZU ziehen, die der Heiligen Mutter Gottes geweiht war, um dort zu beten.

Neben diesen allgemeinen Gelöbnißnissen legte jeder einzelne noch ein besonderes Gelübde ab, da keiner diesem Sturme zu entrinnen vermeinte, der alles zu verschlingen drohte. Die Gefahr wurde dadurch noch verschlimmert, daß die Karavelle keinen Ballast hatte, da die aufgezehrten Lebensmittel und das verbrauchte Wasser die Schiffsladung erheblich vermindert hatten. Die Zuversicht, daß das Schönwetter, welches während unseres Aufenthaltes auf den Inseln geherrscht hatte, von Dauer sein würde, hatte mich davon abgehalten, mein Schiff mit dem nötigen Ballast zu versehen; allerdings hatte ich mir vorgenommen, das Schiff beim Anlaufen auf der Fraueninsel entsprechend zu belasten. Diesem Mißstand suchte ich dadurch Abhilfe zu schaffen, daß ich, sobald es ausführbar war, alle leeren Wasser- und Weinfässer mit Meerwasser füllen ließ.

Im folgenden zählt der Admiral die Gründe auf, die ihm jede Furcht nahmen, daß der Herrgott seinen Untergang zulassen könnte, und ihn in der Hoffnung bestärkten, daß der Allmächtige ihn erretten würde, auf daß die Botschaft die er den Herrschern Spaniens zu überbringen hatte, nicht mit ihm zunichte werde.

Ich hätte dies Ungemach mit größerem Gleichmut ertra-

gen, wenn es sich dabei nur um meine Person gehandelt hätte. Denn ich bin mir wohl bewußt, mein Leben dem Erhabenen Schöpfer zu verdanken, hatte ich mich doch schon zu anderen Malen dem Tode so nahe befunden, daß nur ein einziger Schritt mich von den Toren der Ewigkeit trennte. Was mich aber mit unsäglichem Schmerze erfüllte, war der Gedanke, daß der Allmächtige Herrgott in seiner Gnade mir unerschütterlichen Glauben an mein Unternehmen eingegeben und zum Siege verholfen habe, um jetzt, wo alle unsere Widersacher verstummen müßten und Eure Hoheiten durch meine Tat an Ruhm und Staatsmacht bereichert werden sollten, dies alles durch meinen Tod zuschanden werden zu lassen.

Allein auch dies wäre noch ertragbar, wenn mein Untergang nicht auch den Untergang all meiner Leute nachziehen würde, denen ich einen ertragreichen Erfolg in Aussicht gestellt habe. In ihrer Bedrängnis fluchten sie nicht nur ihrem Schicksal, das sie zu diesem Unternehmen veranlaßt hatte, sondern verübelten es mir auf das schwerste, ihrem Entschlusse, umzukehren, nicht nachgegeben zu haben.

Unsägliche Betrübniß bereitete mir vor allem der Gedanke an meine zwei Kinder, die ich ohne jede Unterstützung in der Fremde in Cordova zurückgelassen hatte, wobei ich mich nicht einmal rühmen kann, daß meine Euren Hoheiten erwiesenen Dienste als solche erkannt werden konnten, weshalb sich Eure Hoheiten veranlaßt sehen könnten, ihnen beizustehen. Obzwar mich einerseits der Glaube aufrechterhielt, daß unser Herrgott es niemals zulassen könne, daß ein Unternehmen, welches zur Ehre seiner Kirche gereichte und das ich nach so viel überstandenen Mühen und Widerwärtigkeiten zu gutem Ende geführt hatte, unvollkommen bleiben und ich selber dabei zugrundegehen sollte, so glaubte ich doch Annehmen zu müssen, daß der Allmächtige wegen meines Unverdienstes oder in der Absicht, mir auf Erden nicht einen so großen Ruhm zuteil werden zu lassen, mein Unternehmen an diesem Punkte abbrechen wollte. Und so gedachte ich in meiner Bestürzung Eurer Hoheiten, die, falls ich umkommen sollte und die Schiffe untergingen, dennoch der Erlebnisse dieses siegreichen Unternehmens nicht verlustig gehen sollten. Es mußte einen Weg geben, Euren Hoheiten Nachricht über den erfolgreichen Ausgang meiner Reise zukommen zu lassen.

In dieser Absicht schrieb ich auf Pergamentblätter in der Kürze der mir zu Gebote stehenden Zeit alles nieder, was sich auf die Entdeckung jener Länder bezog, die ich zu vollführen versprochen hatte. Ich gab darin die benötigte Zeit, die Wege, die ich eingeschlagen, die Güte der ent-

deckten Länder und die Eigenschaften ihrer Bewohner an, die innerhalb all dessen, wovon ich im Namen Eurer Hoheiten Besitz ergriffen hatte, zu Ihren ergebenen Untertanen geworden waren. Dieses wohlversiegelte Schreiben richtete ich an Eure Hoheiten und versprach demjenigen, der es verschlossen und unversehrt überbringen würde, tausend Dukaten, damit, falls es in fremde Hände fallen sollte, jene Belohnung den Finder davon abhalte, sich seinen Inhalt zunutze zu machen. Dann ließ ich mir ein großes Faß bringen. Ich wickelte das Schreiben in ein Stück Wachleinwand ein, steckte es in einen Wackuchen und legte alles zusammen in das Faß, das ich dann, dicht abgeschlossen, ins Meer warf. Alle hielten dies für eine fromme Handlung. In weiser Voraussicht, daß jenes Faß seinen Bestimmungsort nicht erreichen könnte, die Schiffe aber immerhin noch gegen Kastilien führen, so verfertigte ich noch eine zweite, in gleicher Weise verwahrte Botschaft und verstaute sie am Hinterschiff, damit, falls das Schiff untergehen sollte, das Faß an der Oberfläche auf gut Glück weiterschwimme.

*Bald darauf traten Sturzböen und Wolkenbrüche ein, der Wind sprang nach Westen um, so daß er Admiral mit Rückenwind fünf Stunden lang nur mit dem Focksegel weiterfuhr, trotzdem das Meer noch in ziemlichem Aufruhr war. So legte er 10 Seemeilen in nordöstlicher Richtung zurück.*

15. Februar bis 3. März 1493:  
Auf den Azoren

Freitag, 15. Februar

Gestern, nach Sonnenuntergang, begann sich der Himmel im Westen zu lichten und es sah so aus, als wollte der Wind von dorthier kommen. Ich ließ daraufhin außer dem Großsegel auch die Beisegel setzen. Es herrschte immer noch hoher Seegang, der allerdings am Abflauen war. Im Verlauf der 13 Nachtstunden legte das Schiff mit einer Stundengeschwindigkeit von vier Seemeilen mithin 92 Seemeilen gegen Ost-Nordosten zurück.

Als die Sonne aufging, sichteten wir in ost-nordöstlicher Richtung vor dem Bug des Schiffes Land; die einen hielten es für die Insel Madeira, andere meinten es sei der Fels von Cintra in Portugal, in der Nähe Lissabons. Bald kam der Wind aus Ost-Nordosten gegen die Fahrtrichtung geblasen, während wuchtige Wogenmassen aus dem Westen angestürmt kamen. 20 Seemeilen trennten das Schiff vom Lande. Nach meinen Berechnungen glaubte ich mich in den Gewässern der Azoren zu befinden und daß daher das gesichtete Land dazu gehören müsse. Meine Kapitäne jedoch und die Matrosen habe sich dem Wahne hingegeben, die Küsten Kastiliens bereits vor sich zu haben.

Samstag, 16. Februar

Die ganze Nacht über kreuzte ich auf, um feststellen zu können, welches Land vor uns lag, obgleich es offensichtlich eine Insel sein mußte. Bald fuhren wir nach Nordosten, bald nach Nord-Nordosten, bis die Sonne hervorbrach, worauf wir nach Süden zu steuerten, um zur Insel zu gelangen, die wir wegen des dunkel umwölkten Himmels nicht mehr zu sehen vermochten. Da entdeckten wir eine andere Insel, die 32 Seemeilen entfernt hinterschiffs lag.

Vom Morgengrauen bis zum Sonnenuntergang kreuzte ich auf und ab, um an die Insel heranzukommen, wobei wir gegen den heftigen Wind und die bewegte See schwer anzukämpfen hatten. Um die Stunde, da die Seeleute das Salve Regina zu beten pflegten, also bei Nachteinbruch, erspähten einige Matrosen auf Lee einen Lichtschimmer, der aus der Richtung der tags zuvor gesichteten Insel zu kommen schien. Ich ließ weiterhin aufkreuzen und trachtete so nahe als möglich an das Licht heranzufahren, um bei Tagesanbruch eine dieser Inseln in Sicht zu bekommen. In dieser Nacht gönnte ich mir etwas Ruhe, da ich seit Mittwoch weder geschlafen noch Nahrung zu mir genommen hatte, so daß ich vor Kälte und Hunger ganz steife Beine hatte.

Sonntags im Morgengrauen segelten wir gegen Süd-Südosten und erreichten beim Dunkelwerden die Insel, doch vermochten wir wegen der Finsternis nicht festzustellen, welche Insel es sei.

Sonntag und  
Montag, 17.  
und 18. Febru-  
ar

Gestern, nach Sonnenuntergang, unternahm ich eine Rundfahrt um die Insel herum, um einen guten Ankerplatz zu finden und Ausschau zu halten. An einer bestimmten Stelle angelangt, warf ich den Anker aus, verlor ihn aber gleich, und fuhr wieder aufs offene Meer hinaus, wo ich die ganze Nacht hindurch aufkreuzte.

Bei Tageslicht fuhr ich nochmals an die Nordküste der Insel heran, und als ich einen günstigen Ankerplatz fand, warf ich einen zweiten Anker aus, worauf ich ein Boot an Land schickte, um die Gegend auszukundschaften. Die Matrosen fragten die Bewohner, wo sie anlegen könnten, und erfuhren, daß die Insel Santa Maria hieß und zu den Azoren gehöre.

Alle Inselbewohner waren sich darüber einig, daß sie seit Menschengedenken keinen so wildtobenden Sturm erlebt hatten, wie in diesen vierzehn Tagen, und daß sie sich nicht genug darüber wundern konnten, wie wir mit heiler Haut davongekommen waren. Die Inselleute dankten Gott dem Herrn und zeigten sich voller Freude über die Nachricht, daß ich Indien entdeckt hatte.

*Der Admiral berichtet nun, daß er seine Seefahrt ohne jede Ungewißheit durchgeführt und nach seiner Seekarte genaue Berechnungen angestellt habe, wenn man davon absehe, daß er der Meinung gewesen sei, bereits viel weiter vorwärtsgekommen zu sein. Trotzdem sei er sich darüber im klaren gewesen, daß er sich in den Gewässern der Azoren befinde und daß jene Insel, die er vor sich gehabt, zu ihnen gehören müsse. Im übrigen habe er alle im Glauben gelassen, eine längere Fahrtstrecke zurückgelegt zu haben, um die Kapitäne und Matrosen, die den Standort des Schiffes bestimmten, irrezuleiten, da er niemand das Geheimnis dieses Seeweges nach Indien preisgeben wollte. Denn niemand von seinen Fahrtgenossen wußte um den zurückgelegten Weg genau Bescheid, so daß keiner denselben Weg mit voller Sicherheit einzuschlagen vermöchte.*

Dienstag, 19.  
Februar

Nach Sonnenuntergang erschienen plötzlich drei Inselbewohner am Ufer und begannen laut zu rufen. Ich schickte daraufhin ein Boot an Land, das jene Leute bestiegen, die Geflügel und frisches Brot mit sich brachten und damit zu Karavelle herangefahren kamen. Dies ereignete sich an einem der letzten Fastnachtstage. Diese Männer überbrachten mir im Namen des Kapitäns oder Gouverneurs der Insel, der Giovanni di Castañda hieß, noch andere Dinge. Dieser Gouverneur behauptete, mich gut zu kennen' und ließ mir mitteilen, daß er mich leider nicht persönlich aufsuchen könne, da es bereits Nacht und mein Aufenthaltsort zu weit von ihm entfernt war; doch wollte

er mich am folgenden Morgen besuchen kommen und mir bei dieser Gelegenheit weitere reichliche Vorräte mitbringen. Überdies ließ er mir ausrichten, daß er die drei Spanier, die sich ausgeschifft hatten und ins Innere des Landes gegangen waren, an Bord der Karavelle zurückführen werde. Er habe sie die Nacht über bei sich behalten, da er ihre Schilderungen unserer Reiseabenteuer ergötzlich gefunden.

Ich ordnete an, die Sendboten des Kapitäns mit der größten Rücksicht zu behandeln, und ließ ihnen Betten richten, damit sie die Nacht an Bord des Schiffes verbringen könnten, da es bereits später Abend geworden und die Stadt weit entfernt lag. Da nun die Männer der "Niña" am vergangenen Donnerstag, als sie den Schrecknissen des Meeressturmes ausgesetzt waren, zahlreiche Gelübde abgelegt und es sich unter anderem vorgenommen hatten, nur mit einem Hemde angetan im zuerst angetroffenen Lande, wo sich eine der Heiligen Mutter Gottes geweihte Kirche befände, in einer Prozession Dankgebete zu verrichten, so bestimmte ich, daß die Hälfte meiner Mannschaft sich zu einer Art Einsiedlerklausen begeben sollte, die sich am Meeresufer befand, um dort ihr Gelübde einzulösen, während ich später mit der anderen Hälfte meiner Fahrtgenossen ihnen nachkommen wollte. Ich mußte guten Glauben, daß ich mich hierzulande genügend sicher fühlen könne, und im Vertrauen auf das Anerbieten von seiten des Gouverneurs und auf den Friedenszustand, der zwischen Portugal und Kastilien eingetreten war, ersuchte ich die drei Portugiesen, die meine Gäste gewesen waren, sich in die Stadt zu begeben und in meinem Namen einen Priester zu bitten, herzukommen, um eine Messe zu zelebrieren. Die Hälfte der Mannschaft der "Niña" begab sich mit hin, nur mit Hemden bekleidet, zu jener Einsiedlerklausen, um ihr Wallfahrtsgelübde zu erfüllen. Während nun die Matrosen ihre Andacht verrichteten, kam ein Trupp Inselbewohner, teils zu Pferd, teils zu Fuß, unter der Führung des Gouverneurs herangestürmt und machte sie alle zu Gefangenen.

Nichts Böses ahnend, wartete ich bis 11 Uhr auf die Rückkehr des Bootes, um mit der anderen Hälfte meiner Leute meinerseits meinem Gelöbniß nachzukommen. Als ich aber merkte, daß meine Männer nicht wieder erschienen, so begann ich die Befürchtung zu hegen, daß sie entweder festgehalten worden seien oder aber daß das Boot Schiffbruch erlitten habe, da ja die ganze Insel von Felsenriffen umgeben war. Da diese Einsiedelei von einer Landzunge verdeckt war, so war ich nicht in der Lage, mir darüber Gewißheit zu verschaffen, was dort vorgefallen war. Daher ließ ich den Anker lichten und fuhr mit dem Schiff bis vor die Einsiedelei, wo ich viele berittene Männer wahrnahm,



die sofort abstiegen, bewaffnet in einem Boote Platz nahmen und sich anschickten, zu meiner Karavelle heranzufahren, um sich meiner zu bemächtigen.

Da erhob sich der Gouverneur inmitten des Bootes und forderte mir das Zugeständnis der Sicherheit seiner eigenen Person ab. Ich gewährte sie ihm auch und fragte den Portugiesen, was es denn zu bedeuten hätte, daß keiner der Spanier in seinem Boote zu sehen sei. Ich forderte den Gouverneur auf, ruhig an Bord meines Schiffes zu kommen und beteuerte ihm mit guten Worten, daß ich allen seinen Wünschen nachkommen würde. Dabei hatte ich die Absicht, den Gouverneur festzunehmen, um auf diese Weise die Befreiung meiner Landsleute zu erzwingen. Mit dieser Kriegslist brach ich das dem Portugiesen gegebene Versprechen der Unverletzlichkeit seiner Person nicht, da dieser ja als erster seine Zusagen des Friedens und der persönlichen Sicherheit, die er tags zuvor mir und den anderen gemacht hatte, nicht eingehalten hatte. Allein der Gouverneur, der nichts Gutes im Schilde führte, wagte es nicht, mein Schiff zu betreten.

Als ich merkte, daß der Portugiese keine Miene machte, an Bord der Karavelle zu kommen, so richtete ich an ihn die Frage, aus welchem Grunde er meine Leute zurückbehalten habe, und legte ihm vor Augen, daß dieses sein Vorgehen dem König von Portugal mißfallen würde, da ja die Portugiesen im Herrschaftsbereich der Könige von Kastilien stets hochgeehrt werden und sich dort frei bewegen und niederlassen konnten, wie in Lissabon selbst. Ich fügte hinzu, daß der König und die Königin mir Empfehlungsschreiben für alle Fürsten und Herren dieser Erde mit auf den Weg gegeben hätten, die ich ihm vorweisen würde, falls er sich näherte. Ich sei der Admiral des Ozeans und Vizekönig Indiens, das nunmehr Ihren Hoheiten anheimgefallen sei, deren eigenhändig unterschriebene Befehle und versiegelte Briefe ich ihm vorzeigen könne.

Tatsächlich zeigte ich ihm auch von weitem jene Dokumente, wobei ich erklärte, daß der König und die Königin von Kastilien in inniger Freundschaft mit dem König Portugals verbunden seien und daß ich von meinen Herrschern den Auftrag erhalten hätte, den portugiesischen Schiffen, denen ich begegnen sollte, tunlichst die gebotene Achtung zu erweisen. Falls der Gouverneur mir meine gefangengesetzte Mannschaft nicht freigeben sollte, so würde ich dennoch meine Fahrt nach Kastilien fortsetzen, da ich noch eine ausreichend zahlreiche Mannschaft an Bord hätte, um bis nach Sevilla segeln zu können.

Schließlich gab ich ihm zu bedenken, daß er und die Seinen auf das schwerste bestraft werden würden, falls er von

seinem feindseligen Vorhaben nicht ablassen wollte. Daraufhin antworteten der Gouverneur und seine Begleiter, daß man auf der Insel weder einen König noch eine Königin von Kastilien, geschweige denn ihre Briefe kenne; sie hätten vor den Herrschern von Kastilien keine Furcht und fügten noch wie eine Drohung hinzu, daß sie es ihnen zeigen wollten, was Portugal Sei.<sup>6</sup> Diese Worte riefen meine Entrüstung hervor. Ich neigte nun zu der Annahme, daß nach meiner Abfahrt aus Palos zwischen beiden Königreichen ein Meinungsstreit ausgebrochen oder es sogar zu einem Bruch gekommen sei, weshalb ich nicht umhin konnte, dem Gouverneur die entsprechende Antwort nicht schuldig zu bleiben.

Daraufhin erhob sich der Gouverneur wieder in seinem Boote und forderte mich in aller Form auf, mit der Karavelle in den Hafen einzufahren, da sein Herr und König ihn zu diesem Vorgehen ermächtigt habe.

Ich rief alle, die sich an Bord der Karavelle befanden, zu Zeugen jener Worte und Taten des Gouverneurs auf und verpfändete dem Gouverneur und seinen Leuten gegenüber mein Wort, daß ich meine Karavelle nicht eher verlassen würde, als bis ich hundert Portugiesen ergriffen und nach Kastilien verschleppt haben würde, nicht ohne vorher die ganze Insel mit Feuer und Schwert heimgesucht zu haben. Dann ging ich wieder an jenem Orte vor Anker, wo ich vorher Halt gemacht hatte, da Wind und Wetter sich so verschlechtert hatten, daß mir nichts anderes zu tun übrigblieb.

Mittwoch, 20.  
Februar

Ich ließ das Schiff wieder instand setzen und befahl, die Fässer mit Meerwasser zu füllen und das Schiff mit dem nötigen Ballast zu versehen. Da ich einen schlechten Ankerplatz hatte und befürchten mußte, daß die am Meeresgrund gelegenen Klippen meine Haltetaue durchschneiden würden, was auch kurz darauf geschah, ging ich in Richtung auf die Insel San Michele in See, obgleich ich wußte, daß nirgends im Bereich der Azoren ein guter Ankerplatz zu finden sei, der vor der herrschenden Wetterlage sichere Zuflucht bieten könnte. So blieb mir nichts anderes übrig, als mich wieder auf gut Glück dem Meere anzuvertrauen.

Donnerstag,  
21. Februar

Ich hatte also tags zuvor die Insel Santa Maria verlassen, um mich zur Insel San Michele zu begeben und dort nach einem guten Hafen Ausschau zu halten, wo ich das Schlechtwetter, das mit heftigen Winden und rollender e e weiter tobte, überdauern könnte. Bis zum Einbruch der Nacht irrte ich hin und her, ohne irgendwo Land zu sehen, da dichter Nebel und pechfinstere Dunkelheit Himmel und Meer bedeckten.

Ich befand mich in arger Verlegenheit, da ich an Bord der

Karavelle nur drei seefahrende Matrosen zur Verfügung hatte, während die übrigen Fahrtgenossen von der Kunst des Seefahrens nicht viel verstanden. Mithin ließ ich mich die ganze Nacht über treiben, was mir viel Mühe verursachte und wegen des anhaltenden Sturmes nicht ohne Gefahr war. Allein der Herr war mir gütig gesinnt, da die Wogen nur von einer Seite heranstürmten. Wäre dem nicht so und das Meer wie in den Vortagen allseits in Aufregung, so hätte ich mit einer weit schlimmeren Gefahr zu kämpfen gehabt.

Als die Sonne aufging und die Insel San Michele noch nicht in Sicht kam, beschloß ich, zur Insel Santa Maria zurückzufahren, um noch einmal zu versuchen, meine Leute, das Boot, die Haltetaue und die Anker, die ich dort zurückgelassen hatte, in Sicherheit zu bringen. Ich konnte mich nicht genug darüber wundern, daß in diesen Gewässern im Bereich jener Inseln ein solches Sturmwetter herrschte, während ich den ganzen Winter hindurch ohne jeden Aufenthalt mit andauerndem Schönwetter nach Indien gesegelt bin, wo das Meer nicht einmal für die Dauer einer Stunde die Seefahrt schwierig gestaltet hatte. Dort habe ich keine Gefahren zu bestehen gehabt, während ich hier ein derartiges Unwetter über mich habe ergehen lassen müssen. Wenn ich auch einen fast gleichstarken See Sturm auf der Hinfahrt in der Nähe der Kanarischen Inseln durchgemacht habe, so erfreute ich mich auf der Weiterfahrt eines heiteren Himmels und einer ruhigen See.

Die Theologen und philosophischen Weisen haben mit ihrer Behauptung wohl recht, daß das irdische Paradies im äußersten Osten liege, da dieser ein überaus mildes Klima besitzt, während die Inseln, die ich jetzt entdeckt habe, "das Ende des Ostens sind".

Freitag, 22.  
Februar

Gestern segelte ich zur Insel von Santa Maria zurück, wo ich an jener Stelle oder Hafen wieder vor Anker ging, wo ich bereits früher Zuflucht gesucht hatte. Bald darauf tauchte auf einer jener Klippen, die gegenüberlagen, ein Mann auf, der mit seinem Mantel uns zuwinkte und den Leuten der Karavelle zurief, nicht davonzufahren. Gleich darauf legte das Boot der "Niña" an, in dem sich fünf Matrosen, zwei Priester und ein öffentlicher Notar befanden, die für ihre Personen die Zusicherung der persönlichen Immunität erbaten. Nachdem ich dies gewährt hatte, bestiegen sie die Karavelle. Da inzwischen bereits die Nacht eingebrochen war, so schliefen sie an Bord des Schiffes, wo ihnen jedes erdenkliche Entgegenkommen zuteil wurde.

Am folgenden Morgen ersuchten mich die Portugiesen, ihnen die Bevollmächtigungsschreiben der Könige von

Kastilien vorzuweisen, um feststellen zu können, ob ich jene Reise wirklich im Auftrage und mit der Ermächtigung jener Herrscher unternommen habe. Ich begriff wohl, daß sie sich nur darauf versteiften, um zu beweisen, daß sie zu ihrer Handlungsweise durchaus berechtigt gewesen seien. Wenn sie heute ein ganz andersartiges Benehmen zur Schau trugen, so geschah dies einzig und allein deshalb, weil sie sich meiner Person nicht so einfach hatten bemächtigen können, wie sie es sich vorgestellt hatten. Da sie mithin einsehen mußten, daß ihnen dieser Streich mißlungen war, so waren sie darauf bedacht, die von mir angedrohten Vergeltungsmaßnahmen zunichte zu machen, aus Furcht, ich würde mich nun anschicken, sie in Taten umzusetzen. Um die Männer zu befreien, die die Portugiesen gefangen gesetzt hatten, ließ ich mich dazu bewegen, ihnen das Rundschreiben zu zeigen, das der König und die Königin geschrieben und mir anvertraut hatten, worin sie sich an alle Fürsten und Herren wandten. Überdies legte ich ihnen noch andere Dokumente vor, mit denen ich versehen worden war, und bot ihnen alles an, was ich besaß.

Damit gaben sich die Portugiesen zufrieden und begaben sich wieder an Land. Sogleich wurden die Gefangenen in Freiheit gesetzt und das Boot der "Niña" wieder zur Stelle geschafft. Ich erfuhr von der befreiten Mannschaft, daß mich die Inselbewohner nicht wieder losgelassen hätten, wenn es ihnen gelungen wäre, sich meiner Person zu bemächtigen, da der Gouverneur der Insel erklärt haben soll, daß sein König und Gebieter es ihm anbefohlen hatte.

Samstag, 23.  
Februar

Im Laufe des gestrigen Tages begann das Wetter sich etwas aufzuheitern, so daß ich die Anker lichten ließ und um die Insel herumfuhr, um einen guten Ankerplatz ausfindig zu machen und Holz und Steine als Ballast an Bord zu nehmen. Doch konnte ich einen solchen erst spät, zur Zeit des Abendgebetes, erkunden.

Sonntag, 24.  
Februar

Gestern abend ging ich vor Anker, um Holz und Steine zu verladen, doch wegen des starken Seeganges kam das Boot nicht bis an Land. Gegen Ende der ersten Nachtwache erhoben sich West- und Südwestwinde, weshalb ich sofort alle Segel setzen ließ, da man in den Gewässern dieser Inseln sich großen Gefahren aussetzen würde, wollte man vor Anker liegend den Westwind herankommen lassen.

Da der Wind nun aus südwestlicher Richtung kam und dieser meist unmittelbar den Südwind im Gefolge zu haben pflegte, die beide zur Weiterfahrt nach Kastilien höchst geeignet waren, so erteilte ich Befehl, die Verladung des Ballastes zu unterbrechen und nach Osten in See zu stechen. Derart fuhr ich bis Sonnenaufgang mit meiner mittleren Stundengeschwindigkeit von 7 Seemeilen im

Verlauf von sechsendeinhalf Stunden, wobei ich eine Strecke von 45 und einhalb Seemeilen zurücklegte. Von da an bis zum Sonnenuntergang fuhr ich 11 Stunden lang mit einer mittleren Geschwindigkeit von 6 Seemeilen; so daß ich um weitere 66 Seemeilen vorwärts kam; insgesamt legte ich also 111 Seemeilen zurück.

25. Februar bis 3. März 1493:  
Weiter über den Atlantik

Montag, 25.  
Februar

Gestern nach Sonnenuntergang setzte ich meine Fahrt in östlicher Richtung mit einer Stundengeschwindigkeit von 5 Seemeilen weiter fort und legte während der 13 Nachtstunden 65 Seemeilen zurück. Vom Morgengrauen bis zum Einbruch der Nacht fuhr ich über eine weitere Strecke von 66 Seemeilen, wobei das Meer gottlob stets ruhig war. Ein großer Vogel, der einem Adler glich, umflog die Karavelle.

Dienstag, 26.  
Februar

Mit Gottes Hilfe fuhr ich auch in der gestrigen Nacht mit einer mittleren Geschwindigkeit von fast immer 8 Seemeilen bei ruhiger See weiter gegen Osten, wobei ich um andere 100 Seemeilen weiter vorwärts kam.

Mittwoch, 27.  
Februar

Die ganze Nacht über und den folgenden Tag wurde ich von meiner Kursrichtung durch Gegenwinde und starken Seegang abgetrieben. Ich befand mich zur Stunde 500 Seemeilen vom Kap von San Vincenzo, 320 Seemeilen von der Insel Madeira und 640 Seemeilen von der Insel Santa Maria entfernt.

Ich war wegen des Sturmes sehr niedergeschlagen, der gerade jetzt einsetzen mußte, wo ich ganz nah der Heimat war.

Donnerstag,  
28. Februar

Auch in der heutigen Nacht erging es mir nicht anders als gestern. Mein Schiff wurde von entgegengesetzten Winden bald nach Süden und Südosten, bald nach Nordosten und Ost-Nordosten abgetrieben, so daß ich den ganzen Tag über hin- und hergeworfen wurde.

Freitag, 1.  
März

Heute nacht fuhr ich gegen Osten weiter, auf einer Strecke von 48 Seemeilen. Tagsüber legte ich in derselben Richtung 94 Seemeilen zurück.

Samstag, 2.  
März

Auch heute nacht setzte ich meine Ost-zu-Nord-Kursrichtung fort, auf einer Strecke von 48 Seemeilen, während ich im Laufe des Tages um 80 Seemeilen vorwärtskam.

Sonntag, 3.  
März

Nach Einbruch der Nacht setzte ich meine Fahrt gegen Osten fort. Ganz unvermutet brach plötzlich ein Gewitter los, das alle meine Segel zerriß, wodurch ich wieder in ernste Gefahr kam; doch die göttliche Vorsehung ließ mich mit heiler Haut davonkommen. Nochmals wurde das Los gezogen, um einen Pilgrim zur Santa Maria von Cinta bei Huelva zu entsenden, der nur mit einem Hemde angetan dahin wallfahrten sollte. Und wieder fiel das Los auf mich.

Die ganze Mannschaft der "Niña" legte ein Gelübde ab, am ersten Samstag nach dem Tag ihrer Errettung aus Seenot, einmal in einem Hafen angelangt, nur bei Wasser und Brot

fasten zu wollen.

Ehe die Segel rissen, hatte die Karavelle 60 Seemeilen zurückgelegt, doch später fuhr sie ohne Segel vor den Wind, da der Sturm nicht nachließ und das Meer wild aufschäumte. Wir sichteten einige Anzeichen nahen Landes - tatsächlich befanden wir uns auf der Höhe Lissabons.



4. März bis 12. März 1493:  
Wieder in Europa

Montag, 4.  
März

In der verflossenen Nacht hatten wir einen derart schauerlichen Sturm zu überstehen, daß wir einen Augenblick lang uns verloren wähnten. Die wild übereinanderstürzenden Wogenmassen und alles aufwirbelnden Windhosen schienen die gebrechliche Karavelle gegen den Himmel schleudern zu wollen, während ein Sturzregen niederging und überall Blitze aufzuckten. Allein Gottes Ratschluß wollte mich nicht zugrundegehen lassen.

Ich fuhr so bis um die Stunde der ersten Nachtwache, als die Matrosen endlich Land sichteten. Um die Küste nicht blindlings anzusteuern und ermitteln zu können, ob sich dort ein Hafen oder eine Bucht befände, die sichere Zuflucht gewähren könnte, ließ ich das Leeseegel des Fockmastes setzen, da ich mich nur so noch ein wenig auf offener See halten konnte, obzwar dies nicht ganz gefahrlos war. Gott bewahrte uns bis zum Tagesanbruch, trotzdem wir alle unter dem Eindruck eines bevorstehenden Schiffbruches vor Entsetzen wie gelähmt waren.

Bei Tageslicht erkannte ich, daß es der Fels von Cintra war, nächst dem Flusse von Lissabon gelegen, in den ich einzufahren gedachte, da mir keine andere Wahl blieb. In Cascaes, der Stadt, die an der Mündung dieses Flusses liegt, konnte ich wegen des dort anhaltenden Sturmes nicht anlegen. Die Ortsbewohner verbrachten den ganzen Morgen damit, in tiefer Andacht um die Errettung der in Seenot befindlichen Seeleute zu beten. Als sie uns wohlbehalten und unversehrt den Tajo herauffahren sahen, kamen sie alle herangelaufen, um uns zu begrüßen und sich in Worten des Erstaunens über unsere Rettung von sicherem Tode zu ergehen.

Auf diese Weise gelangte ich nach Rastello, den Fluß von Lissabon stromaufwärts, wo mir Seeleute berichteten, seit Jahr und Tag keine an Stürmen so reiche Winterszeit erlebt zu haben; allein an der flandrischen Küste seien 25 Schiffe mit Mann und Maus untergegangen, während zahlreiche Schiffe seit vier Monaten vor Lissabon vor Anker lägen, ohne in See gehen zu können.

Sofort machte ich mich daran, an den König von Portugal einen Brief zu richten, worin ich ihm meine Ankunft ankündigte und ihn wissen ließ, daß ich 9 Seemeilen von ihm entfernt gelandet war. Ferner teilte ich ihm mit, von den Beherrschern Kastiliens die Weisung erhalten zu haben, es nicht zu unterlassen, die Häfen des Königs von Portugal anzulaufen, um dort gegen Bezahlung sich alles Nötige zu beschaffen. Schließlich ersuchte ich ihn, mir die Erlaubnis zu erteilen, mit meiner Karavelle bis vor Lissabon fahren zu dürfen, damit kein Übeltäter in Anbetracht des an Bord

befindlichen Goldes und des Umstandes, daß die Karavelle in einer unbewohnten Gegend angelegt hatte, auf den Gedanken verfallen könnte, irgendeinen Schurkenstreich zu unternehmen. Ich tat dies auch in der Absicht, den König von Portugal zu unterrichten, daß ich auf meiner Rückreise aus Indien und nicht aus Guinea in Portugal eingetroffen sei.

Dienstag, 5.  
März

Im Laufe des heutigen Tages kam Bartolomeo Dias, Schiffspatron dieses gewaltigen Kriegsschiffes des Königs von Portugal, das bei Rastello vor Anker lag und meiner Ansicht nach das bestbestückteste und wohlbewaffnetste Schiff ist, das ich je gesehen habe, an Bord eines bewaffneten Bootes zur Karavelle herangefahren. Er forderte mich auf, in seinem Boote Platz zu nehmen, um mich den Ministern des Königs und dem Kommandanten des genannten Schiffes gegenüber auszuweisen.

Darauf antwortete ich ihm, daß ich als Admiral der Könige Kastiliens in keiner Weise verpflichtet sei, diesen Leuten gegenüber Rechenschaft geben zu müssen, weshalb ich mein Schiff nicht zu verlassen gedächte, es sei denn, daß man mich mit Waffengewalt dazu zwingen sollte. Hierauf meinte der Schiffspatron, ich solle den Kommandanten meines Schiffes an meiner Stelle entsenden.

Ich versetzte, daß weder ich noch irgend jemand meines Schiffes diesem Befehle nachzukommen gedenke, außer wenn man uns mit Gewalt an Land schleppen wolle. Denn würde ich jemand anderen an meiner Statt an Land gehen lassen, so wäre es genau so, als ob ich selber es getan hätte. Es war immer Brauch aller im Dienste der Könige von Kastilien stehenden Admirale, eher zu sterben als sich selbst oder auch nur einen Mann der Besatzung an Fremde auszuliefern.

Daraufhin mäßigte Bartolomeo Dias seine gebieterische Rede einigermassen und meinte, da ich mich von meinem Entschluß nicht abbringen ließe, ich solle so handeln, wie ich es für gut hielt. Doch möge ich ihm auf alle Fälle die Rundschreiben der Könige von Kastilien vorweisen. Ich zeigte sie ihm mit größter Freude, worauf der Portugiese sich zu seinem Schiff zurückbegab, um dort dem Kapitän des Schiffes, mit Namen Alvaro Damán, über das Vorgefallene Bericht zu erstatten. Dieser begab sich darauf mit großer Aufmachung und feierlichen Trompetenstößen an Bord unserer Karavelle, wo er sich des längeren mit mir unterhielt und sich erbötig machte, mir alles zu Gefallen zu tun, was ich nur wünschte.

Mittwoch, 6.  
März

Als sich das Gerücht verbreitet hatte, daß ich aus Indien angekommen sei, erschien eine solche Menschenmenge

aus Lissabon, um mich zu besuchen und die Indianer sehen zu können, daß ich mich nicht genug wundern konnte. Alle Besucher bestaunten uns Sehr, dankten Gott und meinten, daß die göttliche Vorsehung den Königen von Kastilien dies alles habe zukommen lassen, weil sie so gottesfürchtig und vom Wunsche beseelt waren, Gott zu dienen.

Donnerstag, 7.  
März

Auch heute wurde die Karavelle von einer Unmenge Menschen besichtigt, worunter man manche bedeutende Persönlichkeit, ja selbst die Minister des Königs bemerken konnte. Sie alle waren voll des Lobes dafür, daß der Allmächtige zum Wohle und zur Verbreitung der Christenheit den Herrschern von Kastilien so viele Erfolge habe zuteil werden lassen. Diese hätten es auch wohlverdient, da sie stets mit so viel Eifer der Sache des Glaubens dienten.

Freitag, 8.  
März

Heute erhielt ich einen Brief des Königs von Portugal durch Vermittlung Don Martino di Noronhas, in dem er mich ersuchte, ihn in seiner gegenwärtigen Residenz aufzusuchen, da das andauernde Schlechtwetter das Auslaufen seiner Karavelle aus dem Hafen von Lissabon unmöglich machte. Obwohl ich zunächst mich nicht dazu entschließen konnte, meine Karavelle zu verlassen, so kam ich der Einladung doch nach, um jeden Verdacht aus der Welt zu schaffen, fuhr gleich ab und nächtigte in Sacavem.

Der König gebot seinen Ministern, mir alles Erforderliche unentgeltlich zur Verfügung zu stellen und in allem meinen Wünschen zu willfahren.

Samstag, 9.  
März

Heute verließ ich Sacavem, um den König in seiner gegenwärtigen Residenz im Valle del Paradiso aufzusuchen, das neun Meilen von Lissabon entfernt ist. Da es regnete, kam ich dort erst bei Einbruch der Nacht an.

Der König ließ mich von den namhaftesten Offizieren seines Hofes in allen Ehren empfangen und bereitete mir persönlich eine ehrenvolle Aufnahme, voller Rücksichtnahmen, indem er mich ihm gegenüber Platz nehmen ließ und sich sehr herzlich an mich wandte. Der König eröffnete mir, daß er Order erteilt hatte, alles auf das gewissenhafteste auszuführen, was dem König von Kastilien und mir selbst dienlich sein könnte, und brachte mir gegenüber seine Freude zum Ausdruck, daß diese Fahrt unternommen und zu so gutem Ende geführt worden sei. Doch sei er der Ansicht, daß nach den Bestimmungen des Vertrages, der zwischen ihm und dem König von Kastilien bestand, diese Entdeckung und Eroberung ihm zufallen müßte.

Darauf antwortete ich, diesen Vertrag nicht zu kennen; es sei mir nur bekannt, daß die Herrscher Kastiliens mir angeordnet hätten, mich weder nach Mina, noch nach jeder anderen Örtlichkeit Guineas zu begeben. Außerdem hätten die spanischen Herrscher jenen Befehl in allen Häfen Andalusiens öffentlich zur Kenntnis gebracht, noch ehe ich meine Reise angetreten hatte.

Der König antwortete mir in aller Höflichkeit, überzeugt zu sein, daß es keiner Vermittler bedürfen würde, um diese Angelegenheit zu klären, und empfahl mich der Gastlichkeit des Priors von Crato, der die namhafteste Persönlichkeit war, die dort wohnte. Letzterer überhäufte mich mit Ehrenbezeugungen und Gefälligkeiten.

Sonntag, 10.  
März

Heute nach der Heiligen Messe richtete der König nochmals an mich die Frage, ob ich irgend etwas benötigte; er würde es mir sofort zukommen lassen. Dann ließ er sich in ein längeres Gespräch über die Ozeanfahrt mit mir ein und forderte mich dabei immer wieder auf, ihm gegenüber Platz zu nehmen, und erwies mir dabei unzählige Aufmerksamkeit.

Montag, 11.  
März

Heute verabschiedete ich mich vom Könige. Er beehrte mich mit dem Auftrage, in seinem Namen einiges an den König und die Königin von Kastilien auszurichten, wobei er mir gegenüber stets die allergrößte Herzlichkeit an den Tag legte.

Nach dem Mittagessen fuhr ich ab, wobei mir Don Martino di Noronha und viele andere Edelleute des Hofes für ein gutes Stück Weges freundliches Geleite gaben. Ich begab mich dann zum Kloster von Sant' Antonio, das sich oberhalb des Ortes Villafranca erhebt, wo die Königin Aufenthalt genommen hatte. Ich legte ihr meine Huldigung zu Füßen und küßte ihre Hände, indem ich so ihrem Wunsche willfahrte; denn sie hatte mich wissen lassen, sie vor meiner Abreise unbedingt aufzusuchen. In Gesellschaft der Königin befanden sich der Herzog und der Marquis. Sie empfing mich mit allen Ehren. Als es Abend wurde, nahm ich von der Königin Abschied und begab mich nach Alhandra, um dort die Nacht zu verbringen.

Dienstag, 12.  
März

Heute, als ich eben im Begriffe war, Alhandra zu verlassen, um mich wieder zu meiner Karavelle zu begeben, erhielt ich den Besuch eines Schildknappen des Königs, der mir im Namen seines Herrn erklärte, daß S. M. ihm befohlen habe, mir Gesellschaft zu leisten und alles Erforderliche an Unterkunft und Pferden zu besorgen, falls ich auf dem Landwege nach Kastilien reisen wollte. Während ich mich vom Schildknappen verabschiedete, ließ mir dieser einen Maulesel zuführen, um darauf reiten zu können, während

ein zweites Maultier dem Kapitän der "Niña", der mich begleitete, zur Verfügung stand. Es war mir bekannt, daß der Abgesandte des Königs dem Kapitän ein Geschenk von 20 Schwertern überreicht hatte. Der König verfolgte damit den Zweck, daß diese offenkundigen Beweise seines Wohlwollens dem König und der Königin von Kastilien hinterbracht würden.

In der Nacht erreichte ich wieder meine Karavelle.

13. bis 15. März 1493:  
Rückkehr nach Spanien

Mittwoch, 13.  
März

Heute, um acht Uhr morgens, ließ ich bei Flut und mit Nordwestwind die Anker lichten und die Segel setzen, um Sevilla zu erreichen.

Donnerstag,  
14. März

Gestern, nach Sonnenuntergang, setzte ich meine Fahrt gegen Süden fort und befand mich noch vor der Morgendämmerung auf der Höhe des Kap SanVincenzo in Portugal. Hierauf segelte ich nach Osten in der Richtung auf Saltes. Den ganzen Tag über fuhr ich mit mäßigen Winden, bis ich an Faro vorbei segelte.

Freitag, 15.  
März

In der Nacht auf Freitag setzte ich meine Fahrt in derselben Richtung mit schwachem Winde weiter fort und befand mich bei Tagesanbruch auf der Höhe von Saltes. Um zwölf Uhr mittags fuhr ich bei Flut an der Felsbank von Saltes vorbei in den Hafen ein, von dem aus ich am 3. August des vergangenen Jahres meine Fahrt angetreten hatte.

Damit will ich mein Bordbuch beschließen. Ich möchte nur noch bemerken, daß ich mir vorgenommen habe, mich auf dem Seewege nach Barcelona zu begeben, wo ich wußte, daß zu dieser Zeit der König und die Königin sich aufhielten, um ihnen einen ausführlichen Bericht über meine ganze Reise, die die Gnade Gottes mir eingegeben und zu glücklichem Ende hatte bringen lassen, vorzulegen. Denn ich bin von ganzer Seele davon überzeugt, daß die Allmacht Gottes alles Gute wirkt und daß alles gut ist, was keine Sünde darstellt; denn es gibt schlechterdings nichts, was ohne die Einwilligung Gottes geschehen könnte.

Der glückliche Ausgang meiner Seefahrt ist der wunderbarste göttliche Beweis dessen, was ich behauptet habe. Überdies beweisen dies auch die zahlreichen Wunder, die Er während meiner ganzen Fahrt gewirkt und die ich hier verzeichnet habe. Vor allem erhellt die Gnade Gottes auch aus der Tatsache, daß ich mich trotz der Gegnerschaft so vieler bedeutender Persönlichkeiten am Hofe meiner Herren und Gebieter, die sich mir alle entgegengestellt und meinem Plan als ein schwindelhaftes und undurchführbares Unternehmen angesehen hatten, solange am Hofe Eurer Hoheiten habe behaupten und durchsetzen können. Ich will zu Gott hoffen, daß die von mir vollbrachte Tat zur höchsten Ehre der Christenheit gereichen werde und keine ihresgleichen finden möge.

DEO GRATIAS

\*\*\*



Übersetzung aus dem Italienischen: Dr. Anton Zahorsky  
(c) 1941 by Rascher Verlag Zürich  
(c) 2002 für die diese Umsetzung als ebook by Norbert Fiks